Deutsche Märchen



Deutsche Märchen



Herausgegeben vom Cigaretten-Bilderdienst · Hamburg

Die in diesem Buche enthaltenen deutschen Märchen
wurden von Dr. Paul Alverdes, München, zusammengestellt und bearbeitet · Die hundert farbigen Bilder sind Originalarbeiten von Professor Paul Hey, München · Den Einband zeichnete Helmut Skarbina, Berlin · Der graphische Buchschmuck wurde von Gustav Storz, Berlin, geschaffen · Den Druck der farbigen Bilder besorgte die Firma Albert Frisch, Berlin
Druck des Textes: Hanseatische Verlagsanstalt AG., Hamburg

931.–1100. Tausend

Vorwort

Daß ein Frosch mit menschlicher Stimme redet, weil er verzaubert ist, oder daß auf dem Grunde eines Weihers im Tann ein rostiger Mann zum Vorschein kommt; oder daß es Zwerge gibt, die allerlei Gutes und Böses stiften, und daß die Toten wiederkehren und die Brünnlein rufen und sogar die Äpfel am Baum und die Brotlaibe im Backofen sprechen können – das sollte uns einmal einer erzählen wollen! Wäre es uns nicht längst erzählt worden, so würde es uns wahrscheinlich als das sinnloseste Zeug von der Welt vorkommen, nicht wert, auch nur ein einziges Blatt Papier daran zu wenden. Aber es ist uns allen erzählt worden, seit wir nur zuhören konnten, und wir haben immer lieber daran geglaubt: an die Zaubersprüche von bannender und lösender Gewalt, an die Hexen und an die Riesen in den Wäldern, wo sie am tiefsten waren, und noch lange haben wir uns im stillen den Beistand des Eisenhans selber gewünscht, oder die Gunst des grauen Männleins, oder gar die rächende Erbötigkeit des Knüppels aus dem Sack.

Und wenn wir nun den Band mit den Märchen der Brüder Grimm etwa noch einmal aufschlagen, so ergeht es uns nicht anders als in unserer Kindheit: das Wunderbare und das Geheimnisvolle, das sich nie und nirgends hat begeben, es hat seine alte, holde Macht über uns behalten, und es dünkt uns alles wohlbekannt, wie es uns immer schon wohlbekannt dünkte; als habe sich's nämlich in unserem eigenen Leben einmal zugetragen, und als erinnerten wir uns nun daran.

Und in der Tat: es kommt beim Lesen dieser Märchen noch ein Erinnern von ganz anderer Art über uns, als nur das Wiedererwachen der eigenen Kindheit und der Umstände, unter denen wir sie damals hörten oder lasen. Wir sprechen uns nur einmal einen der rätselhaft bewegenden Sprüche nach: „Brennettelbusch, Brennettelbusch so kleene", oder „O du Falada, da du hangest", oder: „Kehr um, kehr um, du junge Braut", – und wir fühlen alsbald, wie unser Erinnern an den Grenzen eines Buches oder unserer eigenen Spanne Lebens nicht haltmachen will, sondern wie es weiter hinauszuschweifen begehrt, wie in ein verschollenes Leben, an welchem wir lange vor unserer eigenen Zeit teilgehabt haben wollen.

Es verhält sich auch gar nicht anders: in einem jeden von uns leben ja seine Ahnen fort, und wie ein ganzes Volk immer zugleich aus seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit besteht, so ist auch der lebendige Mensch nicht ohne die Toten zu begreifen, die vor ihm waren. Und nun sagt uns gar die Wissenschaft selber, die sich mit ihren Mitteln und auf ihre Weise mit der Herkunft und mit der Verwandlung der Märchen befaßt hat, daß sich die allerältesten Vorstellungen und Lebensahnungen eines Volkes, ja der Menschheit überhaupt in dichterischen Formen darin wiederfinden. Sie sagt geradezu: so alt wie die Sprache eines Volkes ist, so alt sind auch seine Märchen, und da haben wir es gewissermaßen schwarz auf weiß, was uns unser eigenes Herz schon immer sagte. Es sind unsere leiblichen Urväter, die da in der Sprache der Dichtung zu uns sprechen.

Freilich ist es keine Dichtung, die sich, wie wir es gewohnt sind, auf bestimmte Dichternamen zurückführen ließe; denn wirklich hat hier einmal das Volk selber für das Volk gedichtet, und wir dürfen uns vorstellen, daß es von den meisten dieser Märchen je nach den Zeitaltern und nach den Mundarten ungezählte und mehr oder weniger voneinander verschiedene Fassungen gegeben hat. Der Segen freilich, den die Brüder Grimm mit ihrer 1812 zum ersten Male erschienenen Sammlung und Neufassung für die deutsche Nation gestiftet haben, kann gleichwohl nicht hoch genug bedankt und gerühmt werden; denn wir dürfen uns wohl fragen, wohin bei der besonderen Entwicklung des vergangenen Jahrhunderts diese Schätze uns sonst entschwunden wären: ins Unwiederbringliche vermutlich, wie so vieles an echtem Volksgut und Brauch, das dieses Jahrhundert uns rauben sollte. Hier hat aber wirklich einmal die Liebe, die Volkstreue, der gelehrte Fleiß und die hohe dichterische Kraft zweier genialer Männer dem ganzen Volk für alle Zeiten einen unerschöpflichen Schatzbehälter von Gleichnissen und Bildern seiner selbst in letzter Stunde gerettet.

An der Form, die sie ihnen gaben, durfte, da es für diese Ausgabe nun einmal unvermeidlich war, nur mit der äußersten Behutsamkeit geändert werden. Die Kürzungen wurden so schonend wie nur möglich vorgenommen, wobei sich geringfügige Änderungen des Grimmschen Wortstandes nicht in allen Fällen umgehen ließen. Aber schließlich haben die Brüder Grimm ja Ungezählten vor ihnen auch nacherzählt, und so durfte diese oder jene Abweichung von ihren Texten in Ansehung einer neuen Möglichkeit, das Unvergängliche abermals darzubieten, wohl vertreten werden.

Bei den Nacherzählungen nach Wilhelm Hauff, Ernst Moritz Arndt und Andersen durfte freier zu Werke gegangen werden. Auch sie schöpften aus dem Born eines im weitesten Sinne deutschen Volksgutes, auch der Däne Andersen, selbst wo sie ihre Begebenheiten einmal in das Morgenland verlegen. Inwieweit es aber gelungen ist, ihnen nachzuerzählen, ohne allzudreist mit einer immerhin geprägten Form zu verfahren, und dennoch ihre wesenhafte Verbundenheit mit der von Wilhelm und Jakob Grimm so großartig erneuerten Überlieferung deutlich zu machen, das mögen nun die Leser selber entscheiden.

Paul Alverdes.

Märchen von einem, der auszog das Fürchten zu lernen

Ein Vater hatte zwei Söhne; davon war der älteste klug und gescheit, aber der jüngste war so einfältig, daß die Leute oftmals von ihm sagten, mit dem wird sein Vater noch seine Last haben. Manchmal, wenn sie sich des Abends am Feuer Geschichten erzählten von Gespenstern und bösen Geistern, bis ihnen allen die Haut schauderte, weil es ihnen gruselte, saß er nur still in seiner Ecke und hörte zu. Dann sagte er zu sich: was sie nur immer mit ihrem Gruseln haben? Mir gruselt's nie. Es wird wohl auch eine von den Künsten sein, von denen ich nichts verstehen kann. Eines Tages, als sein Vater ihm befahl, nun auch etwas zu lernen, womit er sich selber sein Brot verdienen könnte, antwortete er darum: „Recht gern, lieber Vater, will ich etwas lernen. Ich will das Gruseln lernen, wenn es Euch recht ist." Darüber lachte der Bruder und nannte ihn Dummbart. Aber der Vater seufzte. „Lernen kannst du es schon", sagte er, „aber satt wirst du nicht davon werden."

Nun war gerade der Küster zu Besuch und hörte alles mit an. „Schickt mir den Jungen doch einmal zu mir herüber", sagte er, „ich will ihn schon hobeln." Dem Vater war es recht, und fortan mußte der Junge dem Küster die Glocken läuten. Eines Nachts weckte er ihn um die zwölfte Stunde und hieß ihn auf den Kirchturm steigen. Er selbst aber ging heimlich voraus, und als der Junge oben ankam, da stand er schon beim Schalloch, in ein weißes Laken gehüllt und bewegte sich nicht und gab auch keine Antwort, als der Junge ihn anrief. Er gab auch beim zweitenmal keine, und auch nicht, als der Junge ihn zum drittenmal fragte, ob er ein ehrlicher Kerl sei. Da gab ihm der Junge einen Stoß, daß er zehn Stufen hinunterkollerte und mit gebrochenem Bein in einer Ecke liegen blieb. Erst am anderen Morgen hat ihn die Küstersfrau dort gefunden. Der Junge aber, nachdem er die Glocken geläutet wie befohlen, ging heim und schlief bis in den hellen Tag.

„Ach", sagte sein Vater, als er davon erfuhr, „mit dir erlebe ich nur Unglück. Geh mir aus den Augen, ich will dich nicht mehr sehen. Da, hast du fünfzig Taler, damit geh in die weite Welt." „Recht gern", sagte der Junge und steckte die Taler ein, „gleich morgen früh will ich ausziehen, das Gruseln zu erlernen."

„Wenn's mir nur gruselte, wenn's mir nur gruselte", sprach er immerfort vor sich hin, während er auf der Landstraße fürbaß schritt. Das hörte ein Wandersmann, der denselben Weg hatte. „Wenn's weiter nichts ist", sagte er, „dann setz dich nur dort drüben unter den Galgen, wo die sieben Gerichteten hängen. Wenn die Nacht kommt, wirst du es schon lernen." „Recht gerne", sagte der Junge, „es gilt, und wenn ich's wirklich lerne, so sollst du zum Dank meine fünfzig Taler haben."

Da saß er nun unter dem Galgen, und die Nacht kam und



der Wind ging und schwenkte die Gehenkten hin und her. Vielleicht ist es ihnen doch kalt da droben, dachte der Junge bei sich, und weil er ein mitleidiges Herz hatte, so stieg er hinauf und knüpfte sie der Reihe nach los, alle sieben, und setzte sie um sein Wachtfeuer. Aber sie saßen nur stumm und rührten sich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da begann er sich über sie zu ärgern, immer mehr, und zuletzt, als sie immer noch keine Antwort gaben und auf keine Warnung hören wollten, da packte er sie und hängte sie der Reihe nach wieder hinauf auf den Galgen, alle sieben.

Andern morgens kam der Wandersmann um seine fünfzig Taler. „Du hast es doch nun gelernt, was das Gruseln ist?" fragte er. „Ach nein", sagte der Junge, „woher sollte ich es denn auch gelernt haben?"

Eines Abends aber, nicht lange danach, kam der Junge auf seiner Wanderschaft in ein Wirtshaus, das unweit von einem verwunschenen Schlosse gelegen war. „Ach, wenn's mir nur gruselte, ach, wenn's mir nur gruselte", sagte er nach seiner Gewohnheit laut vor sich hin, als er eintrat. „Wenn's weiter nichts ist", sprach der Wirt, der das hörte, „da weiß ich Rat. Da drüben liegt ein verzaubertes Schloß, und der König verspricht jedem seine Tochter zur Frau, der nur drei Nächte darin wachen will. Aber viele sind schon hineingegangen, und noch keiner ist wieder herausgekommen." Da machte sich der Junge gleich andern Morgens auf den Weg zum König. Wenn's erlaubt wäre, sagte er, so wollte er die drei Nächte in dem verwunschenen Schloß gerne wachen. Dem König war es recht. Er gab ihm eine Schnitzbank mit auf den Weg, und eine Drehbank und ein Messer, das hatte er sich ausgebeten, und gab ihm Holz für das Feuer in der Nacht dazu.

„Ach, wenn's mir nur gruselte, ach, wenn's mir nur gruselte", sprach er und saß bei seinem Feuer in dem Schloß, und draußen war es tiefe Nacht. Aber kaum hatte er ausgesprochen, so hockten schon zwei riesige schwarze Katzen, wie Ochsen so groß, mit am Feuer und starrten ihn mit wilden Augen an. Sie wollten jetzt Karten mit ihm spielen, sagten sie, nachdem sie sich eine Weile gewärmt hatten. „Recht gerne", sagte der Junge, „aber erst will ich euch die Nägel ein wenig stutzen, sie sind zum Kartenspielen zu lang." Damit packte er ihre Pfoten, schraubte sie in seiner Schnitzbank fest, und als sie festgeschraubt waren, schlug er sie tot und warf sie zum Fenster hinaus. Als er sich aber umdrehte, da hockten schon wieder welche am Feuer, und aus allen Ecken und Winkeln kamen immer neue gekrochen, so oft er sie auch mit dem Schnitzmesser umbrachte. Endlich aber kam doch der Morgen, und weil es ihn schläferte, legte er sich in ein großes Bett, das da in einer Ecke stand. Kaum aber hatte er die Augen zugemacht, als es auch schon mit ihm davonfuhr, treppauf, treppab, durch das ganze Schloß. „Recht gern", sagte der Junge, „aber schneller, denn ich fahre gern schnell." Da stürzte es um und lag wie ein Berg auf ihm, aber er kroch darunter hervor, und weil er es nun satt hatte, legte er sich auf die Erde und schlief bis in den hellen Tag.

In der zweiten Nacht aber, als er eben wieder sein Sprüchlein sprach, da kam mit fürchterlichem Geheule ein halber Mensch durch den Kamin heruntergefallen, und dann heulte es abermals und die andere Hälfte kam hinterdrein. Unten fuhren die Hälften zusammen und ein greulicher Kerl wurde daraus, und ihm folgten stückweis noch sieben andere greuliche Kerle. Sie hatten Totenbeiner mit sich und auch zwei Totenköpfe, die setzten sie nun auf und nahmen die Totenköpfe in die Hand und begannen Kegel zu spielen. Wenn er Geld hätte, grölten sie, dann könne er mitspielen. „Recht gern", sagte der Junge, „aber erst will ich die Kugeln noch etwas runder drehen auf meiner Drehbank hier, es schüppelt besser."

Andern morgens kam der König und fragte ihn, ob er nun das Gruseln gelernt habe. „Wie denn?" fragte der Junge; „wir haben Kegel geschoben, und ich habe ein paar Groschen an die Bengel verloren. Ganz lustig war's, wo hätt' ich da das Gruseln lernen sollen?"

Auch in der dritten Nacht hat er es nicht gelernt. Es kamen sechs schwarze Männer und brachten eine Totenbahre hereingetragen, und der Tote darin war so eiskalt, daß es den Jungen erbarmte. „Vetterchen", sagte er, „du sollst mir wieder warm werden." Damit legte er ihn in sein Bett, aber kaum war der Tote zu sich gekommen, als er sich aufrichtete und schrie, daß er ihn nun erwürgen werde. „Das ist dein Dank", sagte der Junge, packte ihn und schleppte ihn in seine Totenlade zurück und schlug den Deckel zu; und alsbald erschienen die schwarzen Männer wieder



und trugen ihn davon, stumm wie sie gekommen waren. „Es will mir nicht gruseln”, sagte er, „ich lerne es mein Lebtag nicht.”
Da trat ein Mann herein, der war größer als alle die andern und sah fürchterlich aus, doch war er alt und hatte einen langen weißen Bart. „O du Wicht”, rief er, „nun sollst du lernen, was Gruseln ist, denn du sollst sterben.” „Sachte, sachte”, sprach der Junge, „mach dich nicht so breit, so stark wie du bin ich noch allemal.” „Das wollen wir sehen”, sagte der Alte, „komm, wir wollen's versuchen.” Damit führte er ihn durch dunkle Gänge unter der Erde zu einem Schmiedfeuer, nahm eine Axt und schlug den Amboß mit einem Schlag in die Erde. „Das kann ich noch besser”, sagte der Junge und ging zu dem anderen Amboß, der da in einer Ecke stand, spaltete ihn mit einem Hieb und klemmte den Bart des Alten mit hinein. „Nun hab' ich dich”, sagte der Junge, „jetzt ist das Sterben an dir”, und schlug mit einer Eisenstange so lange auf ihn los, bis er ihn wimmernd um Gnade bat und ihm große Reichtümer dafür verhieß. Da zog der Junge die Axt aus dem Amboß und ließ den Alten los, und der führte ihn wieder in das Schloß zurück und zeigte ihm in einem Keller drei Kasten voll Gold: „Davon”, sprach er, „ist ein Teil den Armen, der andere dem König, der dritte dein.” Indem schlug es zwölfe und der Geist verschwand, und der Junge stand in der Finsternis. „Ich werde mir doch heraushelfen”, murmelte er, tappte herum und fand den Weg in seine Kammer und schlief dort bei seinem Feuer ein.
Als der König am andern Morgen wiederum in das Schloß kam, wunderte er sich über die Maßen, daß er den Jungen noch lebend fand. „Aber das Gruseln”, sagte er, „wirst du ja nun gelernt haben.” – „Wie denn?” sagte der Junge. „Erst kam mein toter Vetter und wollte mich erwürgen, und dann ist ein alter Kerl gekommen und hat mir da unten viel Gold gezeigt. Aber was das Gruseln ist, das hat mir keiner gesagt.”
Er sollte es aber doch noch lernen. Denn als die Hochzeit gefeiert war und als er immer noch nicht lassen konnte, nach dem Gruseln zu fragen, da ließ die junge Königin eines Nachts durch ihre Kammerfrau einen Eimer Wasser aus dem Bach heraufholen, in dem lauter kleine Gründlinge schwammen. Dann zog sie ihm die Decke fort und goß den Eimer über ihn aus, daß all die kleinen Fische um ihn herumzappelten. Da wachte er auf und rief: „Ach, was gruselt mir, was gruselt mir!” Und hinfort hat er nie wieder nach dem Gruseln gefragt. Nach den Brüdern Grimm.

Doktor Allwissend

Es war einmal ein armer Bauer namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch. Da sah der Bauer, wie er schön aß und trank und das Herz ging ihm auf und wäre auch gerne ein Doktor gewesen. Endlich fragte er, ob er nicht auch könne ein Doktor werden. „O ja”, sagte der Doktor, „das ist bald geschehen.” – „Was muß ich tun?” fragte der Bauer. – „Erstlich kauf dir ein ABC-Buch, so eins, wo vorn ein Gockelhahn drin ist; zweitens mache deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld und schaff dir damit Kleider an und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: ‚Ich bin der Doktor Allwissend', und laß das oben über deine Haustüre nageln.” Der Bauer tat alles, wie es ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen adeligen Herrn Geld gestohlen.



Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gesagt, der auch wissen müßte, wo das Geld hingekommen wäre. Also fuhr der Herr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwissend wäre? „Ja, der wäre er.” – „So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wieder herschaffen.” – „O ja, aber die Grete, seine Frau, müßte auch mit.” Der Herr war das zufrieden und ließ die beiden in den Wagen sitzen. Als sie auf den

adeligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da sollten sie erst mitessen. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grete, das war der erste", und meinte, es wäre derjenige, der das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen, das ist der erste Dieb, und weil er's nun wirklich war, ward ihm angst und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „Der Doktor weiß alles, wir kommen übel an: er hat gesagt, ‚ich wäre der erste'." Der zweite wollte gar nicht herein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel hereinkam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grete, das ist der zweite." Dem Bedienten ward ebenfalls angst und er machte, daß er hinauskam. Dem dritten ging's nicht besser, der Bauer sagte wieder: „Grete, das ist der dritte." Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er sollte seine Kunst zeigen und raten, was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte und sprach: „Ach, ich armer Krebs!" Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es, nun weiß er auch, wer das Geld hat." Dem Bedienten aber ward gewaltig angst und er blinzelte den Doktor an, er möchte einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle viere, sie hätten das Geld gestohlen; sie wollten's ja gerne herausgeben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verraten wollte. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen, wo das Geld steckt." Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber und schlug sein ABC-Buch auf, blätterte hin und her und suchte den Gockelhahn. Weil er ihn nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin und mußt auch heraus." Da glaubte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles." Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.

Nach den Brüdern Grimm.

Die Sterntaler

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem waren Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen hatte, darin zu wohnen und kein Bettchen, darin zu schlafen und endlich hatte es gar nichts mehr als die Kleider auf dem Leib und ein Stückchen Brot in der Hand. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gib mir etwas zu essen, denn ich bin so hungrig." Da reichte es ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: „Gott segne dir's", und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopfe, schenk mir etwas, womit ich ihn bedecken kann." Da tat das Mädchen seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fror: da gab es ihm sein eigenes: und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, da gab es auch sein Röcklein von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte, es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand, du kannst wohl dein Hemd weggeben, und zog das Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter harte blanke Taler: und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an und das war vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Taler hinein und war reich für sein Lebtag.

Nach den Brüdern Grimm.



Sneewittchen

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte und nähte. Und wie sie so nähte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Da dachte sie bei sich: Hätt' ich ein Kind so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie Ebenholz. Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Darum ward es Sneewittchen genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin.
Über ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin, die war stolz und übermütig und wollte von niemand an Schönheit übertroffen werden. Oftmals trat sie darum vor ihren Spiegel und sprach:

Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?

Dann antwortete der Spiegel:

Frau Königin, ihr seid die Schönste im Land.

Und sie war es zufrieden, denn sie wußte, daß ihr Spiegel die Wahrheit sagte.
Sneewittchen aber wurde unterdessen immer schöner, und als es sieben Jahre alt war, war es so schön wie der klare Tag, und als die Königin wieder einmal ihren Spiegel fragte, da antwortete er:

Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
Aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als ihr.

Da erschrak die Königin und von Stund an, wenn sie Sneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum vor Neid und vor Hochmut. Endlich rief sie einen Jäger und sprach: „Bring das Kind in den Wald und töte es, und zum Wahrzeichen sollst du mir Lunge und Leber mitbringen." Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, aber als er den Hirschfänger gezogen hatte, fing Sneewittchen an zu weinen und sprach: „Ach lieber Jäger, laß mir mein Leben, ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heimkommen." Da hatte der Jäger Mitleiden und sprach: „So lauf hin, du armes Kind", und es war ihm, als wäre ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte. Und als gerade ein junger Frischling dahergesprungen kam, stach er ihn tot, nahm Lunge und Leber heraus, und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit.
Sneewittchen aber war in dem großen Wald mutterseelenallein und es ward ihm so angst, daß es nicht wußte, wie es sich helfen sollte. Es lief, solange nur die Füße noch fortkonnten, bis es Abend wurde; da fand es ein kleines Häuschen und ging hinein, sich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber so reinlich und zierlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weißgedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löffelein, ferner sieben Messerlein und Gäbelein und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein aufgestellt und schneeweiße Laken darüber gedeckt. Sneewittchen aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüse und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein, denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach legte es sich in ein Bettchen, befahl sich Gott und schlief ein.
Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Häuslein, das waren die sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an und der Erste sprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?" Der Zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?" Der Dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?" Der Vierte: „Wer hat von meinem Gemüschen gegessen?" Der Fünfte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gegessen?" Der Sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?" Der Siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?" Als er sich aber umblickte, da gewahrte er Sneewittchen, das in seinem Bett lag und schlief. Nun rief er die anderen, und sie schrien vor Verwunderung und beleuchteten Sneewittchen mit ihren sieben Lichtlein. „Ei du mein Gott", riefen sie, „was ist das Kind so schön", und hatten so große Freude, daß sie es fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.
Am andern Morgen erwachte Sneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie aber waren freundlich und fragten: „Wie heißt du?" – „Ich heiße Sneewittchen", antwortete es und erzählte ihnen, wie seine Stiefmutter es hätte wollen umbringen lassen und wie es gelaufen wäre den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuschen gefunden hätte. Die Zwerge sprachen: „Willst du unsern Haushalt versehen, kochen, waschen, nähen und stricken für uns, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an nichts fehlen." – „Ja", sagte Sneewittchen, „von Herzen gern", und fortan blieb es bei ihnen.
Die böse Königin aber dachte nicht anders, als daß sie nun wieder die Allerschönste wäre und trat vor ihren Spiegel und sprach:

Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?

Da antwortete der Spiegel:

Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen,
Bei den sieben Zwergen,
Ist noch tausendmal schöner als ihr.

Da merkte sie wohl, daß Sneewittchen noch am Leben war



und sann aufs neue, wie sie es umbringen wollte; denn solange sie nicht die Schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Endlich färbte sie sich das Gesicht, kleidete sich wie eine alte Krämerin und ging über die sieben Berge zu den sieben Zwergen. Sie klopfte an die Türe und rief: „Schöne Ware feil.“ Sneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt ihr zu verkaufen?“ – „Gute Ware“, antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben“, und holte einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war, und Sneewittchen, das keinen Argwohn hatte, riegelte die Türe auf. „Kind“, sprach die Alte, „wie du aussiehst. Komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren.“ Sneewittchen stellte sich vor sie hin und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren: aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Atem verging und es für tot hinfiel. „Nun bist du die Schönste gewesen“, sprach die Alte und eilte hinaus.

Wie erschraken aber die sieben Zwerge, als sie zur Abendzeit nach Hause kamen und ihr liebes Sneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen! Sie hoben es in die Höhe, da merkten sie wohl, daß es zu fest geschnürt war und schnitten den Schnürriemen entzwei: alsbald fing es an ein wenig zu atmen und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie: „Die alte Krämerfrau war niemand als die gottlose Königin. Hüte dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind.“

Das böse Weib aber trat zu Hause vor ihren Spiegel und fragte:

Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?

da antwortete er:

Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen,
Bei den sieben Zwergen,
Ist noch tausendmal schöner als ihr.

Als sie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, denn sie sah wohl, daß Sneewittchen wieder lebendig geworden war. „Nun aber“, sprach sie, „will ich etwas aussinnen, das dich zugrunde richten soll“, und mit Hexenkünsten, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann nahm sie die Gestalt eines anderen alten Weibes an, ging abermals über die sieben Berge und klopfte an die Tür. Sneewittchen aber rief: „Geht nur weiter, ich darf niemand hereinlassen.“ – „Das Ansehen wird dir doch erlaubt sein“, sprach die Alte und hielt den giftigen Kamm in die Höhe. Da ließ das Kind sich betören und öffnete die Türe. „Nun will ich dich einmal ordentlich kämmen“, sprach die Alte, aber kaum hatte sie ihm den giftigen Kamm in die Haare gesteckt, als Sneewittchen ohne Besinnung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit“, sprach das boshafte Weib, „jetzt ist's um dich geschehen“, und ging fort. Als die sieben Zwerglein nach Hause kamen und Snee-



wittchen abermals wie tot auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die Stiefmutter im Verdacht, suchten nach und fanden den giftigen Kamm. Kaum hatten sie ihn herausgezogen, so kam Sneewittchen wieder zu sich und erzählte, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein und niemand die Türe zu öffnen.
Die Königin stellte sich daheim vor den Spiegel und fragte:

> Spieglein, Spieglein an der Wand,
> Wer ist die Schönste im ganzen Land?

da antwortete er abermals:

> Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
> Aber Sneewittchen über den Bergen,
> Bei den sieben Zwergen,
> Ist doch tausendmal schöner als ihr.

Da bebte sie vor Zorn. „Sneewittchen soll sterben", rief sie, „und wenn es mein eigenes Leben kostet." Darauf ging sie in eine verborgene Kammer und machte da einen giftigen Apfel. Dann färbte sie sich das Gesicht, verkleidete sich in eine Bauersfrau und ging abermals zu den sieben Zwergen. Sneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „Ich darf keinen Menschen einlassen." – „Mir auch recht", antwortete die Bäuerin, „meine Äpfel will ich schon loswerden. Da, einen will ich dir schenken." – „Nein", sprach Sneewittchen, „ich darf nichts annehmen." – „Fürchtest du dich vor Gift", sprach die Alte, „siehst du, ich schneide den Apfel in zwei Teile, den roten Backen ißt du, den weißen will ich essen." Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rote Backen allein vergiftet war. Sneewittchen lüsterte den schönen Apfel an und konnte nicht länger widerstehen. Kaum aber hatte es einen Bissen von der giftigen Hälfte im Mund, so fiel es tot zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grausigen Blicken und sprach: „Diesmal können dich die Zwerge nicht wiedererwecken." Und als sie daheim ihren Spiegel befragte, so antwortete er endlich:

> Frau Königin, ihr seid die Schönste
> im Land.

Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe, so gut ein neidisches Herz Ruhe haben kann.
Die Zwerglein fanden Sneewittchen auf der Erde liegen, als sie nach Hause kamen, und es ging kein Atem mehr aus seinem Mund. Sie hoben es auf, suchten, ob sie was Giftiges fänden, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber das liebe Kind war tot und blieb tot. Da legten sie es auf eine Bahre und setzten sich alle sieben daran und beweinten es drei Tage lang. Dann wollten sie es begraben, aber es sah noch so frisch aus wie ein lebendiger Mensch und hatte noch schöne rote Wangen. Da legten sie es in einen gläsernen Sarg, daß man es von allen Seiten sehen konnte, und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten Sneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen.
Nun lag Sneewittchen lange Zeit in dem Sarg und sah aus, als wenn's nur schliefe, denn es war noch so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz.
Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald geriet, der fand auf dem Berg den Sarg und das schöne Sneewittchen darin und sprach zu den Zwergen: „Laßt mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt." Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt." Da sprach er: „So schenkt ihn mir, denn ich kann nicht leben, ohne Sneewittchen zu sehen, ich will es ehren und hochachten wie mein Liebstes." Da empfanden die guten Zwerglein Mitleid mit ihm und gaben ihm den Sarg, und er ließ ihn von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Dabei geschah es, daß sie stolperten, und von dem Schüttern fuhr Sneewittchen der giftige Apfelgrütz aus dem Hals, und es öffnete die Augen, hob den Deckel vom Sarg und richtete sich auf. „Ach, Gott", rief es, „wo bin ich?" Der Königssohn sagte voll Freude: „Du bist bei mir", und erzählte, was sich zugetragen hatte. „Ich habe dich lieber, als alles auf der Welt", sagte er dann, „komm mit mir auf meines Vaters Schloß und werde meine Gemahlin." Da war ihm Sneewittchen gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit gehalten.
Zu dem Fest wurde aber auch Sneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen



Kleidern angetan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?

Der Spiegel antwortete:

Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
Aber die junge Königin ist tausendmal schöner als ihr.

Da ward dem bösen Weib so angst, daß es sich nicht zu lassen wußte, und sie wollte zuerst gar nicht auf die Hochzeit kommen; doch ließ es ihr keine Ruhe, sie mußte fort und die junge Königin sehen. Als sie aber in den Saal trat, da erkannte sie Sneewittchen, und vor Angst und Schrecken konnte sie sich nicht rühren. Aber es waren schon eiserne Pantoffeln über ein Kohlenfeuer gestellt, die wurden nun mit Zangen hereingetragen, und sie mußte in die rotglühenden Schuhe treten und so lange darin tanzen, bis sie tot zur Erde fiel. Nach den Brüdern Grimm.

Von dem Fischer und seiner Frau

Es war einmal ein Fischer und seine Frau, die wohnten zusammen in einem Pißpott, dicht an der See, und der Fischer ging alle Tage hin und angelte; und er angelte und angelte. So saß er auch eines Tages bei der Angel und starrte in das blanke Wasser. Da tauchte seine Angel mit einem Male tief auf den Grund, und als er sie herauszog, da hing ein großer Butt daran und der begann alsbald zu sprechen: „Fischer", sprach er, „laß mich doch leben, ich bitte dich sehr. Ich bin gar kein Butt, sondern ich bin ein verwünschter Prinz. Was hast du davon, wenn du mich totmachst? Ich schmecke dir doch nicht. Setz mich wieder ins Wasser und laß mich leben." – „Laß gut sein", sagte der Fischer, „einen Butt, der sprechen kann, laß ich allemal wieder schwimmen." Damit setzte er ihn wieder ins Wasser, und der Butt ging in die Tiefe und ließ einen langen Streifen Blut hinter sich.

Als der Fischer heimkam, fragte ihn seine Frau, ob er nichts gefangen hätte. „Ich fing einen Butt", antwortete der Fischer, „aber er sagte, er wäre ein verwunschener Prinz. Da habe ich ihn wieder schwimmen lassen." – „Hast du dir denn nichts gewünscht?" fragte die Frau. – „Was soll ich mir wünschen?" – „Na", sagte sie, „du hättest uns ja wenigstens eine kleine Hütte wünschen können. Geh schnell wieder hin und ruf ihn, er tut es ganz gewiß."



Der Mann wollte nicht recht, aber zuletzt ging er doch an die See zurück. Als er hinkam, da war das Wasser ganz grün und gelb und gar nicht mehr so glatt. Er stellte sich hin und sprach:

„Mantje, Mantje, Timpe Te,
Butje, Butje in der See,
Myne Fru, die Ilsebill,
Will nich so, as ick wohl will.“

Da kam der Butt angeschwommen und sprach: „Na, wat will se denn?“ – „Ach“, sagte der Fischer, „sie mag nicht mehr im Pißpott wohnen, sie möchte so gern eine Hütte haben.“ – „Geh nur hin“, sagte der Butt, „sie hat sie schon.“ Da ging der Mann hin und da stand nun eine kleine Hütte, und seine Frau saß vor der Türe auf einer Bank. Sie nahm ihn bei der Hand und sagte: „Komm nur herein, sieh, nun ist es doch viel besser.“ Da war in der Hütte eine schöne Stube und eine kleine Kammer, wo ihre Betten standen, und hinter der Hütte, da war auch ein kleiner Hof mit Hühnern und Enten und ein kleiner Garten mit allerhand Grünzeug und Obst. „Sieh“, sagte die Frau, „ist das nicht nett?“ – „Ja“, antwortete er, „und so soll es nun bleiben und wir wollen recht vergnügt leben.“ – „Das wollen wir erst noch sehen“, sprach die Frau.
So ging das wohl acht oder vierzehn Tage hin; aber dann sagte die Frau eines Morgens: „Höre, Mann, die Hütte ist eigentlich doch etwas eng und der Hof und der Garten sind nicht gerade groß. Dein Butt hätte uns wohl ein größeres Haus schenken können. Eigentlich möchte ich wohl in einem großen steinernen Schlosse wohnen. Geh hin zu deinem Butt, er soll uns ein Schloß schenken.“ – „Aber Frau“, sprach der Mann, „die Hütte ist gut genug, was müssen wir in einem Schloß wohnen?“ – „Ach was“, antwortete sie, „geh du nur hin, dein Butt kann es schon machen.“ Dem Mann wurde das Herz so schwer und er wollte nicht; es ist nicht recht, sprach er zu sich selbst; aber zuletzt ging er dann doch hin. Als er an die See kam, war das Wasser ganz dunkel und grau und trübe und gar nicht mehr so grün und gelb, doch war es noch still. Da stellte er sich ans Ufer und sprach:

„Mantje, Mantje, Timpe Te,
Butje, Butje in der See,
Myne Fru, die Ilsebill,
Will nich so, as ick wohl will.“

„Na, wat will sie denn“, sagte der Butt. „Ach“, sagte der Mann betrübt, „sie will in einem großen steinernen Schloß wohnen.“ – „Geh nur hin“, sagte der Butt, „sie steht schon vor der Tür.“
Da ging der Fischer nach Hause, und siehe, da stand ein großer steinerner Palast, und auf der Treppe stand seine Frau, die nahm ihn bei der Hand und sagte: „Komm nur herein.“ Da ging er mit ihr hinein, über eine große Diele von Marmelstein, und die Bedienten rissen die Flügeltüren vor ihm auf, und die Wände glänzten von schönen Tapeten und an den Zimmerdecken hingen kristallene Kron-



leuchter überall. Hinter dem Schloß aber war ein großer Hof mit Ställen und Wagenhäusern und ein herrlicher Garten mit den allerschönsten Blumen. „Na", sagte die Frau, „ist das nun nicht schön?" – „Ach ja", antwortete der Mann, „so soll es nun bleiben; nun wollen wir in dem Schloß wohnen und wollen's zufrieden sein." – „Das wollen wir erst noch sehen", antwortete die Frau.

Am andern Morgen wachte die Frau als erste auf und sah von ihrem Bett aus das herrliche Land vor sich liegen. „Mann", sprach sie und stieß ihn mit dem Ellenbogen in die Seite, „steh auf und guck einmal aus dem Fenster. Können wir denn nicht König werden über all das Land? Geh hin zu deinem Butt, wir wollen König sein." – „Ach, Frau", antwortete der Mann, „was sollen wir König sein?" – „Gut", sagte die Frau, „willst du nicht König sein, will ich doch König sein. Los, geh hin zu deinem Butt, ich will König sein."

Da ging der Mann hin und war ganz betrübt, daß seine Frau König werden wollte. Es ist nicht recht und wird nicht recht, dachte er bei sich. Als er an die See kam, da war sie ganz schwarz und dick, und das Wasser gärte so von innen herauf und stank auch ganz faulig. Da stellte er sich ans Ufer und sprach:

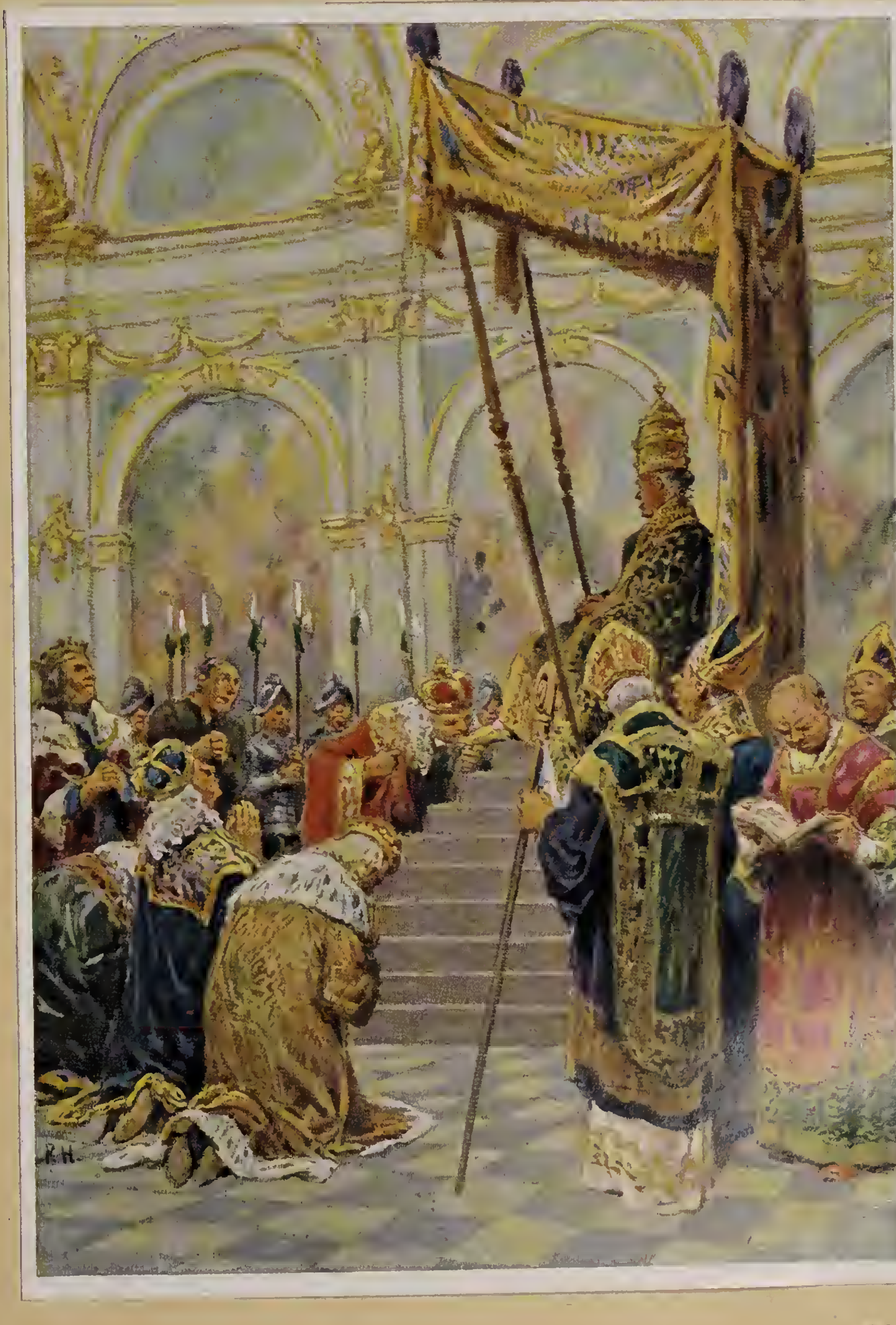
„Mantje, Mantje, Timpe Te,
Butje, Butje in der See,
Myne Fru, die Ilsebill,
Will nich so, as ick wohl will."

„Na, was will sie denn?" sagte der Butt. „Ach", sagte der Mann, „sie will König werden." – „Geh nur hin", sagte der Butt, „sie ist es schon."

Da ging der Mann hin, und als er an den Palast kam, da war er viel größer geworden, mit einem hohen Turm, und die Schildwachen standen vor der Türe. Innen aber war alles von purem Marmelstein mit Gold, und die Türen zum Saal flogen vor ihm auf: da saß seine Frau auf einem hohen Thron, der glänzte von Gold und Edelsteinen, und sie hatte eine funkelnde Krone auf und das Zepter in der Hand, und der ganze Hofstaat war um sie versammelt. „Ach, Frau", fragte er, „bist du nun König?" – „Ja", antwortete sie, „nun bin ich König." – „Ach, Frau", sprach er, „wie geht das schön, wenn du König bist. Nun wollen wir uns auch nichts mehr wünschen." – „Nein, Mann", gab sie zur Antwort und rutschte auf ihrem Throne hin und her, „mir wird ja die Zeit schon lang. Ich kann es nicht mehr aushalten. Geh hin zu deinem Butt, denn ich muß Kaiser werden." – „Ach, Frau", sagte der Mann, „das kann ich dem Butt nicht sagen. Kaiser gibt es nur einen im Reich: Kaiser kann er nicht machen, nein, das kann und kann er ja nicht." – „Was", schrie die Frau, „ich bin König und du bist bloß mein Mann, – willst du wohl gleich hingehen, kann er König machen, kann er auch Kaiser machen, und ich will und will Kaiser sein."

Da mußte er hingehen, und als er an die See kam, da war sie schon tiefschwarz und fing an zu wühlen und zu schäumen und Blasen aufzuwerfen. Dem Fischer graufte es, aber er stellte sich ans Ufer und sprach:

„Mantje, Mantje, Timpe Te,
Butje, Butje in der See,
Myne Fru, die Ilsebill,
Will nich so, as ick wohl will."



„Na, was will sie denn", sprach der Butt. „Ach, Butt", sagte der Mann, „meine Frau will Kaiser werden." – „Geh nur hin", sagte der Butt, „sie ist es schon."
Da ging der Mann hin, und da war das Schloß nun ganz aus poliertem Marmelstein mit alabasternen Figuren und goldenen Zieraten; und vor dem Tore marschierten die Soldaten auf und ab, und sie bliesen auf Hörnern und Trompeten und schlugen Pauken und Trommeln, und drinnen in dem Schlosse da gingen die Barone und Grafen und Herzöge nur so als Bediente herum, und sie machten die Türen vor ihm auf, die von blankem Golde waren. Und als er hereintrat in den Saal, da saß seine Frau auf einem noch viel höheren Thron, der war aus einem einzigen Stücke Goldes gemacht, und ihre Krone maß drei Ellen und war mit Brillanten und Karfunkelsteinen besetzt. In der einen Hand hielt sie das Zepter und in der anderen den Reichsapfel, und ihr zu beiden Seiten standen die Herzöge und Fürsten und Grafen als ihre Trabanten in zwei Reihen, einer immer kleiner als der andere. „Frau", sagte der Mann, „bist du nun Kaiser?" – „Ja", sprach sie, „nun bin ich Kaiser." Da ging er ganz nahe herzu und besah sie sich so recht, und als er sie eine Weile angesehen, da sprach er: „Ach, Frau, wie geht das schön, wenn du der Kaiser bist." – „Mann", sprach sie, was stehst du da herum? Ich bin nun Kaiser, aber ich will nun auch Papst werden, geh hin zu deinem Butt." – „Nein, Frau", antwortete der Mann, „das kann ich ihm nicht sagen, zum Papst kann der Butt nicht machen." – „Mann", sagte sie, „was redest du doch für einen Unsinn? Kann er Kaiser machen, kann er auch Papst machen. Geh gleich hin, ich bin Kaiser und du bist bloß mein Mann. Willst du wohl machen, daß du gleich hinkommst?" Da kriegte der Mann Angst und ging hin, aber er zitterte und bebte und die Knie schlotterten ihm. Die See schäumte und brauste, als er hinkam, und brüllte gegen das Ufer, und der Himmel war schon ganz dunkel von Gewitterwolken. Nur oben in der Mitte war noch ein kleines Stückchen blau. Da stellte er sich ganz verzagt hin und sprach:

„Mantje, Mantje, Timpe Te,
Butje, Butje in der See,
Myne Fru, die Ilsebill,
Will nich so, as ick wohl will."

„Na, was will sie denn?" fragte der Butt. – „Ach", sagte der Mann, „sie will Papst werden." – „Geh nur hin", antwortete der Butt, „sie ist es schon."
Da ging er hin, und da stand eine riesengroße Kirche, die war von lauter Palästen umgeben. Inwendig war sie mit abertausend Lichtern erleuchtet, und seine Frau war in lauter Gold gekleidet und saß auf einem noch viel höherem Thron und hatte drei goldene Kronen übereinander auf, und alle Kaiser und Könige aus der ganzen Welt lagen auf den Knien vor ihr und küßten ihr den Pantoffel.
„Frau", sprach der Mann, und sah sich so recht satt an ihr, „ach, wie geht das schön, wenn du Papst bist." – „Sie aber saß steif und stumm und rührte sich nicht. Da sprach er: „Frau, nun sei zufrieden. Nun bist du Papst, nun kannst du doch nichts mehr werden." – „Das wollen wir erst noch sehen", sprach die Frau. Damit gingen sie beide zu Bett, aber sie war nicht zufrieden, und die Gierigkeit ließ sie nicht schlafen, und sie mußte immer denken, was sie noch werden wollte.
In der Nacht schlief der Mann fest und tief, denn er war den Tag viel gelaufen; aber die Frau konnte nicht einschlafen und warf sich von der einen Seite auf die andre und dachte immerzu, was sie wohl noch werden könnte, doch es fiel ihr nichts mehr ein. Mittlerweile wollte die Sonne wieder aufgehen, und sie sah den Morgenschein durch das Fenster schimmern. Da richtete sie sich in ihrem Bette auf und sah hinein. Ha, dachte sie, kann ich nicht auch die Sonne und den Mond aufgehen lassen? „Mann", sagte sie und stieß ihn mit dem Ellenbogen in die Rippen, „wach auf und geh zu deinem Butt. Ich will werden wie der liebe Gott." Da erschrak der Mann so sehr, daß er aus dem Bett fiel. „Ach, Frau", sprach er ganz verstört und rieb sich die Augen, denn er meinte, daß er sich vielleicht doch verhört hätte, „sagtest du etwas?" – „Mann", antwortete sie, wenn ich nicht die Sonne und den Mond kann aufgehen lassen und muß das so ansehen, wie sie von selber aufgehen, das kann ich nicht aushalten und habe keine ruhige Stunde mehr, daß ich sie nicht selber kann aufgehen lassen." Dabei blickte sie ihn so gräßlich an, daß ihn der Schauder überlief. „Gleich gehst du hin", schrie sie, „ich will werden wie der liebe Gott." – „Ach, Frau", sagte der Mann und fiel vor ihr auf die Knie, „das kann der Butt nicht. Kaiser und Papst kann er ja machen, aber das kann er wirklich nicht. Ich bitte dich, gehe in dich und bleibe Papst." Da kam sie in die Bosheit, die Haare flogen ihr so wild um den Kopf und sie riß sich das Leibchen auf und trat ihn mit dem Fuß und schrie abermals: „Ich halte es nicht aus, ich halte es nicht aus. Willst du wohl gleich hingehen." Da zog er sich seine Hosen an und machte, daß er an die See kam.
Da war der Himmel ganz pechschwarz geworden, und der Sturm brauste so wild, daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte, es donnerte und blitzte in einem fort, und die Wellen waren so hoch wie Kirchtürme und hatten alle weiße Kronen von Schaum auf. Da schrie er und konnte sein eigenes Wort nicht hören:

„Mantje, Mantje, Timpe Te,
Butje, Butje in der See,
Myne Fru, de Ilsebill,
Will nich so, as ick wohl will."

„Na, was will sie denn?" sagte der Butt. „Ach", sprach er, „sie will werden wie der liebe Gott." – „Geh man hin, sie sitzt schon wieder in ihrem Pißpott."
Da sitzen sie noch bis auf den heutigen Tag.

Nach den Brüdern Grimm.

Hänsel und Gretel

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern; das Bübchen hieß Hänsel und das Mädchen Gretel. Einmal, als große Teuerung ins Land kam, konnte er auch das tägliche Brot nicht mehr schaffen. Da sprach er des Abends zu seiner Frau: „Was soll aus unseren armen Kindern werden, da wir für uns selbst nichts mehr haben?" Die Frau aber war nicht ihre richtige Mutter, sondern eine Stiefmutter. „Weißt du was", sprach sie zu ihm, „wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dicksten ist; da machen wir ihnen ein Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen Brot und dann lassen wir sie allein." – „Nein, Frau", sagte der Mann, „das tue ich nicht; wie sollte ich's übers Herz bringen, meine Kinder im Wald allein zu lassen?" – „Oh, du Narr", sagte sie, „dann müssen wir alle viere Hungers sterben", und sie ließ ihm keine Ruhe, bis er schweren Herzens einwilligte.

Die zwei Kinder aber hatten vor Hunger nicht einschlafen können und hatten gehört, was die Stiefmutter zum Vater gesagt hatte. Gretel weinte bittere Tränen und sprach zu Hänsel: „Nun ist's um uns geschehen." – „Still, Gretel", sprach Hänsel, „gräme dich nicht, ich will uns schon helfen." Als die Alten eingeschlafen waren, stand er auf, zog sein Röcklein an und schlich sich hinaus. Da schien der Mond ganz helle auf die weißen Kieselsteine, die vor dem Hause lagen und Hänsel steckte so viel davon in sein Rocktäschlein, als nur hineinwollte. Dann ging er wieder zurück und sprach zu Gretel: „Sei getrost, liebes Schwesterchen, und schlaf nur ruhig ein, Gott wird uns nicht verlassen", und legte sich wieder in sein Bett.

Noch ehe die Sonne aufgegangen war, kam schon die Stiefmutter und weckte die beiden Kinder. „Steht auf", sprach sie, „ihr Faulenzer, wir wollen in den Wald gehen und Holz holen. Da, habt ihr jeder ein Stück Brot für den Mittag, aber eßt's nicht vorher auf, denn weiter kriegt ihr nichts." Danach machten sie sich alle zusammen auf den Weg in den Wald. Unterwegs aber blieb Hänsel immer wieder still stehen und guckte nach dem Haus zurück. „Hänsel, was guckst du da", sprach der Vater, „und bleibst zurück?" – „Ach, Vater", sagte Hänsel, „ich sehe nach meinem weißen Kätzlein, das sitzt oben auf dem Dach und will mir Ade sagen." – „Narr", sprach die Stiefmutter, „das ist dein Kätzchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint." Hänsel aber hatte nicht nach dem Kätzlein gesehen, sondern immer einen von den blanken Kieselsteinen aus seiner Tasche auf den Weg geworfen.

Als sie mitten in den Wald gekommen waren, sprach der Vater: „Nun sammelt Reisig, ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, damit ihr nicht friert", und als das Reisig angezündet war und die Flamme recht munter brannte, sagte die Stiefmutter: „Nun legt euch ans Feuer, ihr Kinder, und ruht euch aus. Wir gehen in den Wald und hauen Holz, und wenn wir fertig sind, kommen wir wieder und holen euch ab."

Hänsel und Gretel saßen am Feuer, und als der Mittag kam, aß jedes sein Stücklein Brot. Dann aber fielen ihnen die Augen vor Müdigkeit zu, und sie schliefen fest ein. Als sie erwachten, war es schon finstere Nacht. Gretel fing an zu weinen, aber Hänsel tröstete sie: „Wart nur", sprach er, „bis der Mond aufgeht, dann wollen wir den Weg schon finden." Als der volle Mond aufgestiegen war, nahm Hänsel sein Schwesterchen bei der Hand und ging den Kieselsteinen nach, die schimmerten hell und zeigten ihnen den Weg. Sie gingen die ganze Nacht hindurch und kamen bei anbrechendem Tag wieder zu ihres Vaters Haus. Sie klopften an die Tür, und als die Frau aufmachte und sah, wer es war, da sprach sie: „Ihr bösen Kinder, was habt ihr so lange im Walde geschlafen, als wolltet ihr gar nicht wiederkommen." Der Vater aber freute sich, denn es war ihm zu Herzen gegangen, daß er sie so allein zurückgelassen hatte.

Nicht lange danach kam abermals eine große Teuerung, und die Kinder hörten, wie die Stiefmutter des Nachts zu dem Vater sprach: „Wir haben noch einen halben Laib Brot. Darum wollen wir die Kinder tiefer in den Wald hineinführen, damit sie nicht wieder herausfinden, es ist





sonst keine Rettung für uns." Dem Mann fiel's schwer aufs Herz, aber die Frau hörte auf nichts, was er sagte, und zuletzt mußte er abermals nachgeben.

Als die Alten schliefen, stand Hänsel wiederum auf und wollte Kieselsteine auflesen, doch die Stiefmutter hatte die Tür verschlossen und Hänsel konnte nicht heraus. Aber er tröstete sein Schwesterchen und sprach: „Weine nicht, der liebe Gott wird uns schon helfen." Am andern Morgen holte die Stiefmutter die Kinder aus dem Bette, und sie erhielten ihr Stückchen Brot, das war aber noch kleiner als das erstemal. Auf dem Wege nach dem Wald zerbröckelte es Hänsel in der Tasche, stand oft still und warf ein Bröcklein auf die Erde.

„Hänsel", sprach der Vater, „was stehst du und guckst dich um?" – „Ich sehe nach meinem Täubchen auf dem Dache, das will mir Ade sagen", antwortet Hänschen. „Narr", sprach die Stiefmutter, „das ist dein Täubchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint." Hänsel aber warf nach und nach alle Bröcklein auf den Weg.

Die Frau führte die Kinder noch tiefer in den Wald, wo sie ihr Lebtag noch nicht gewesen waren, und sagte: „Wenn ihr müde seid, könnt ihr ein wenig schlafen; wenn wir mit Holzhauen fertig sind, holen wir euch ab." Als es Mittag war, teilte Gretel ihr Brot mit Hänsel, dann schliefen sie ein. Sie erwachten erst in der finsteren Nacht und Hänsel tröstete sein Schwesterchen und sprach: „Wart nur, Gretel, bis der Mond aufgeht, die Brotbröcklein, die ich ausgestreut habe, die zeigen uns den Weg."

Als der Mond heraufstieg, machten sie sich auf, aber sie fanden kein Bröcklein mehr, denn die Vögel hatten sie alle weggepickt. Da gingen sie die ganze Nacht und noch einen Tag von morgens bis abends durch den Wald, aber sie fanden den Weg nicht, und zuletzt wollten die Beine sie nicht mehr tragen. Da legten sie sich unter einen Baum und schliefen ein. Am anderen Morgen sahen sie ein schneeweißes Vögelein auf einem Ast sitzen, das sang so schön, daß sie ihm zuhören mußten. Als es fertig war, schwang es seine Flügel und flog vor ihnen her, bis sie zu einem Häuschen gelangten, auf dessen Dach es sich setzte. Da sahen sie, daß es ganz aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt; aber die Fenster waren von hellem Zucker. „Da wollen wir eine gesegnete Mahlzeit halten", sprach Hänsel und brach sich ein wenig vom Dache ab, und Gretel stellte sich an die Scheiben und knupperte daran. Da rief eine feine Stimme:

„Knusper, knusper, knäuschen,
Wer knuspert an meinem Häuschen?"

Die Kinder antworteten:

„Der Wind, der Wind
Das himmlische Kind",

und aßen weiter, ohne sich irre machen zu lassen. Da ging auf einmal die Tür auf und eine steinalte Frau, die sich auf eine Krücke stützte, kam herausgeschlichen. „Ei, ihr lieben Kinder", sprach sie und wackelte mit dem Kopf, „wer hat euch denn hierher gebracht? Kommt nur herein zu mir, es geschieht euch kein Leid." Sie faßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward ein gutes Essen aufgetragen und hernach wurden zwei schöne Bettlein weiß gedeckt und Hänsel und Gretel legten sich hinein und meinten, sie wären im Himmel.

Die Alte hatte sich nur so freundlich angestellt, sie war aber eine böse Hexe, die den Kindern auflauerte, und hatte das Brothäuslein nur gebaut, um sie herbeizulocken. Wenn eins in ihre Nähe kam, so machte sie es tot, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag.

Frühmorgens, ehe die Kinder erwacht waren, stand sie schon auf, und als sie beide so lieblich ruhen sah, mit den roten Backen, so murmelte sie vor sich hin: „das wird ein guter Bissen". Dann packte sie Hänsel mit ihrer dürren Hand und trug ihn in einen kleinen Stall und sperrte ihn ein, er mochte schreien wie er wollte. Danach ging sie zu Gretel, rüttelte sie wach und rief: „Steh auf, Faulenzerin, trag Wasser und koch deinem Bruder etwas Gutes, er sitzt draußen im Stall und soll fett werden. Wenn er fett ist, will ich ihn essen." Gretel fing an, bitterlich zu weinen, aber sie mußte tun, was die böse Hexe verlangte.

Nun ward dem armen Hänsel das beste Essen gekocht und jeden Morgen schlich die Alte zum Ställchen und rief: „Hänsel, streck deinen Finger heraus, damit ich fühle, ob du bald fett bist." Hänsel streckte ihr aber ein Knöchlein heraus und die Alte meinte, es wären Hänsels Finger und verwunderte sich, daß er gar nicht fett werden wollte. Als aber vier Wochen herum waren, da wollte sie nicht

mehr länger warten. „He da, Gretel", rief sie dem Mädchen zu, „sei flink und trag Wasser; morgen will ich ihn schlachten und kochen." – „Lieber Gott, hilf uns doch", jammerte das arme Schwesterchen, „hätten uns nur die wilden Tiere im Wald gefressen, so wären wir doch zusammen gestorben." Aber es half ihr alles nichts, und am andern Morgen mußte Gretel den Kessel mit Wasser aufhängen und Feuer anzünden. „Erst wollen wir backen", sagte die Alte, „ich habe den Backofen schon eingeheizt und den Teig geknetet. Kriech hinein und sieh zu, ob recht eingeheizt ist." Aber Gretel merkte wohl, was sie Böses im Sinn hatte: „Ich weiß nicht, wie ich's machen soll", sprach sie, „wie komme ich da hinein in den Backofen?" – „Dumme Gans", sagte die Alte, „die Öffnung ist groß genug", krabbelte heran und steckte den Kopf in den Backofen. Da gab ihr Gretel einen Stoß, daß sie weit hineinfuhr, machte die eiserne Tür zu und schob den Riegel vor. Hu, da fing sie an zu heulen, ganz grauselig; aber Gretel lief fort, und die gottlose Hexe mußte elendiglich verbrennen.



Gretel aber lief schnurstracks zum Hänsel, öffnete sein Ställchen und rief: „Hänsel, wir sind erlöst, die alte Hexe ist tot." Da sprang Hänsel heraus wie ein Vogel aus dem Käfig, wenn ihm die Tür aufgemacht wird. Wie haben sie sich gefreut, sind herumgesprungen und haben sich geküßt! Dann gingen sie in das Haus hinein, da standen in allen Ecken Kasten mit Perlen und Edelsteinen. „Die sind noch besser als Kieselsteine", sagte Hänsel und steckte in seine Taschen, was hineinwollte, und Gretel sagte: „Ich will auch etwas mit nach Haus bringen", und füllte sich sein Schürzchen voll. „Aber jetzt wollen wir fort", sagte Hänsel, „damit wir aus dem Hexenwald herauskommen." Als sie aber ein paar Stunden gegangen waren, gelangten sie an ein großes Wasser. „Wir können nicht hinüber", sprach Hänsel, „ich sehe keinen Steg und keine Brücke." – „Hier fährt auch kein Schiffchen", antwortete Gretel, „aber da schwimmt eine weiße Ente, wenn ich die bitte, so hilft sie uns hinüber." Da rief sie:

„Entchen, Entchen,
Da steht Hänsel und Gretel,
Kein Steg und keine Brücken,
Nimm uns auf deinen weißen Rücken."

Das Entchen kam auch herangerudert, und Hänsel setzte sich auf seinen Rücken und bat sein Schwesterchen, sich zu ihm zu setzen. „Nein", antwortete Gretel, „es wird dem Entchen zu schwer, es soll uns nacheinander hinüberbringen." Das tat das gute Tierchen, und als sie glücklich über das Wasser hinübergelangt waren und ein Weilchen fortgingen, da kam ihnen der Wald immer bekannter und immer bekannter vor, und endlich erblickten sie von weitem ihres Vaters Haus. Da fingen sie an zu laufen, stürzten in die Stube und fielen ihrem Vater um den Hals. Der Mann hatte keine frohe Stunde gehabt, seitdem er die Kinder im Walde gelassen. Die Stiefmutter aber war inzwischen gestorben. Gretel schüttelte ihr Schürzchen aus, daß die Perlen und Edelsteine in der Stube herumsprangen und Hänsel warf eine Handvoll nach der anderen aus seiner Tasche dazu. Da hatten alle Sorgen ein Ende und sie lebten hinfort in lauter Freude zusammen. Nach den Brüdern Grimm.

Brüderchen und Schwesterchen

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sprach: „Seit die Mutter tot ist, haben wir keine gute Stunde mehr. Die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort. Komm, wir wollen miteinander in die weite Welt gehen.“ Sie gingen den ganzen Tag über Wiesen, Felder und Steine, und wenn es regnete, sprach das Schwesterchen: „Gott und unsere Herzen, die weinen zusammen.“ Am Abend aber, in einem großen Wald, waren sie so müde, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und einschliefen. Am andern Morgen stand die Sonne schon hoch am Himmel, als sie aufwachten, und das Brüderchen sprach: „Wenn ich ein Brünnlein wüßte, ich tränk einmal; ich mein, ich hört eines rauschen“, und sie standen auf und wollten das Brünnlein suchen. Die böse Stiefmutter aber, die eine Hexe war, hatte sich den Kindern nachgeschlichen und alle Brunnen im Wald verwünscht. Als sie nun ein Brünnlein fanden, das so glitzerig über die Steine sprang, wollte das Brüderchen daraus trinken. Aber das Schwesterchen hörte, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger, wer aus mir trinkt, wird ein Tiger.“ Da rief das Schwesterchen: „Trink nicht, Brüderchen, sonst wirst du ein wildes Tier und zerreißest mich.“ Das Brüderchen trank nicht, obgleich es großen Durst hatte, und sprach: „Ich will warten bis zur nächsten Quelle.“ Das zweite Brünnlein aber sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf, wer aus mir trinkt wird ein Wolf.“ Das Brüderlein sprach: „Ich will noch warten bis zur nächsten Quelle, aber dann muß ich trinken, denn mein Durst ist gar zu groß.“ Das dritte Brünnlein aber rauschte und sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Reh, wer aus mir trinkt, wird ein Reh.“ – „Ach, Brüderchen“, rief das Schwesterchen, „trink nicht, sonst wirst du ein Reh und läufst mir fort.“ Aber das Brüderchen hatte sich schon hinabgebeugt, und wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, da lag es da als ein Rehkälbchen.

Da weinte das Schwesterchen bitterlich und das Rehchen weinte auch und saß so traurig neben ihm. Endlich sprach das Mädchen: „Sei still, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlassen.“ Dann band es sein goldenes Strumpfband ab und tat es dem Rehchen um den Hals und flocht aus Binsen ein weiches Seil und führte es daran fort. Tief im Walde gelangte es an ein kleines Haus, und weil es leer war, sprach es: „Hier wollen wir bleiben.“ Dann suchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager, und jeden Morgen sammelte es sich Beeren und Nüsse und Wurzeln, und für das Rehchen brachte es zartes Gras mit, das fraß es aus der Hand und war vergnügt und spielte vor ihm herum. Des Abends aber legte Schwesterchen seinen Kopf auf den Rücken des



Rehkälbchens, das war sein Kissen, darauf es sanft einschlief. So lebten sie eine lange Zeit, und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben gewesen.

Einstmals trug es sich aber zu, daß der König in dem Walde eine große Jagd abhielt, und das Rehlein hörte das Hörnerblasen und das Geschrei der Jäger lustig durch die Bäume schallen. Da sprach es: „Schwesterlein, laß mich hinaus in die Jagd, ich kann es nicht länger mehr aushalten", und bat so lange, bis es zuletzt doch einwilligte. „Aber komm mir nur abends wieder", sprach Schwesterlein zu ihm, „und damit ich dich vor den Jägern kenne, klopfe an die Türe und sprich: mein Schwesterlein, laß mich herein."

Nun sprang das Rehlein hinaus und war so lustig in der freien Luft. Aber der König und seine Jäger jagten vergeblich auf das schöne Tier mit dem goldenen Halsband. Als es dunkel war, sprang es zu dem Häuschen und ließ sich auftun und ruhte sich die ganze Nacht auf seinem schönen weichen Lager aus.

Am andern Morgen hub die Jagd von neuem an, und als das Rehlein das Hifthorn so fröhlich erschallen hörte, da mußte es abermals in den Wald hinaus und dabei sein. Der König aber und seine Jäger jagten es den ganzen Tag, und am Abend gelang es einem der Jäger doch, es am Fuß zu verwunden. Weil es nun hinken mußte und nur langsam fortlaufen konnte, schlich ihm der Jäger nach bis zu dem Häuschen und hörte, wie es rief: „Mein Schwesterlein, laß mich herein", und sah, wie ihm das Türlein aufgetan wurde. Das behielt er alles wohl und berichtete es dem König. Da sprach der König: „Morgen soll noch einmal gejagt werden." Das Schwesterchen erschrak sehr, als es das Rehkälbchen verwundet sah und wusch ihm das Blut ab und legte ihm Kräuter auf die Wunde; aber sie war so gering, daß es am andern Morgen nichts mehr davon spürte. Da begehrte es abermals in das Jagen, aber das Schwesterchen weinte und sprach: „Wenn sie dich töten, so bin ich ganz allein und verlassen von aller Welt; nein, ich lasse dich nicht hinaus." – „So sterbe ich dir hier vor Betrübnis", antwortete das Rehlein, „wenn ich das Hifthorn höre, so meine ich, ich müßte aus den Schuhen springen." Da schloß ihm das Schwesterlein mit schwerem Herzen auf und das Rehlein sprang fröhlich in den Wald. Der König aber befahl, ihm den ganzen Tag nachzujagen, doch dürfe keiner ihm etwas zuleide tun; und als die Sonne untergegangen war, ließ er sich von dem Jäger an das Waldhäuschen führen. Er klopfte an das Türlein und rief: „Lieb Schwesterlein, laß mich hinein." Da öffnete sich die Türe, und vor ihm stand ein Mädchen, so schön, wie er noch keines gesehen hatte. Es erschrak sehr, als es den König mit der goldenen Krone erblickte, aber er reichte ihm freundlich die Hand und sprach: „Willst du mit mir gehen auf mein Schloß und meine liebe Frau sein?" – „Ach ja", antwortete das Mädchen, „aber das Rehlein muß auch mit, das verlasse ich nimmermehr." – „Es soll bei dir bleiben", antwortete der König, „solange du lebst, und es soll ihm an nichts fehlen." Indem kam es herbeigesprungen, und Schwesterchen band es an sein Binsenseil und führte es an der Hand aus dem Waldhäuschen fort. Der König



nahm das schöne Mädchen auf sein Pferd und brachte es auf sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert ward, und nun lebten sie eine Zeitlang vergnügt beisammen, und das Rehlein sprang lustig im Schloßgarten herum.

Die böse Stiefmutter aber meinte nicht anders, als das Schwesterlein wäre längst von den wilden Tieren im Wald zerrissen worden und Brüderlein von den Jägern totgeschossen. Als sie nun hörte, daß es ihnen so wohl erging, da wurde die Niedertracht in ihrem Herzen rege, und fortan hatte sie keinen anderen Gedanken, als wie sie die beiden doch noch ins Unglück bringen könnte; auch hatte sie eine eigene Tochter, die häßlich war wie die Nacht und nur ein Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und sprach: „Eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt." – „Sei nur still", sagte die Alte, „wenn es Zeit ist, will ich schon bei der Hand sein."



Als nun die Zeit herangerückt war und die Königin ein Knäblein zur Welt gebracht hatte, da nahm die Hexe die Gestalt einer Kammerfrau an, trat zu ihr ans Bett und sprach: „Das Bad ist fertig, Frau Königin, es wird euch wohltun, geschwind hinein, ehe es kalt wird." Dann trug sie mit ihrer Tochter, die auch zur Stelle war, die Königin in die Badestube; hernach aber schlossen sie die Türe ab und liefen davon. In der Badestube aber hatten sie ein solches Höllenfeuer gemacht, daß die junge Königin alsbald ersticken mußte.

Danach setzte die Alte ihrer Tochter eine Haube auf und legte sie ins Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch das Ansehen der Königin, nur das verlorene Auge konnte sie ihr nicht wiedergeben. Darum mußte sie sich auf die Seite legen, wo sie kein Auge hatte. Am Abend, als der König von der Jagd heimkam, wollte er ans Bett seiner lieben Frau gehen und sehen, was sie machte. Da rief die Alte geschwind: „Laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht ins Licht sehen und muß Ruhe haben." Der König ging zurück und wußte nicht, daß eine falsche Königin im Bette lag.

Als es aber Mitternacht war und alles schlief, da sah die Kinderfrau, die neben der Wiege allein noch wachte, wie die Tür aufging und die rechte Königin hereintrat. Sie nahm das Kind aus der Wiege, gab ihm zu trinken, schüttelte ihm das Kißlein, legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbett schön zu. Sie vergaß aber auch das Rehchen nicht, das in der Ecke lag und streichelte ihm über den Rücken. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Tür hinaus. So kam sie viele Nächte und sprach niemals ein Wort dabei. Die Kinderfrau aber getraute sich nicht, jemandem etwas davon zu sagen. In einer Nacht aber hub die Königin zu reden an und sprach:

„Was macht mein Kind,
was macht mein Reh?
Nun komm ich noch zweimal
und dann nimmermeh."

Da ging die Kinderfrau zum König und erzählte ihm alles. „Ach Gott, was ist das?" sprach der König, „ich will in der nächsten Nacht bei dem Kinde wachen." Abends ging er in die Kinderstube, und um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach:

„Was macht mein Kind, was macht mein Reh?
Nun komm ich noch einmal und dann nimmermeh."

Dann pflegte sie des Kindes wie sie gewöhnlich tat, ehe sie verschwand. Der König getraute sich nicht, sie anzureden, doch wachte er auch in der folgenden Nacht. Sie sprach abermals:

„Was macht mein Kind, was macht mein Reh?
Nun komm ich noch diesmal und dann nimmermeh."

Da sprang der König zu ihr hin und sprach: „Du kannst niemand anders sein als meine liebe Frau." Da antwortete sie: „Ja, ich bin deine liebe Frau", und hatte in dem Augenblick durch Gottes Gnade das Leben wiedererhalten und war frisch, rot und gesund. Darauf erzählte sie dem König den Frevel, den die böse Hexe und ihre Tochter an ihr verübt hatten. Der König ließ beiden das Urteil sprechen, und die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Tiere zerrissen, die Hexe aber mußte auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Als sie aber zu Asche verbrannt war, da verwandelte sich das Rehkälbchen und erhielt seine menschliche Gestalt wieder, und nun lebten Schwesterchen und Brüderchen glücklich zusammen bis an ihr Ende.

Nach den Brüdern Grimm.

Daumesdick

Es war einmal ein Bauersmann, der saß des Abends beim Herd und schürte das Feuer, und die Frau saß und spann. Da sprach er: „Wie ist's so traurig bei uns, weil wir keine Kinder haben, und in den andern Häusern ist's so laut und lustig!" „Ach", antwortete die Frau, „wenn's doch nur ein einziges wäre, und wenn's auch nur Daumens groß wäre, wir hätten's doch von Herzen lieb." Nicht lange danach gebar sie wirklich ein Kind, das zwar an allen Gliedern vollkommen, aber nicht länger als ein Daumen war. Da sprachen sie: „Es ist, wie wir es gewünscht haben, und es soll unser liebes Kind sein", und nannten es Daumesdick. Es ward auch nicht größer, sondern blieb, wie es in der ersten Stunde gewesen war, doch schaute es verständig aus den Augen und zeigte sich bald als ein behendes, kluges Ding, dem alles glückte, was es anfing.

Eines Tages, als der Bauer in den Wald gehen wollte, um Holz zu fällen, sprach er so vor sich hin: „Ach, wenn mir nur einer den Wagen nachbrächte." – „O Vater", rief Daumesdick, „den Wagen will ich Euch schon in den Wald bringen." Da lachte der Bauer und sagte: „Du bist ja viel zu klein, um das Pferd zu lenken." – „Das tut nichts, Vater", antwortete Daumesdick, „wenn die Mutter nur anspannen will, ich setze mich dem Pferd ins Ohr und rufe ihm zu, wie es gehen soll." Der Vater wollte es auf den Versuch ankommen lassen, und als es Zeit war, spannte die Mutter an, setzte den Kleinen in das Ohr des Pferdes, und dann rief er, wie das Pferd gehen sollte, „jüh und hott, joh und harr". Da ging es ganz ordentlich und brachte den Wagen auf dem rechten Weg in den Wald. Als es aber eben um eine Ecke bog und der Kleine „harr, harr" rief, kamen zwei fremde Männer daher, die verwunderten sich sehr, daß da ein Wagen fuhr und eine Stimme rief und doch kein Fuhrmann zu sehen war. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu", sprachen sie, „wir wollen dem Karren folgen und sehen, wo er anhält." Der Wagen aber fuhr richtig zu dem Holzplatz, und Daumesdick rief seinem Vater zu, daß er ihn herunterholen sollte. Der Vater faßte das Pferd mit der Linken und holte ihm mit der Rechten sein Söhnlein aus dem Ohr, das sich ganz lustig auf einen Strohhalm niedersetzte. Als aber die beiden fremden Männer den Daumesdick erblickten, wußten sie nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Dann raunte der eine dem andern ins Ohr: „Der Kleine könnte unser Glück machen, wenn wir ihn für Geld sehen ließen; wir wollen fragen, ob wir ihn nicht kaufen können." Aber der Bauer sagte:



„Nein, es ist mein Herzblatt und ist mir um alles Geld in der Welt nicht feil." Daumesdick aber war an den Rockfalten seines Vaters hinaufgekrochen und wisperte ihm zu: „Gib mich nur hin, ich will schon wieder zurückkommen." Da gab ihn der Vater für ein schönes Stück Geld den beiden Männern mit. „Wo willst du sitzen?" sprachen sie zu ihm. „Auf dem Rand von eurem Hut", sagte der Kleine, „da kann ich auf und ab spazieren und die Gegend betrachten und falle doch nicht herunter." Sie taten ihm den Willen und machten sich mit ihm fort. Als es aber dämmrig wurde, sprach der Kleine: „Hebt mich einmal herunter, es ist nötig." – „Bleib nur droben", sagte der Mann, auf dessen Hut er saß, „die Vögel lassen mir ja auch manchmal etwas drauffallen." – „Nein", sprach Daumesdick, „ich weiß auch, was sich schickt, hebt mich nur geschwind herab." Da setzte der Mann den Kleinen auf einen Acker am Weg, und er kroch auch ein wenig zwischen den Schollen hin und her, bis er plötzlich in einem Mausloch verschwunden war, das er sich ersehen hatte. „Guten Abend, meine Herren", rief er heraus, „geht nur ohne mich heim", und lachte sie aus. Sie suchten noch eine Weile vergeblich nach ihm herum, dann mußten sie mit leerem Beutel heimwandern.

Als Daumesdick merkte, daß sie fort waren, kroch er wieder hervor, und als er nach einer Weile ein leeres Schneckenhaus fand, da beschloß er, die Nacht darin zu verbringen. Als er aber eben einschlafen wollte, hörte er zwei Männer vorübergehen, davon sprach der eine: „Wie fangen wir's nur an, um dem reichen Pfarrer sein Geld und sein Silber zu holen?" – „Nehmt mich nur mit", rief Daumesdick, „ich will euch schon dazu helfen." – „Wo bist du denn?" sprachen sie erschrocken. – „Wo die Stimme herkommt", sagte Daumesdick, „sucht mich nur." Da fanden sie ihn und hoben ihn in die Höhe. „Seht", sprach Daumesdick, „ich krieche zwischen den Eisenstäben in die Kammer des Pfarrers und reiche euch heraus, was ihr haben wollt." – „Wohlan, du kleiner Wicht", sprachen sie, als sie sich von ihrem Staunen erholt hatten, „wir wollen sehen, was du kannst." Als sie zum Pfarrhaus kamen, kroch Daumesdick auch gleich in die Kammer, aber dann schrie er aus Leibeskräften: „Wollt ihr alles haben, was hier ist?" – „Willst du wohl leise sein", raunten die Diebe erschrocken, „sonst wacht jemand auf!" Aber der Kleine schrie von neuem: „Wollt ihr alles haben, was hier ist?", und das hörte die Magd, die in der Stube nebenan schlief und richtete sich auf und horchte. Die beiden Diebe aber waren vor Angst ein Stück zurückgelaufen, endlich faßten sie wieder Mut und dachten: der kleine Kerl will uns necken. Sie kamen zurück und flüsterten ihm zu: „Nun mach ernst und reich uns etwas heraus." Da schrie Daumesdick so laut er konnte: „Ich will euch ja alles geben, reicht mir nur die Hände herein." Das hörte die Magd aber nun ganz deutlich, sprang aus dem Bett und stolperte zur Türe herein. Die Diebe rannten fort, als wäre der wilde Jäger hinter ihnen her, die Magd aber, als sie nichts finden konnte, legte sich wieder zu Bett und meinte, sie hätte mit offenen Augen und Ohren doch wohl nur geträumt. Da machte sich Daumesdick aus der Kammer in die Scheune und suchte sich ein Plätzchen zum Schlafen; dort wollte er sich ausruhen, bis es Tag wäre und dann zu seinen Eltern heimgehen. Aber als der Tag graute, kam die Magd in die Scheune, wo sie einen Arm voll Heu packte, um die Kuh damit zu füttern. Sie erwischte gerade das Bündel Heu, in welchem Daumesdick lag und so fest schlief, daß er nicht eher aufwachte, als bis er in dem Maul der Kuh war. „Ach Gott", rief er, „wie bin ich in die Walkmühle geraten!" Da hieß es aufpassen, daß er nicht zwischen die Zähne kam und zermalmt wurde, und zuletzt mußte er doch mit in den Magen hinabrutschen. „In dem Stübchen sind die Fenster vergessen", sprach er, „und ein Licht wird auch nicht gebracht." Das Schlimmste aber war, daß es immer enger wurde, denn es kam immer neues Heu zur Türe hinein. Da schrie er in seiner Not so laut er konnte: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr!" Als die Magd aber sprechen hörte, ohne jemand zu sehen, und als es gar dieselbe Stimme war, die sie auch in der Nacht gehört hatte, da erschrak sie so, daß sie von ihrem Melkstühlchen herabglitschte. Sie lief eilig zu ihrem Herrn und rief: „Ach Gott, Herr Pfarrer, unsere Kuh hat geredet!" – „Du bist verrückt", antwortete der Pfarrer, ging aber doch selbst in den Stall, um nachzusehen, was es da gäbe. Kaum aber hat er den Fuß hineingesetzt, so schrie Daumesdick abermals: „Bringt mir kein frisches Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr!" Da erschrak auch der Pfarrer, und weil er meinte, es wäre ein böser Geist in seine Kuh



gefahren, ließ er sie schlachten, und der Magen, worin Daumesdick steckte, ward auf den Mist geworfen. Mit vieler Mühe arbeitete sich Daumesdick heraus, aber als er eben sein Haupt herausstecken wollte, kam ein hungriger Wolf gelaufen und verschlang den ganzen Magen mit einem Schluck. Daumesdick verlor den Mut nicht. „Vielleicht", dachte er, „läßt der Wolf mit sich reden", und rief ihm aus dem Wanste zu: „Lieber Wolf, ich weiß dir einen herrlichen Fraß!" – „Wo ist der zu holen?" sprach der Wolf. „In dem und dem Haus wirst du Speck und Wurst und Schinken finden, so viel du nur essen willst", antwortete Daumesdick und beschrieb ihm genau seines Vaters Haus. Der Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen, drängte sich in der Nacht zur Gosse hinein und fraß in der Vorratskammer nach Herzenslust. Als er aber wieder fortwollte, da war er so dick geworden, daß er denselben Weg nicht wieder hinauskonnte. Da begann Daumesdick in dem Leibe des Wolfes zu toben und zu schreien, was er nur konnte. „Willst du stille sein", sprach der Wolf, „du weckst die Leute auf." – „Ei was", antwortete der Kleine, „du hast dich satt gefressen, jetzt will ich mich auch lustig machen", und begann von neuem, aus Leibeskräften zu schreien. Davon erwachten endlich seine Eltern und liefen an die Kammertür, und als sie durch die Spalte den Wolf gewahr wurden, holte der Vater die Axt und die Mutter die Sense. „Bleib dahinten", sagte der Mann, „ich gebe es ihm mit der Axt, und wenn es nicht langt, so mußt du ihm mit der Sense den Leib zerhauen." Da hörte Daumesdick die Stimme seines Vaters und rief: „Lieber Vater, ich bin wieder da, ich stecke im Leibe des Wolfes." Da sprach der Vater voll Freuden: „Gottlob, unser liebes Kind hat sich wiedergefunden." Danach holte er aus und schlug den Wolf mit einem Schlage tot, und dann holten sie Messer und Schere, schnitten ihm den Bauch auf und zogen den Kleinen hervor. „Ach", sprach der Vater, „was haben wir für Sorge um dich ausgestanden! Wo bist du denn überall gewesen?" – „Ich bin viel in der Welt herumgekommen", sagte Daumesdick, „ich war in einem Mauseloch, in einer Kuh Bauch und in eines Wolfes Wanst; nun aber bleib ich bei euch." – „Und wir verkaufen dich um alle Reichtümer der Welt nicht wieder", sprachen die Eltern und herzten und küßten ihren lieben Daumesdick. Sie gaben ihm zu essen und zu trinken und ließen ihm neue Kleider machen, denn die seinigen waren ihm auf der Reise verdorben.

Nach den Brüdern Grimm.

Der fliegende Koffer

Es war einmal ein Kaufmann, der war so reich, daß er alle Gassen seiner Vaterstadt mit Talerstücken hätte pflastern können. Aber das tat er nicht, sondern er wußte sein Geld besser zu gebrauchen. Wenn er einen Groschen ausgegeben hatte, so mußte er einen Taler wiederbekommen, und das trieb er so lange, bis er starb, und nun erbte sein Sohn den ganzen Reichtum.

Der Sohn aber lebte anders als sein Vater. Jede Nacht ging er auf den Maskenball und gab das Geld mit vollen Händen aus, er machte Papierdrachen aus Talerscheinen und statt mit Steinen warf er mit Goldstücken Prellemännchen über das Wasser. Da war das Geld eines Tages alle, und es war ihm nichts mehr geblieben, als ein paar Pantoffeln und ein türkisch gemusterter Schlafrock; nun bekümmerten sich auch seine Freunde nicht länger um ihn, da sie sich ja auf der Straße nicht mehr mit ihm sehen lassen konnten, nur einer von ihnen, der Mitleid mit ihm hatte, schickte ihm einen alten Koffer und ließ ihm dazu bestellen, er sollte einpacken und in die weite Welt fahren.

Einzupacken hatte er ja nicht viel, aber er konnte sich selber in den Koffer setzen und das tat er auch. Sobald man nämlich auf das Kofferschloß drückte, so begann er durch die Luft zu fliegen, und der junge Kaufmann hatte sich kaum zurecht gesetzt, so erhob sich der Koffer auch schon mit ihm durch den Schornstein hinauf in die Wolken und immer weiter fort. Manchmal krachte freilich der Kofferboden ganz bedenklich, aber er brach nicht durch, und als sie bis ins Türkenland gekommen waren, ließ sich der Koffer sachte zur Erde herab. Der Kaufmannssohn versteckte ihn im Walde unter dürren Blättern, dann machte er sich in seinem Schlafrock und mit den Pantoffeln auf den Weg in die Stadt. Das konnte er aber ganz gut unternehmen, denn die Türken hatten ja alle Schlafröcke und Pantoffeln an wie er. Unterwegs begegnete er einem türkischen Kinderfräulein mit einem kleinen Kind an der Hand und das fragte er, was für ein Schloß das wäre, mit den vielen Türmen und hohen Fenstern hoch über der Stadt.

„Dort wohnt die Tochter des Königs", sagte sie; „es ist ihr geweissagt worden, daß sie durch ihren Bräutigam sehr unglücklich werden soll. Deshalb darf niemand ihr nahen, wenn nicht der König und die Königin dabei sind."

Da kehrte der junge Kaufmann in den Wald zurück, setzte sich in seinen Koffer und flog mit ihm auf das Dach des Schlosses und schwang sich durch ein Fenster zu der Prinzessin hinein. Sie lag und schlief und war so schön, daß er sie küssen mußte. Davon wachte sie auf und erschrak sehr; aber er sagte ihr, daß er der Türkengott wäre und daß er durch die Luft herabgekommen wäre, damit sie seine Gemahlin würde, und sie war es zufrieden. Er saß noch lange



bei ihr und erzählte ihr Märchen und Geschichten, und sie hörte ihm zu, bis sie zuletzt müde war und wieder schlafen wollte.

„Aber morgen abend mußt du wiederkommen", sagte sie, „da sind der König und die Königin bei mir, die werden sich sehr freuen, daß der Türkengott mein Mann wird. Und du mußt ihnen auch so schöne Märchen erzählen, denn das hören die beiden für ihr Leben gerne."

Zum Abschied schenkte sie ihm einen Säbel, der ganz mit Goldstücken besetzt war. Er nahm ihn mit, als er fortflog, und kaufte sich einen neuen Schlafrock. Dann setzte er sich still in den Wald und dachte sich das Märchen aus, das er den Eltern der Prinzessin erzählen wollte.

Am andern Abend flog er wieder auf das Schloß und der König und die Königin waren schon mit ihrem ganzen Hofstaat dort versammelt. Sie nahmen ihn freundlich auf, und alsbald bat ihn die Königin, die es schon gar nicht mehr erwarten konnte, das neue Märchen zu erzählen. „Vielleicht", sagte sie, „erzählen Sie sogar eines, das recht tiefsinnig und belehrend zugleich ist." – „Aber lachen", fügte der König hinzu, „lachen sollte man auch können dabei." Da begann er:

„Es war einmal ein Bündel Streichhölzer, die waren sehr stolz auf ihre hohe Abkunft. Der große Tannenbaum nämlich, von welchem sie abstammten, war ein hochangesehener alter Baum im Walde gewesen. Nun lagen sie auf einem Sims in der Küche zwischen einer Feuerzange und einem alten eisernen Kochtopf, und denen erzählten sie von ihrer Jugend. „Als wir noch auf dem grünen Zweige waren", sagten sie, „da ist es uns gut gegangen. Jeden Morgen und Abend gab es den Diamantentee aus frischem Tau, und die kleinen Waldvögel, die mußten uns den ganzen Tag Geschichten erzählen. Wir konnten recht gut merken, daß wir auch reich waren, denn die Laubbäume waren nur im Sommer bekleidet, aber unsre Familie hatte die Mittel, für Sommer und Winter grüne Kleider anzuschaffen; aber dann kamen die Holzfäller und unser Stammvater bekam einen Platz auf einem Segelschiff und fährt nun um die ganze Welt damit. Die anderen Zweige sind anderswohin gekommen und wir vornehmen Leute haben nun den Beruf, dem gemeinen Volk das Licht anzuzünden."

„Da ist es mir anders gegangen", sagte der Kochtopf; „von dem Augenblick an, wo ich zur Welt kam, bin ich immer nur gekocht und gescheuert worden. Meine einzige Erholung ist es, nach Tisch sauber auf dem Brett zu liegen und mit den Kameraden ein vernünftiges Wort zu sprechen. Wenn ich den Wassereimer ausnehme, der zuweilen hinunter in den Hof kommt, so führen wir ein sehr stilles häusliches Leben."

„Nun ist es aber genug geschwatzt", sagte die Feuerzange, „wollen wir uns nicht lieber einen lustigen Abend machen." – „Ja", sagten die Streichhölzer, „wir wollen darüber sprechen, wer von uns der Vornehmste ist."

„Ach Quark", sagte eine irdene Schüssel, die in der Nähe stand, „ich mag nicht über mich selber sprechen."

„Ich bin auch zu was ganz anderem aufgelegt", gluckste

der Wassereimer unter dem Sims hervor, und machte einen kleinen Sprung, daß es platschte.
„Ja los, wir wollen tanzen", sagte die Feuerzange und warf das eine Bein in die Luft, und der Teekessel begann zu singen und die Teller im Schrank begannen zu klappern, und die Schüsseln wackelten hin und her, und die Löffel im Kasten und die Messer und Gabeln begannen ganz unbändig zu rappeln und zu klirren. Mit einem Male aber ging die Türe auf und die Köchin trat zur Küche herein. Da war alles mucksmäuschenstill, und sie tappte nach den Streichhölzern und zündete sie an. Sie sprühten auf und standen in hellen Flammen und dachten noch: „welchen Glanz wir haben, nun sieht doch ein jeder, daß wir die Vornehmsten sind", und da waren sie auch schon verbrannt.
„Das war ein ganz herrliches Märchen", sagte die Königin, als der junge Kaufmann geendet hatte, „ich fühlte mich richtig in die Küche versetzt. Du sollst meine Tochter zur Frau haben", und auch der König war damit einverstanden. Dann ward der Tag der Hochzeit festgesetzt, und am Abend vorher war die ganze Stadt festlich beleuchtet, und Brezeln und Kuchen wurde unter das Volk verteilt, und die Gassenjungen standen im Gedränge auf ihren Zehenspitzen und schrien Hurra.
Der junge Kaufmann aber dachte, daß er doch auch etwas tun müßte.



Darum kaufte er alles Feuerwerk, das in der Stadt nur aufzutreiben war, alle Raketen, Frösche, Knallerbsen und Feuerräder, nahm sie mit sich in den Koffer und flog damit über die Stadt. Dann ließ er es los, und es blitzte und strahlte und knallte, daß die Türken auf den Straßen unten vor Freude in die Höhe sprangen, und ihre Pantoffeln wirbelten ihnen um die Ohren. Sie hatten dergleichen Lufterscheinungen niemals gesehen, und nun zweifelten sie nicht mehr daran, daß es der Türkengott selber war, der ihre Prinzessin zur Frau bekommen sollte. Nachdem der junge Kaufmann aber mit seinem Koffer wieder im Wald gelandet war, begab er sich in die Stadt, um zu hören, wie sein Feuerwerk sich ausgenommen hatte. Da hatte nun ein jeder es anders gesehen, aber ein jeder hatte es über alle Maßen schön gefunden. „Ich sah den Türkengott selber", erzählte einer, „er hatte Augen wie funkelnde Sterne und einen Bart wie schäumendes Wasser." „Er flog mit einem Feuermantel", sagte ein anderer, „und lauter Engelskinder guckten aus seinen Falten heraus."
Es waren herrliche Dinge, die der junge Kaufmann da zu hören bekam und am andern Tage sollte die festliche Hochzeit sein. Als er aber zum Wald zurückkam, da war sein Koffer verschwunden und nur noch ein paar Stäublein Asche waren von ihm übrig. Ein Funken nämlich von dem Feuerwerk hatte weitergeglüht und hatte ihn in Rauch und Asche aufgehen lassen. Da konnte der arme Kaufmannssohn nicht mehr fliegen und nicht mehr zu seiner Prinzessin kommen. Sie aber stand den ganzen Tag auf dem Dach und wartete; dort wartet sie noch, aber er geht unterdes in der Welt umher und erzählt Märchen. Doch sind sie nicht mehr so lustig wie die anderen, die er früher erzählte.

Nach Andersen.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wünschten sich schon lange vergeblich ein Kind; endlich machte sich die Frau Hoffnung, der liebe Gott werde ihren Wunsch erfüllen. Die Leute hatten in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenster, daraus konnte man in einen prächtigen Garten sehen, der voll der schönsten Blumen und Kräuter stand; er war aber von einer hohen Mauer umgeben, und niemand wagte hineinzugehen, weil er einer Zauberin gehörte, die von aller Welt gefürchtet ward. Eines Tages stand die Frau an diesem Fenster und sah in den Garten hinab, da erblickte sie ein Beet, das mit den schönsten Rapunzeln bepflanzt war: und sie sahen so frisch und grün aus, daß sie lüstern ward und das größte Verlangen empfand, von den Rapunzeln zu essen. Das Verlangen nahm jeden Tag zu, und da sie wußte, daß sie keine davon bekommen konnte, so fiel sie ganz ab, sah blaß und elend aus. Da erschrak der Mann und fragte: „Was fehlt dir, liebe Frau?" – „Ach", antwortete sie, „wenn ich keine Rapunzeln aus dem Garten hinter unserem Hause zu essen kriege, dann sterbe ich." Der Mann, der sie lieb hatte, dachte: „Eh' du deine Frau sterben lässest, holst du ihr von den Rapunzeln, es mag kosten, was es will." In der Abenddämmerung stieg er also über die Mauer in den Garten der Zauberin, stach in aller Eile eine Handvoll Rapunzeln und brachte sie seiner Frau. Sie machte sich sogleich Salat daraus und aß sie in voller Begierde auf. Sie hatten ihr aber so gut geschmeckt, daß sie den andern Tag noch dreimal soviel Lust bekam, und der Mann mußte noch einmal in den Garten steigen. Als er aber in der Abenddämmerung wieder die Mauer herabgeklettert war, erschrak er gewaltig, denn er sah die Zauberin vor sich stehen. „Wie kannst du es wagen", sprach sie mit zornigem Blick, „in meinen Garten zu steigen und mir meine Rapunzeln zu stehlen? Das soll dir schlecht bekommen." – „Ach", antwortete er, „laßt Gnade für Recht ergehen: meine Frau empfindet ein so großes Gelüsten danach, daß sie sterben würde, wenn sie nicht davon zu essen bekäme." Da ließ die Zauberin in ihrem Zorne nach und sprach zu ihm: „Verhält es sich so, wie du sagst, dann will ich dir gestatten, Rapunzeln mitzunehmen, soviel du willst, allein ich mache eine Bedingung. Du mußt mir das Kind geben, das deine Frau zur Welt bringen wird. Es soll ihm gutgehen, und ich will für es sorgen wie eine Mutter." Der Mann sagte in der Angst alles zu, und als die Frau in Wochen kam, so erschien sogleich die Zauberin, gab dem Kinde den Namen Rapunzel und nahm es mit sich fort.

Rapunzel war das schönste Kind unter der Sonne. Als es zwölf Jahre alt war, schloß es die Zauberin in einen Turm, der in einem Walde lag, und weder Treppe noch Tür hatte, nur ganz oben war ein kleines Fensterchen. Wenn die Zauberin hinein wollte, so stellte sie sich unten hin und rief:

„Rapunzel, Rapunzel, laß mir dein Haar herunter."

Rapunzel hatte lange, prächtige Haare, fein wie gesponnenes Gold. Wenn sie nun die Stimme der Zauberin vernahm, so band sie ihre Zöpfe los, wickelte sie oben um einen Fensterhaken und dann fielen die Haare zwanzig Ellen tief hinunter, und die Zauberin stieg daran herauf. Nach ein paar Jahren trug es sich zu, daß der Sohn des Königs durch den Wald ritt und am Turm vorüberkam. Da hörte er einen Gesang, der war so lieblich, daß er stillehielt und horchte. Das war Rapunzel, die in ihrer Einsamkeit sich die Zeit damit vertrieb, ihre süße Stimme erschallen zu lassen. Der Königssohn wollte zu ihr hinaufsteigen und suchte nach einer Türe des Turms, aber es war keine zu finden. Er ritt heim, doch der Gesang hatte ihm so sehr das Herz gerührt, daß er jeden Tag in den Wald hinausging und zuhörte. Als er einmal so hinter einem Baum stand, sah er, daß eine Zauberin herankam und hörte, wie sie hinaufrief:

„Rapunzel, Rapunzel, laß mir dein Haar herunter."

Da ließ Rapunzel die Haarflechten herab, und die Zauberin stieg zu ihr hinauf. „Ist das die Leiter, auf welcher man hinaufkommt, so will ich auch mein Glück versuchen." Und den folgenden Tag, als es anfing, dunkel zu werden, ging er zu dem Turm und rief:

„Rapunzel, Rapunzel, laß mir dein Haar herunter."



Alsbald fielen die Haare herab und der Königssohn stieg hinauf. Anfangs erschrak Rapunzel gewaltig, doch der Königssohn fing an ganz freundlich mit ihr zu reden und erzählte ihr, daß von ihrem Gesang sein Herz so sehr sei bewegt worden, daß er sie selbst habe sehen müssen. Da verlor Rapunzel ihre Angst, und als er sie fragte, ob sie ihn zum Manne nehmen wollte, und sie sah, daß er jung und schön war, so dachte sie: Der wird mich lieber haben, als die alte Frau Base und sagte ja und legte ihre Hand in seine Hand. Sie sprach: „Ich will gerne mit dir gehen, aber ich weiß nicht, wie ich herabkommen kann. Wenn du kommst, so bring jedesmal einen Strang Seide mit, daraus will ich eine Leiter flechten, und wenn die fertig ist, so steige ich herunter und du nimmst mich auf dein Pferd." Sie verabredeten, daß er bis dahin alle Abend zu ihr kommen sollte. Die Zauberin merkte auch nichts davon, bis einmal Rapunzel zu ihr sagte: „Sag sie mir doch, Frau Base, wie kommt es nur, sie wird mir viel schwerer heraufzuziehen, als der junge Königssohn, der ist in einem Augenblick bei mir." – „Ach, du gottloses Kind", rief die Zauberin, „was muß ich von dir hören, ich dachte, ich hätte dich von aller Welt geschieden, und du hast mich doch betrogen!" In ihrem Zorne packte sie die schönen Haare der Rapunzel, griff eine Schere, und ritsch, ratsch, waren sie abgeschnitten, und die schönen Flechten lagen auf der Erde. Und sie war so unbarmherzig, daß sie die arme Rapunzel in eine Wüstenei brachte, wo sie in großem Jammer und Elend leben mußte.



Denselben Tag, wo sie Rapunzel verstoßen hatte, machte abends die Zauberin die abgeschnittenen Flechten oben am Fensterhaken fest, und als der Königssohn kam und rief:

„Rapunzel, Rapunzel, laß mir dein Haar herunter"

so ließ sie die Haare hinab. Der Königssohn stieg hinauf, aber er fand oben nicht seine liebste Rapunzel, sondern die Zauberin, die ihn mit bösen und giftigen Blicken ansah. – „Aha", rief sie höhnisch, „du willst die Frau Liebste holen, aber der schöne Vogel singt nicht mehr, die Katze hat ihn geholt, und wird dir auch noch die Augen auskratzen; du wirst Rapunzel nie wieder erblicken." Der Königssohn geriet außer sich vor Schmerzen, und in der Verzweiflung sprang er den Turm herab: das Leben brachte er davon, aber die Dornen, in die er fiel, zerstachen ihm die Augen. Da irrte er blind im Walde umher, aß nichts als Wurzeln und Beeren und jammerte und weinte über den Verlust seiner liebsten Frau. So wanderte er einige Jahre im Elend umher und geriet endlich in die Wüstenei, wo Rapunzel mit den Zwillingen, die sie geboren hatte, einem Knaben und Mädchen, kümmerlich lebte. Er vernahm eine Stimme, und sie deuchte ihm so bekannt; da ging er darauf zu, und wie er herankam, erkannte ihn Rapunzel und fiel ihm um den Hals und weinte. Zwei von ihren Tränen aber benetzten seine Augen, da wurden sie wieder klar, und er konnte damit sehen wie sonst. Er führte sie in sein Reich, wo er mit Freuden empfangen ward, und sie lebten noch lange glücklich und vergnügt. Nach den Brüdern Grimm.

Die Gänsemagd

Es lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl schon lange gestorben, und sie hatte eine schöne Tochter. Als diese herangewachsen war, wurde sie an einen Königssohn in einem fremden Reich versprochen. Wie nun die Zeit kam, daß die Hochzeit sein sollte und das Kind in die Ferne ziehen mußte, da packte ihr die Königin viel köstliches goldenes Gerät und Geschmeide ein, denn sie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab sie ihr eine Kammerjungfer bei, welche mitreiten sollte, und jede bekam ein Pferd; aber das Pferd der Königstochter hieß Falada und konnte sprechen. Als die Abschiedsstunde da war, begab sich die alte Mutter in ihre Schlafkammer, nahm ein Messerlein und schnitt damit in ihren Finger; darauf hielt sie ein weißes Läppchen unter und ließ drei Tropfen Blut hineinfallen, gab sie der Tochter und sprach: „Liebes Kind, verwahre sie wohl, denn sie werden dir

nottun." Darauf nahmen sie beide betrübten Abschied voneinander.
Als die Königstochter eine Stunde geritten war, dürstete es sie und sie sprach zu ihrer Kammerjungfer: „Steig ab und schöpfe mir mit meinem goldenen Becher Wasser aus dem Bach." – „Wenn Euch dürstet", sprach die Kammerjungfer, „so steigt selber ab und trinkt, ich mag Eure Magd nicht sein." Da stieg die Königstochter vor großem Durst herunter, neigte sich über das Wasser im Bach und trank. „Ach Gott", seufzte sie dazu, und es antworteten die drei Blutstropfen: „Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät ihr zerspringen."
Dann ritten sie etliche Meilen weiter fort, aber der Tag war heiß, und es dürstete sie alsbald von neuem. Da sie nun abermals an einen Wasserfluß kamen, rief sie noch einmal ihrer Kammerjungfer: „Steige ab und gib mir aus meinem goldenen Becher zu trinken." Die Kammerjungfer aber sprach noch hochmütiger: „Wollt Ihr trinken, so trinkt allein, ich mag nicht Eure Dienstmagd sein." Da stieg die Königstochter abermals hernieder vor großem Durst, legte sich über das fließende Wasser, weinte und sprach: „Ach Gott!" Und die Blutstropfen antworteten wiederum: „Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät ihr zerspringen." Und wie sie so trank und sich recht überlehnte, entfiel ihr das Läppchen und floß mit dem Wasser fort, ohne daß sie es merkte. Die Kammerjungfer aber hatte es wohl gesehen und freute sich, daß sie nun Gewalt über die Braut bekäme. Als sie wieder auf ihr Pferd steigen wollte, das da hieß Falada, sagte sie darum: „Auf Falada gehöre ich und auf meinen Gaul gehörst du", und das mußte sie sich gefallen lassen. Dann befahl ihr die Kammerjungfer die königlichen Kleider auszuziehen und ihre schlechten anzulegen und endlich mußte sie sich unter freiem Himmel verschwören, daß sie keinem Menschen etwas von alledem sagen wollte; denn sonst wäre sie auf der Stelle umgebracht worden. Aber Falada sah das alles an und merkte sich's wohl.

Die Kammerfrau stieg nun auf Falada und die wahre Braut auf das schlechte Roß, und so zogen sie weiter, bis sie endlich in dem königlichen Schloß eintrafen. Da war große Freude über ihre Ankunft und der Königssohn hob die Kammerfrau vom Pferde und meinte, sie wäre seine Gemahlin. Sie ward die Treppe hinaufgeführt, die wahre Braut aber mußte unten stehenbleiben. Da schaute der alte König zum Fenster hinaus und sah, wie sie fein war, zart und gar schön; ging alsbald hinein und fragte die Kammerjungfer nach der, die da unten im Hofe stände. „Gebt meiner Magd etwas zu arbeiten", antwortete die Kammerjungfer, „daß sie nicht müßig steht." Da sagte der alte König: „Da habe ich so einen kleinen Jungen, der die Gänse hütet, dem mag sie helfen." Der Junge hieß Kürdchen, dem mußte sie nun helfen Gänse hüten.
Nicht lange danach sprach die falsche Braut zu dem jungen König: „Liebster Gemahl, ich bitte Euch, tut mir einen Gefallen, laßt den Schinder rufen und dem Pferde, worauf ich hergeritten bin, den Kopf abhauen. Es hat mich unterwegs geärgert." Als aber der treue Falada sterben sollte, da kam es auch der rechten Königstochter zu Ohren, und sie versprach dem Schinder ein Stück Geld, wenn er ihr einen Dienst erwiese. In der Stadt war ein finsteres Tor, wo sie des Morgens und des Abends mit den Gänsen hindurch mußte. Dort unter das finstere Tor möchte er dem Falada seinen Kopf hinnageln, daß sie ihn doch noch mehr als einmal sehen könnte. Der Schinderknecht versprach ihr das und hieb den Kopf ab und nagelte ihn unter das finstere Tor fest.
Des Morgens früh, da sie mit Kürdchen die Gänse durch das Tor hinaustrieb, sprach sie im Vorbeigehen: „Oh, du Falada, da du hangest." Da antwortete der Kopf:

„O du Jungfer Königin, da du gangest,
Wenn das deine Mutter wüßte,
Ihr Herz tät ihr zerspringen."

Dann zog sie still weiter zur Stadt hinaus, und wenn sie auf der Wiese angekommen war, saß sie nieder und machte ihre Haare auf; die waren eitel Gold, und Kürdchen freute sich, wie sie glänzten und wollte ihr ein paar ausraufen. Da sprach sie:

„Weh, weh Windchen,
Nimm Kürdchen sein Hütchen,
Und laß'n sich mit jagen,
Bis ich mich geflochten und geschnatzt
Und wieder aufgesatzt."

Da kam ein so starker Wind, daß er dem Kürdchen sein Hütchen wegwehte über alle Lande, und es mußte ihm nachlaufen. Bis es wiederkam, war sie mit dem Kämmen und Aufsetzen fertig und er konnte keine Haare kriegen. Da ward Kürdchen bös und



sprach nicht mehr mit ihr. Den anderen Morgen, wie sie unter dem finsteren Tore hinaustrieben, sprach die Königstochter abermals: „Oh, du Falada, da du hangest", und Falada antwortete wiederum:

„Oh, du Jungfer Königin,
da du gangest,
Wenn das deine Mutter wüßte,
Ihr Herz tät ihr zerspringen."

Danach setzte sie sich wieder auf die Wiese und fing an, ihr Haar auszukämmen, und Kürdchen wollte wieder danach greifen; da sprach sie schnell:

„Weh, weh Windchen,
Nimm Kürdchen sein Hütchen
Und laß'n sich mit jagen,
Bis ich mich geflochten und geschnatzt
Und wieder aufgesatzt."

Da mußte Kürdchen abermals nach seinem Hütchen laufen und wieder konnte er keines von ihren schönen, goldenen Haaren erwischen. Abends aber ging er vor den alten König und sagte: „Mit dem Mädchen will ich nicht länger Gänse hüten, denn es ärgert mich den ganzen Tag", und dann erzählte er ihm, was es mit dem Pferdehaupt unter dem Tor zu sprechen hätte, und wie er seinem Hut im Walde nachlaufen müßte.

Da setzte sich der alte König am nächsten Morgen hinter das finstere Tor und hörte da, wie sie mit Faladas Haupte sprach. Dann ging er ihr nach in das Feld und verbarg sich in einem Busch auf der Wiese. Da sah er nun bald mit seinen eigenen Augen, wie die Gänsemagd ihre Haare losflocht und wie sie ihr Verslein sprach und Kürdchen nach seinem Hut laufen mußte.



Als die Gänsemagd am Abend heimkehrte, da rief der König sie beiseite und fragte sie, warum sie das alles so täte. „Das darf ich Euch nicht sagen", antwortete sie, „denn so hab ich mich unter freiem Himmel verschworen, weil ich sonst um mein Leben gekommen wäre." Da sprach er: „Wenn du mir nichts sagen willst, so klage dem Eisenofen dort dein Leid", und ging fort. Da kroch sie in den Eisenofen, fing an zu jammern und zu weinen, schüttete ihr Herz aus und sprach: „Da sitze ich nun von aller Welt verlassen und bin doch eine Königstochter, und eine falsche Kammerjungfer hat mir meine königlichen Kleider fortgenommen und meinen Platz bei meinem Bräutigam eingenommen. Wenn das meine Mutter wüßte, das Herz im Leib tät ihr zerspringen." Der alte König stand aber außen an der Ofenröhre, lauerte ihr zu und hörte, was sie sprach. Dann kam er wieder herein und hieß sie aus dem Ofen gehen, und dann wurden ihr königliche Kleider angetan, und es schien ein Wunder, wie sie so schön war. Der alte König aber rief seinen Sohn und offenbarte ihm, daß er die falsche Braut hätte; die wahre aber stände hier, als die gewesene Gänsemagd. Der junge König war herzensfroh, als er ihre Schönheit und Tugend erblickte, und ein großes Mahl wurde angestellt, zu welchem alle Leute und guten Freunde gebeten wurden. Obenan saß der Bräutigam, die Königstochter zur einen Seite und die Kammerjungfer zur andern. Aber die Kammerjungfer war verblendet und erkannte die wahre Braut nicht mehr in ihrem glänzenden Schmuck. Als sie nun gegessen und getrunken hatten, da gab der alte König der Kammerjungfer ein Rätsel auf, was eine solche wert wäre, die den Herrn also betrogen hätte, und erzählte ihr ihre eigene Geschichte.

Dann fragte er sie: „Welches Urteils ist diese würdig?" Da sprach die falsche Braut: „Die ist nichts Besseres wert, als daß sie splitternackt ausgezogen und in ein Faß gesteckt wird, das inwendig mit spitzen Nägeln beschlagen ist, und zwei weiße Pferde müssen vorgespannt werden, die sie Gasse auf und Gasse ab zu Tode schleifen." – „Das bist du", sprach der alte König, „und hast dein eigen Urteil gefunden und danach soll dir widerfahren." Und als das Urteil vollzogen war, vermählte sich der junge König mit seiner rechten Gemahlin und beide beherrschten ihr Reich in Frieden und Seligkeit.

Nach den Brüdern Grimm.

Dornröschen

Vorzeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!" und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch wird erfüllt werden, ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen." Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude ein großes Fest anstellte. Er lud nicht nur seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum, und so mit allem, was auf der Welt zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder auch nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Lebensjahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen." Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur mildern konnte, so sagte sie: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt."

Der König, der sein liebes Kind gern vor dem Unglück bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreich sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann liebhaben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Hause waren und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es allerorten herum, besah Stuben und Kammern wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Türe. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Türe auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann emsig ihren Flachs. „Guten Tag, du altes Mütterchen", sprach die Königstochter, „was machst du da?" – „Ich spinne", sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?" sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger.

Im gleichen Augenblick fiel sie auf das Bett nieder, das da stand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heimgekommen und in den Saal getreten waren, fingen an einzuschlafen und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde



im Stall, die Hunde im Hof, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer auf dem Herde ward still, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, der etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief ein. Und der Wind draußen legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich darüber hinauswuchs, daß nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dach. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Aber die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben daran hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen, langen Jahren aber kam wieder einmal ein Königssohn in das Land. Er wußte von seinem Großvater, daß schon viele Königssöhne versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin eines traurigen Todes gestorben. Aber er sprach: „Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen."



Nun aber waren gerade die hundert Jahre verflossen und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Dornenhecke näherte, waren es lauter schöne Blumen, die taten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch. Im Schloßhofe sah er die Pferde und scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen, auf dem Dach saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saal den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Türe zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte und er bückte sich und gab ihr einen Kuß. Da schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Dann gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin, und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dache zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter, das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen, der Braten fing wieder an zu brutzeln, und der Koch gab dem Jungen seine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das schwarze Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Nach den Brüdern Grimm.

Die wilden Schwäne

In einem fernen Lande wohnte ein König, der hatte elf Söhne und eine Tochter, die hieß Elise. Die elf Brüder gingen in die Schule mit Sternen auf der Brust und mit Säbeln an der Seite und schrieben auf goldenen Tafeln mit diamantenen Griffeln, und ihre Schwester Elise saß auf einem kleinen Schemel von Spiegelglas und las in einem Bilderbuch, das hatte das halbe Königreich gekostet.

Eines Tages aber heiratete der König eine fremde Königin, weil seine Kinder ihre Mutter schon lange verloren hatten. Von da an sollte es den Kindern nicht mehr gut gehen, denn die neue Mutter war ihnen gram. Schon die Woche darauf schickte sie die kleine Elise zu fremden Bauersleuten hinaus aufs Land, wo sie hinfort aufgezogen werden sollte, und es währte nicht lange, so hatte sie dem König so viel Schlimmes von den armen Prinzen vorerzählt, daß er sich nicht mehr um sie kümmern mochte.

„Fort mit euch, hinaus in die Welt", sprach sie eines Morgens zu den elf Brüdern, „flieget fort als große stumme Vögel."

Da waren die Prinzen alle zugleich in elf große weiße Schwäne verwandelt, und sie schwangen sich mit klagendem Geschrei aus den Fenstern des Schlosses hinaus und über den Wald hinweg in die Ferne. Sie flogen über die Bauernhütte hinweg, unter deren Dache ihre Schwester lag und schlief. Sie umkreisten sie lange und drehten die Hälse hin und her und schlugen mit den Flügeln. Aber niemand hörte oder sah es, und zuletzt mußten sie wieder fort zu den Wolken hinauf. Sie flogen zu dem großen dunklen Walde, der sich bis an den Strand des Meeres erstreckte.

Lange sehnte sich die kleine Elise in des Bauern Haus nach ihren Brüdern. Sie stach ein Loch in ein grünes Blatt und guckte dadurch zur Sonne hinauf, denn ein anderes Spielzeug hatte sie nicht; dann war ihr oft, als sähe sie die klaren Augen ihrer Brüder, und wenn die warmen Sonnenstrahlen auf ihre Wangen schienen, dann gedachte sie an ihre Küsse. So verging ein Tag wie der andere, und sie wuchs heran und wurde immer schöner. Blies der Wind durch die Rosenhecken vor dem Hause, so flüsterte er den Rosen zu: „Wer ist schöner als ihr?" Aber die Rosen schüttelten den Kopf und sagten: „Das ist Elise." Und las die alte Bäuerin des Sonntags vor der Türe in ihrem Gesangbuche, so schlug der Wind die Blätter um und sagte zu dem Buche: „Wer ist frömmer als du?", und das Gesangbuch antwortete: „Das ist Elise."

Als Elise fünfzehn Jahre alt geworden war, kehrte sie nach Hause zurück, denn der König wollte sie nun wiedersehen. Da die Königin aber sah, wie schön sie geworden war, wurde sie ihr erst recht gram und sann darauf, wie sie auch ihr ein Leid antun könnte.

In aller Frühe begab sie sich darum in ihr marmornes Bad und nahm drei Kröten mit; die küßte sie und sprach zu der ersten: „Setze du dich auf Elisens Haupt, wenn sie in das Bad steigt, damit sie träge und schläfrig wird wie du." Zu der zweiten sprach sie: „Setze dich auf ihre Stirn und laß sie häßlich werden wie du, damit ihr Vater sie nicht wiedererkennt." Und zu der dritten sprach sie: „Lege dich an ihre Brust, damit ihr Herz verderbe und böse werde zu ihrer eigenen Pein."

Danach setzte sie die Kröten in das klare Wasser, und das Wasser nahm gleich eine grünliche Farbe an. Dann rief sie Elise, nahm ihr die Kleider ab und ließ sie ins Bad hinabsteigen und untertauchen; und die eine Kröte setzte sich in ihr Haar, und die andere setzte sich auf ihre Stirn, und die dritte legte sich an ihre Brust. Aber Elise bemerkte es gar nicht, und als sie aus dem Wasser stieg, da schwammen drei rote Mohnblumen auf seiner Fläche; so fromm und rein war ihr Herz.

Da die böse Königin das gewahrte, rieb sie das Mädchen mit Wallnußsaft ein, so daß es ganz schwarzbraun wurde, und bestrich ihm das schöne Angesicht mit einer stinkenden Salbe und verwirrte ihr das lange dichte Haar.

Als nun ihr Vater sie sah, da erschrak er und sagte, daß sie nicht seine Tochter wäre, und niemand im ganzen Schlosse wollte mehr mit ihr bekannt sein, außer dem Kettenhund und den Schwalben. Aber das waren nur stumme Tiere. Da weinte die arme Elise bitterlich und suchte vergeblich nach ihren elf Brüdern. Zuletzt, da ihr niemand sagen wollte, was aus ihnen geworden wäre, schlich sie sich davon, zum Schlosse hinaus und wanderte den ganzen Tag über Feld und Moor in den großen Wald. Sie rief die Namen ihrer Brüder, aber sie antworteten ihr nicht. Als die Nacht hereinbrach und sie im Dunkeln Weg und Steg verlor, da legte sie sich ins weiche Moos, sprach ihr Abendgebet und lehnte den Kopf an einen Baumstumpf. Dann schlief sie ein, und rund um sie her im Grase schimmerte das grüne Licht von vielen hundert Johanniswürmchen durch die Finsternis, und sie träumte die ganze Nacht von ihren Brüdern. Sie betrachteten zusammen das schöne Bilderbuch, das einst das halbe Reich gekostet hatte: aber es war nun alles lebendig darin, die Vögel sangen mit hellen Stimmen, und die Menschen traten aus dem Buche heraus und sprachen mit ihnen. So oft sie aber ein Blatt umschlug, sprangen sie gleich wieder hinein, damit die Bilder nicht in Unordnung kämen.

Als Elise erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Ganz in der Nähe hörte sie das Wasser plätschern; es waren viele Quellen, die sich zu einem Teiche mit dem schönsten goldenen Kiesgrund sammelten. Sie beugte ihr Antlitz über seinen klaren Spiegel, und da ward sie mit Schrecken gewahr, wie braun und häßlich sie aussah; aber als sie ihre Hand mit dem Wasser benetzte und Stirn und



Dank und Lebewohl und nun wanderte sie den Bach entlang bis dorthin, wo er sich in das große offene Meer ergoß. Kein Boot und kein Segel ließ sich darauf sehen, und der weite Strand lag still und leer, doch fand sie im Seegras elf weiße Schwanenfedern. Die sammelte sie in einen Strauß; es hingen Tropfen daran wie von Tau oder wie von Tränen. Als aber die Sonne eben hinuntersinken wollte, da sah sie elf wilde Schwäne mit goldenen Kronen auf dem Kopf landeinwärts auf sie zufliegen. Dicht neben ihr ließen sie sich nieder und schlugen mit ihren großen weißen Flügeln. Plötzlich aber, als die Sonne eben im Wasser erlosch, fiel ihre Schwanengestalt von ihnen ab und siehe, es standen elf schöne Prinzen da und es waren ihre Brüder. Da sprang sie in ihre Arme und rief einen jeden bei seinem Namen, und die Brüder erkannten alsbald ihre kleine Schwester wieder, wenn sie nun auch groß und schön geworden war. Da lachten und weinten sie zugleich und erzählten einander, wie schlimm ihre Stiefmutter mit ihnen gewesen war.

„Wir Brüder", sagte der Älteste, „fliegen als wilde Schwäne solange die Sonne am Himmel steht. Ist sie aber hinunter, so erhalten wir sogleich unsere Menschengestalt wieder. Darum müssen wir immer darauf achten, daß wir bei Sonnenuntergang einen Ruhepunkt für unseren

Augen damit rieb, da schien die weiße Haut wieder hervor. Da legte sie ihre Kleider ab und tauchte hinein in die klare Flut, und als sie wieder hervorstieg, da war sie schöner als je zuvor.

Dann wanderte sie weiter in den Wald hinein und wußte selber nicht wohin. Sie dachte an ihre Brüder und vertraute auf den lieben Gott, der sie gewiß nicht verlassen würde, und stillte ihren Hunger mit wilden Beeren und Früchten. Nach langer Zeit aber begegnete ihr eine alte Frau, die Pilze sammelte, und die fragte sie, ob sie nicht elf Prinzen durch den Wald hätte reiten sehen.

„Nein", antwortete die Alte, „aber ich sah gestern elf Schwäne mit goldenen Kronen auf dem Kopf einen Bach hier in der Nähe hinunterschwimmen." Damit führte sie Elise ein Stück durch den Wald bis zu einem kleinen Tälchen, auf dessen Grunde unter dichten Zweigen und Wurzeln ein Wasser dahinfloß. Dort sagte Elise der Alten

Fuß haben; denn flögen wir zu der Zeit noch in den Lüften, so müßten wir als Menschen in die Tiefe stürzen. Wir wohnen in einem schönen Lande auf der anderen Seite des Meeres, aber der Weg dorthin ist lang, wir müssen über die große See, und es gibt keine Insel, wo wir übernachten könnten. Nur eine einsame kleine Klippe ragt aus dem Meer hervor. Sie ist gerade groß genug, daß wir, Schulter an Schulter gedrängt, in unserer menschlichen Gestalt die Nacht auf ihr verbringen können. Ohne sie könnten wir unser liebes Vaterland nimmermehr besuchen, denn wir brauchen die zwei längsten Tage des Jahres zu unserem Fluge. Elf Tage dürfen wir hier bleiben; dann fliegen wir über das Schloß, in dem wir geboren sind, und über den hohen Turm der Kirche, wo unsere Mutter begraben liegt. Am zwölften Tage aber müssen wir über das Meer zurück und kehren erst nach einem Jahre wieder. Wie bringen wir dich mit uns fort? Wir haben weder Schiff noch Boot."



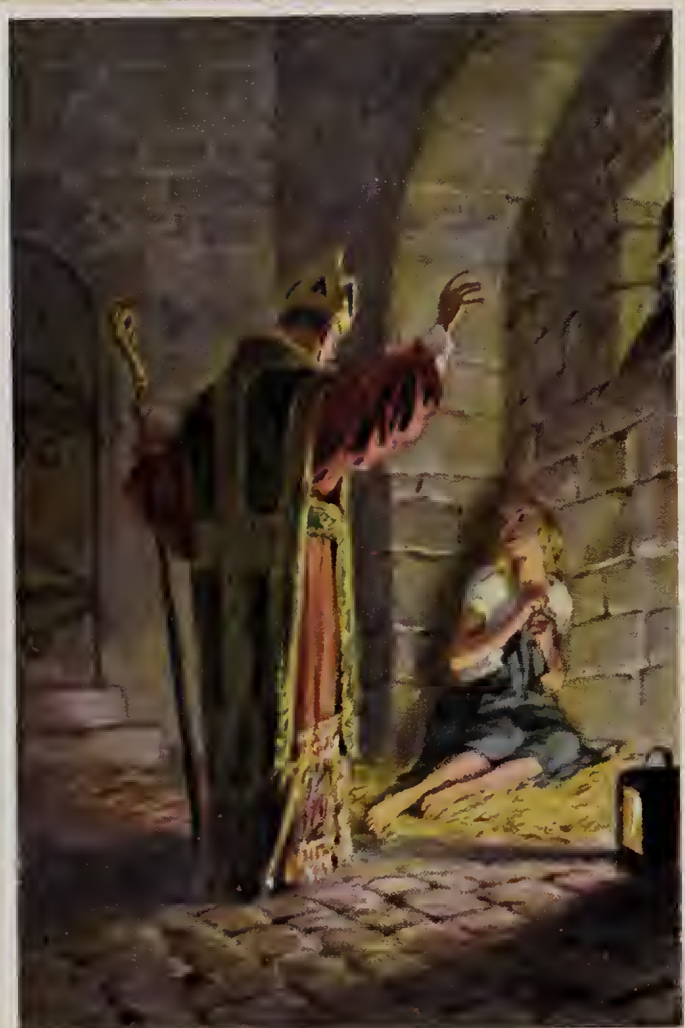
„Und wie werde ich euch erlösen können?" fragte die Schwester.
So berieten sie fast die ganze Nacht und erst gegen Morgen fanden sie Schlummer. Als aber die Sonne aufging, da wurde Elise geweckt durch das Rauschen der Schwanenflügel, die über sie hinsausten, denn die Brüder waren nun wieder verwandelt und flogen in großen Kreisen um sie her, bis sie in der Ferne verschwanden. Nur der Jüngste von ihnen blieb bei ihr und legte seinen Kopf in ihren Schoß und sie streichelte seine weißen Flügel. Gegen Abend aber kamen die anderen zurück, und als die Sonne hinuntergesunken war, da standen sie wieder da in ihrer natürlichen Gestalt.
„Morgen ist nun der zwölfte Tag", sagte der jüngste Bruder, „da müssen wir fort. Wenn du Mut hast, uns zu folgen, dann wollen wir dich alle zusammen mit der Kraft unserer Schwingen übers Meer führen."
„Ja, nehmt mich mit", sagte Elise, und nun brachten sie die ganze Nacht damit zu, von biegsamer Weidenrinde und zähen Binsen eine Matte zu flechten. Als sie fertig waren, legte Elise sich zum Schlafen darauf nieder und die Brüder hielten die Wache bei ihr. Beim ersten Strahl der Sonne aber waren sie wieder in Schwäne verwandelt und sie ergriffen die Matte mit ihren Schnäbeln und hoben sie mit sich empor hoch hinauf zu den Wolken. Elise aber schlief noch immer fort, und weil die Sonne ihr in das Antlitz schien, so hob sich der jüngste von den Schwänen über ihr Haupt, um sie mit seinen Flügeln zu beschatten. Sie waren schon weit vom Lande entfernt, als Elise erwachte. Sie glaubte noch zu träumen, so seltsam kam es ihr vor, hoch durch die Lüfte über das Meer zu reisen. An ihrer Seite aber lag ein Zweig mit schönen reifen Beeren und ein Bündel wohlschmeckender Wurzeln, die hatte der jüngste der Brüder gesammelt und zu ihr gelegt.
So flogen sie den ganzen Tag dahin, doch ging es langsamer als sonst, denn sie hatten ja ihre Schwester zu tragen. Schon senkte die Sonne sich tiefer auf das Meer herab und ein schwarzes Wetter verkündigte Sturm, und noch immer war die einsame Klippe nicht zu erspähen. Angstvoll sah Elise die Sonne schon dicht auf dem Rande des Meeres stehen, und es kam ihr vor, als machten die Schwäne immer stärkere Schläge. Mit einem Male aber schossen sie so schnell hinunter, daß sie zu stürzen glaubte und nun erblickte sie die kleine Klippe tief unter sich zwischen den weißbrandenden Wellen. Eben erlosch die Sonne mit einem letzten funkelnden Licht, da berührten sie den Boden, und zugleich sah Elise die Brüder in Menschengestalt um sich stehen. Nun zuckten die Blitze unaufhörlich und der Donner rollte, und die wilde See überschüttete sie mit eisigem Wasser. Aber sie hielten einander fest an den Händen und waren getrost.
Bei Tagesanbruch war die Luft wieder rein und still geworden und sobald die Sonne emporstieg, flogen die Schwäne mit Elise von der Klippe fort. Als der Abend sank, da hatten sie das ferne Land erreicht, in welchem die Brüder wohnten, und auf einem grünen Berge vor einer großen Höhle ließen sie sich nieder.

„Hier wohnen wir", sagte der älteste der Brüder und führte sie durch den Eingang der Höhle hinein in die Kammer, die für sie bestimmt war; „nun wollen wir sehen, was du in der ersten Nacht hier träumst."
„Möchte mir doch träumen, wie ich euch erlösen könnte", antwortete Elise, und wirklich träumte sie es auch in dieser Nacht.
Die alte Frau nämlich, die ihr von den Schwänen mit den goldenen Kronen auf dem Kopfe erzählt, und sie an den Bach geführt hatte, die erschien ihr im Traum und hielt eine Brennessel in der Hand.
„Deine Brüder können erlöst werden", sprach sie, „wenn du Mut und Geduld hast. Siehst du diese Nessel hier in meiner Hand? Von ihrer Art wachsen viele rund um die Höhle, in der du schläfst; aber nur diese sind brauchbar und noch die anderen, welche auf den Gräbern der Kirchhöfe wachsen, das mußt du dir merken. Du mußt sie pflücken, wenn sie dir gleich deine Haut wie Feuer verbrennen, und mußt sie mit den Füßen brechen; so bekommst du ein Garn, daraus mußt du elf Panzerhemden mit langen Ärmeln wirken. Wenn du diese Panzerhemden über die elf Schwäne wirfst, so ist der Zauber gelöst. In alle der Zeit aber, in der du an den Hemden wirkst, darfst du kein Wort sprechen, denn der erste Laut von deinen Lippen fährt wie ein tötender Dolch in deiner Brüder Herz."
Damit berührte die Fee Elisens Hände mit der Nessel. Sie erbrannten wie Feuer und Elise wachte davon auf. Draußen schien der helle Tag und neben ihr auf dem Boden lag die Nessel, die sie im Traume gesehen. Da fiel sie auf die Knie nieder und dankte Gott; dann ging sie aus der Höhle und begann sogleich mit ihrer Arbeit. Sie rupfte die brennenden Nesseln mit ihren zarten Händen und brach sie mit den nackten Füßen und drehte das grüne Garn. Große Blasen brannten auf ihren Händen und auf ihren Armen, aber sie duldete es gern.
Am Abend kehrten die Brüder zurück. Sie erschraken sehr über Elisens Stummheit und glaubten, es wäre ein neuer Zauber von der bösen Stiefmutter. Aber als sie die verbrannten Hände sahen, da merkten sie wohl, was die Schwester um ihretwillen tat und der jüngste Bruder weinte sehr. Wohin aber seine Tränen fielen, da verschwanden die brennenden Blasen und Elise spürte keinen Schmerz mehr von ihnen.
So saß sie stumm und wirkte Tag und Nacht, denn sie hatte keine Ruhe bevor sie ihre lieben Brüder erlöst hätte. Am dritten Morgen aber, als sie eben mit dem zweiten Hemde begonnen hatte, da erklang ein Jagdhorn zwischen den Bergen und sie hörte die Hunde bellen. Erschrocken floh sie in die Höhle, band die Nesseln, die sie gesammelt hatte, in ein Bündel und setzte sich darauf. Es währte aber nicht lange, so erschien ein Jagdzug vor der Höhle und der schönste von den Jägern war der König des fremden Landes. „Wer bist du, schönes Kind?", fragte er und trat freundlich auf sie zu; er hatte nie zuvor ein holderes Mädchen erblickt. Aber Elise schüttelte nur stumm das Haupt und verbarg ihre Hände unter der Schürze.



„Komm mit mir", sagte der König, „hier darfst du nicht bleiben! Bist du so gut wie du schön bist, so will ich dir die goldene Krone aufs Haupt setzen, und du sollst in meinem Schlosse wohnen!" Damit hob er sie auf sein Pferd, so sehr sie auch weinte und die Hände rang; aber der König sagte: „Ich will nur dein Glück, du wirst mir noch einst danken!" Und so stürmte er fort mit ihr über Berg und Tal, und die Jäger jagten hinterdrein.

Als die Sonne unterging gelangten sie zu dem prächtigen Königsschloß, wo große Springbrunnen in den hohen Marmorsälen plätscherten und die Wände und die Decken mit den schönsten Malereien prangten. Aber Elise trauerte und weinte nur fort und duldete stumm, daß ihr die Kammerfrauen königliche Kleider anlegten, kostbare Perlen ins Haar flochten und feine Handschuhe über die verbrannten Hände zogen. Nun stand sie da und war so schön, daß der ganze Hofstaat sich tief vor ihr verneigte. Nur der Erzbischof schüttelte den Kopf und flüsterte: das schöne Waldfräulein sei gewiß eine Hexe, die ihnen die Augen verblendet und des Königs Herz betört habe. Aber das half ihm nichts, er mußte ihr doch die goldene Krone aufs Haupt setzen. Aber Elise schwieg zu alledem nur stumm; denn die Trauer um ihre Brüder lag ihr wie ein schwerer erzener Ring um das Herz geschmiedet.



Nach dem Hochzeitsmahl aber führte der König Elise an der Hand in eine kleine Kammer neben ihrem Schlafgemach; die war mit grünen Tapeten geschmückt und glich ganz der Höhle, in welcher der König sie gefunden hatte. Auf dem Boden lag ein Bund Garn, das sie aus den Nesseln gesponnen, und an der Decke hing das fertige Panzerhemd, das hatte einer von den Jägern als etwas Merkwürdiges mit sich genommen.

„Hier kannst du dich in deine frühere Heimat zurückträumen", sagte der König, „hier ist auch die Arbeit, die dich dort beschäftigte. Mag es dich freuen, inmitten all deiner Pracht daran zurückzudenken."

Da küßte Elise des Königs Hand und er legte sie an sein Herz. Von da an ward sie ihm von Tag zu Tag inniger zugetan; doch blieb sie stumm wie zuvor um ihrer Brüder willen, wenn es auch ihr immer schwerer fallen wollte. In jeder Nacht aber schlich sie sich von seiner Seite fort in die Kammer hinüber, und strickte ein Panzerhemd nach dem anderen fertig. Als sie aber mit dem siebenten anfangen wollte, da hatte sie kein Garn und auch keine Nesseln mehr.

„Ach, was ist der Schmerz in meinen Fingern gegen die Qual, die mein Herz erleiden muß?" sprach sie zu sich selbst; denn sie wußte wohl, daß sie sich nun hinaus auf den Kirchhof wagen mußte; dort allein wuchsen die Nesseln, die sie gebrauchen konnte.

Mit einer Angst, als ginge sie zu einer bösen Tat, schlich sie sich in einer mondhellen Nacht hinunter in den Garten und wandelte durch die einsamen Straßen zum Kirchhof hinaus. Auf den Leichensteinen dort sah sie die Totenhexen sitzen, wie sie ihre Lumpen abzogen, als wollten sie sich baden, und mit ihren langen mageren Fingern ins Gras hineinfuhren, um die Begrabenen herauszuscharren. Sie glotzten sie mit bösen Augen an, aber sie sprach ihr Gebet und sammelte die brennenden Nesseln und trug sie hinein ins Schloß.

Nur ein einziger Mensch hatte sie gesehen, der Erzbischof; denn er pflegte zu wachen, wenn die anderen schliefen. Im Beichtstuhl erzählte er dem König, was er mit angesehen hatte und flüsterte ihm ins Ohr, daß sie eine Hexe wäre. Da schüttelten die geschnitzten Heiligenbilder in der Kapelle den Kopf, als wollten sie sagen: „Die Königin ist unschuldig." Aber der Erzbischof legte es anders aus; er sagte, daß die Heiligenbilder den Kopf über ihre Sünde schüttelten.

Da rollten zwei schwere Tränen über des Königs Wangen, und er ging heim mit Zweifeln im Herzen. Er stellte sich, als schliefe er in der Nacht und da merkte er, wie die Königin sich in jeder Nacht erhob und in ihrer kleinen Kammer verschwand, und mit jedem Tage wurde seine Miene finsterer.

Elise sah es wohl und es ängstete sie um ihrer Brüder willen. Mit heißen Tränen wirkte sie an den Hemden fort, Nacht für Nacht, bis endlich nur noch ein Panzerhemd fehlte, aber es fehlte ihr zugleich abermals das Garn und nicht eine einzige Nessel hatte sie mehr übrig. Da mußte sie sich doch noch einmal auf den Weg zum Kirchhof machen. Wiederum saßen die toten Hexen auf den Steinen, und der König, der ihr mit dem Erzbischof nachgefolgt war, wandte sich ab und senkte das Haupt, denn nun hielt auch er es für erwiesen, daß seine Frau eine Hexe war.

„Das Volk mag sie richten", sagte er, und das Volk urteilte, daß sie den Feuertod erleiden sollte.
Da ward die Königin aus dem prächtigen Königssaal in einen dunklen feuchten Kerker geführt, wo der Wind durch das vergitterte Fenster pfiff und der Henker brachte ihr das Bund Nesseln, das sie gepflückt, und die harten brennenden Panzerhemden, die sie gestrickt hatte. Die sollten für die letzte Nacht ihr Pfühl und ihre Decke sein. Aber nichts war ihr lieber und sie griff sogleich wieder zu ihrer Arbeit, um auch noch das letzte Hemd zu vollenden. Am Abend aber rauschte vor dem Gitter draußen ein Schwanenflügel: es war der jüngste von ihren Brüdern, der die Schwester endlich gefunden hatte, und sie schluchzte laut vor Freude.
Der Erzbischof kam, um die letzte Stunde bei ihr zu verbringen, aber sie schüttelte nur den Kopf und bat ihn stumm, er möchte gehen, denn in dieser Nacht mußte sie ihr Werk vollenden oder es war alles vergeblich. Als er gegangen war, kamen die kleinen Mäuse geschäftig herbeigelaufen und schleppten Nesseln zu ihren Füßen hin, um doch ein wenig zu helfen, und die Drossel setzte sich in das Gitter des Fensters und sang die ganze Nacht so lustig sie konnte, damit die Königin den Mut nicht verlieren möchte.



Eine Stunde vor Sonnenaufgang versammelten sich die elf Brüder in ihrer Menschengestalt vor den Pforten des Schlosses und begehrten vor den König geführt zu werden. Aber weil die Wache sich weigerte, so verging eine lange Zeit, bis endlich der König doch heraustrat und fragte, was der Lärm zu bedeuten habe. Da blitzte eben der erste Sonnenstrahl über die Zinnen des Schlosses und die elf Brüder waren verschwunden; nur elf weiße Schwäne rauschten über die Mauer dahin ins Weite.
Gegen Mittag ward die Königin auf einem elenden Karren zur Richtstätte gefahren und alles Volk strömte ihm nach. Ein armseliger Gaul zog den Karren, und man hatte ihr einen Kittel von grober Sackleinewand angezogen. Ihr schönes langes Haar hing lose um das holdselige Haupt, ihre Wangen waren totenbleich und ihre Lippen bewegten sich leise, während ihre Finger das grüne Garn aus Nesseln drehten. Zehn Panzerhemden lagen zu ihren Füßen, und an dem elften strickte sie.
„Seht die Hexe, wie sie murmelt", schrie der Pöbel. „Kein Gesangbuch in der Hand, nein, mit ihrem grünen Hokuspokus sitzt sie da! Reißt ihn ihr weg, reißt ihn in tausend Stücke."
Aber schon rauschte es mächtig in den Lüften, die elf wilden Schwäne kamen herniedergeschossen und setzten sich auf den Karren rings um sie her und schlugen mit den Flügeln.
„Das ist ein Zeichen vom Himmel! Sie ist gewiß unschuldig", flüsterten einige, aber sie wagten noch nicht, es laut zu sagen.
Als aber der Henker sie bei der Hand ergreifen wollte, da warf sie rasch die elf Hemden über die elf Schwäne und es standen elf schöne Prinzen um sie her. Nur der jüngste von ihnen hatte einen Schwanenflügel statt des einen Armes; denn es fehlte ein Ärmel in seinem Panzerhemd, der war nicht fertig geworden.
„Nun darf ich sprechen", sagte die Königin, „ich bin un-

schuldig!“ und das Volk, welches gesehen hatte, was geschehen war, beugte sich vor ihr wie vor einer Heiligen. Sie aber sank wie leblos in die Arme ihrer erlösten Brüder. „Ja, sie ist unschuldig“, sagte der älteste Bruder, und nun erzählte er alles, was geschehen war, und während er noch sprach, verbreitete sich ein Duft wie von unzähligen Rosen, denn ein jedes Stück Holz aus dem Scheiterhaufen hatte Wurzeln geschlagen und Zweige geschossen. Eine duftende Hecke voll roter Rosen stand nun dort, wo eben noch der Scheiterhaufen sich erhoben hatte, und auf ihrer höchsten Spitze sproßte eine Blume, weiß und glänzend wie ein Stern. Die pflückte der König und legte sie an die Brust der Königin. Da erwachte sie mit Frieden und Freude in ihrem Herzen. Alle Kirchenglocken aber begannen von selbst zu läuten und über den Himmel zogen die Vögel in großen Schwärmen. Das ward ein Hochzeitszug durch das jubelnde Volk zum Schlosse zurück, wie noch kein König einen gesehen hat.

Nach Andersen.

Die goldene Gans

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne; davon hieß der jüngste der Dummling, der wurde verachtet und verspottet. Einmal geschah es, daß der älteste in den Wald gehen wollte, Holz hauen. Da gab ihm seine Mutter einen Eierkuchen und eine Flasche Wein mit, damit er nicht Hunger und Durst litte. Als er in den Wald kam, begegnete ihm ein altes graues Männlein, das bot ihm einen guten Tag und sagte: „Gib mir doch ein Stück Kuchen aus deiner Tasche, und laß mich einen Schluck von deinem Wein trinken, ich bin so hungrig und durstig.“ Der kluge Sohn aber antwortete: „Geb ich dir, so hab ich selber nichts; pack dich deiner Wege“, ließ das Männlein stehen und ging davon. Als er nun aber anfing, einen Baum zu behauen, da hieb er fehl und die Axt fuhr ihm in den Arm, daß er mußte heimgehen und sich verbinden lassen.

Darauf ging der zweite Sohn in den Wald und die Mutter gab auch ihm einen Eierkuchen und eine Flasche Wein. Dem begegnete gleichfalls das graue Männchen und hielt um ein Stückchen Kuchen und einen Trunk Wein an. Aber auch der zweite Sohn sprach: „Geb ich, so hab ich selber nichts, pack dich deiner Wege“, ließ das Männlein stehen und ging davon. Als er aber ein paar Hiebe am Baum getan, fuhr ihm die Axt in das Bein, daß er mußte nach Hause getragen werden.

Da sagte der Dummling: „Vater, laß mich auch einmal hinausgehen und Holz hauen“, und bat so lange, bis der Vater endlich einwilligte und sagte: „Geh nur hin, durch Schaden wirst du klug werden.“ Die Mutter gab ihm einen Kuchen, der war mit Wasser in der Asche gebacken und dazu eine Flasche saures Bier. Als er in den Wald kam, begegnete ihm gleichfalls das graue Männchen und hielt um ein Stückchen Kuchen und einen Trunk aus der Flasche an. „Von Herzen gern“, antwortete der Dummling, „ich habe aber nur Aschenkuchen und saures Bier. Wenn dir das recht ist, so wollen wir uns setzen und essen.“ Da setzten sie sich, und als der Dummling seinen Aschenkuchen herausholte, so war's ein feiner Eierkuchen und das saure Bier war ein guter Wein. Nun aßen und tranken sie und dann sprach das Männlein: „Weil du ein gutes Herz hast und von dem Deinigen gerne mitteilst, so will ich dir Glück bescheren. Dort steht ein alter Baum, den hau ab, so wirst du in den Wurzeln etwas finden.“ Darauf nahm das Männlein Abschied.

Der Dummling hieb den Baum um und wie er fiel, saß in den Wurzeln eine Gans, die hatte Federn von reinem Gold. Er hob sie heraus, nahm sie mit sich und ging in ein Wirtshaus, da wollte er übernachten. Der Wirt hatte aber drei Töchter, die sahen die Gans, waren neugierig, was das für ein wunderlicher Vogel wäre und hätten gar gerne eine von seinen goldenen Federn gehabt. Als der Dummling einmal hinausgegangen war, faßte die Älteste die Gans beim Flügel, aber sogleich blieb ihr die Hand daran festhängen. Bald danach kam die zweite, um sich auch eine goldene Feder zu holen; kaum aber hatte sie ihre Schwe-



ster angerührt, so blieb sie an ihr festhängen, und nicht anders erging es der dritten. So mußten sie alle drei die Nacht bei der Gans zubringen.

Am anderen Morgen nahm der Dummling die Gans in den Arm, ging fort und bekümmerte sich nicht um die drei Mädchen, die daran hingen und hinter ihm dreinlaufen mußten. Mitten auf dem Felde begegnete ihnen der Pfarrer: „Schämt ihr euch nicht", rief er, „was lauft ihr dem jungen Burschen durchs Feld nach, schickt sich das?" Damit faßte er die Jüngste an die Hand; wie er sie aber nur anrührte, blieb er gleichfalls hängen. Nicht lange, so kam der Küster daher, der verwunderte sich sehr und rief: „Ei, Herr Pfarrer, wo hinaus so geschwind? Vergeßt nicht, daß wir heute noch eine Kindtaufe haben", und faßte ihn am Ärmel, blieb aber auch festhängen. Wie die fünf so hintereinander hertrabten, kamen zwei Bauern vom Feld. Da rief der Pfarrer ihnen zu, sie möchten ihn und den Küster losmachen. Kaum aber hatten sie den Küster angerührt, so blieben auch sie hängen und waren ihrer nun siebene, die dem Dummling mit der Gans nachliefen.



Er kam darauf in eine Stadt, da herrschte ein König, der hatte eine Tochter, die war so ernsthaft, daß niemand sie zum Lachen bringen konnte. Darum hatte er ein Gesetz gegeben, wer sie könnte zum Lachen bringen, der sollte sie heiraten. Als der Dummling das hörte, begab er sich mit seiner Gans und ihrem Anhang vor die Königstochter, und als diese die sieben Menschen immer hintereinander herlaufen sah, fing sie überlaut an zu lachen und wollte gar nicht wieder aufhören. Da verlangte sie der Dummling zur Braut, aber dem König gefiel der Schwiegersohn nicht. Darum sagte er, er müßte ihm erst einen Mann bringen, der einen Keller voll Wein austrinken könnte. Da dachte der Dummling an das graue Männchen und ging hinaus in den Wald, und auf der Stelle, wo er den Baum abgehauen hatte, sah er einen Mann sitzen, der machte ein ganz betrübtes Gesicht. Der Dummling fragte ihn, was er sich so sehr zu Herzen nähme. Da antwortete er: „Ich habe so großen Durst, und kann ihn nicht löschen, ein Faß Wein habe ich zwar ausgeleert, aber was ist ein Tropfen auf einen heißen Stein?" – „Da kann ich dir helfen", sagte der Dummling, „komm nur mit mir, du sollst satt haben." Darauf führte er ihn in des Königs Keller, und der Mann machte sich über die großen Fässer und trank, daß ihm die Hüften weh taten, und ehe ein Tag herum war, hatte er den ganzen Keller ausgetrunken. Der König aber ärgerte sich, daß ein Dummling seine Tochter davontragen sollte und machte neue Bedingungen: er müßte erst einen Mann schaffen, der einen Berg voll Brot aufessen könnte. Da ging der Dummling abermals hinaus in den Wald, und siehe, da saß auf demselben Platz ein Mann, der schnürte sich den Leib mit einem Riemen zusammen, machte ein grämliches Gesicht und sagte: „Ich habe einen ganzen Backofen voll Raspelbrot gegessen, aber was hilft das, wenn man so großen Hunger hat wie ich, mein Magen bleibt leer, und ich muß mich nur zuschnüren, wenn ich nicht Hungers sterben soll." Der Dummling war froh darüber und sprach: „Da kann ich dir helfen, komm nur mit mir, du sollst dich satt essen." Er führte ihn

an den Hof des Königs, der hatte alles Mehl aus dem ganzen Reich zusammenfahren und einen ungeheuren Berg davon backen lassen; der Mann aber aus dem Walde stellte sich davor, fing an zu essen, und in einem Tag war der ganze Berg verschwunden. Der Dummling forderte nun zum drittenmal seine Braut, der König aber suchte noch einmal Ausflucht und verlangte ein Schiff, das zu Lande und zu Wasser fahren könne. Da ging der Dummling abermals geradenwegs in den Wald, da saß das graue Männchen, dem er seinen Kuchen gegeben hatte und sprach: „Ich habe für dich getrunken und habe für dich gegessen, ich will dir auch das Schiff geben; das alles tu ich, weil du barmherzig gegen mich gewesen bist." Da gab er ihm das Schiff, das zu Lande und zu Wasser fuhr, und als der König das sah, konnte er ihm seine Tochter nicht länger vorenthalten. Die Hochzeit ward gefeiert und nach des Königs Tode erbte der Dummling das Reich und lebte lange Zeit vergnügt mit seiner Gemahlin. Nach den Brüdern Grimm.

Frau Holle

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte der Aschenputtel im Hause sein. Täglich mußte sie sich auf die Straße bei einen Brunnen setzen und mußte spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bückte sie sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen; sie sprang ihr aus der Hand und fiel hinab. Sie weinte, lief zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt aber so heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast du die Spule hinunterfallen lassen, so hol' sie auch wieder herauf." Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück, und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, wo die Sonne schien und viel tausend Blumen standen. Auf dieser Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn' ich; ich bin schon längst ausgebacken." Da trat es herzu, und holte mit dem Brotschieber alles nacheinander heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „Ach schüttel' mich, schüttel' mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif." Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es wieder weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau. Weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? Bleib bei mir, wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich tun willst, so soll dir's gut gehen. Du mußt nur achtgeben, daß du mein Bett fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle." Da faßte sich das Mädchen ein Herz, willigte ein und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen; dafür hatte es auch ein gutes Leben bei ihr, kein böses Wort, und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nach einer Zeitlang aber ward es traurig und



wußte anfangs selbst nicht, was ihm fehlte, endlich merkte es, daß es Heimweh war; ob es ihm hier gleich viel tausendmal besser ging als zu Hause, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Hause gekriegt, wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, ich muß wieder hinauf zu den Meinigen." Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Hause verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen." Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Tor. Das Tor ward aufgetan, und wie das Mädchen gerade darunterstand, fiel

ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist", sprach Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnentrog gefallen war. Darauf war das Tor verschlossen und das Mädchen befand sich nicht weit von seiner Mutter Haus; und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:



„Kikeriki,
Unsere goldene Jungfrau
Ist wieder hie."

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester gut aufgenommen. Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, wie es zu dem großen Reichtum gekommen war, wollte sie der anderen häßlichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Sie mußte sich an den Brunnen setzen und spinnen; und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in die Finger. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selbst hinein. Sie kam, wie die andere, auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfad weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach, zieh' mich raus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken." Die Faule aber antwortete: „Da hätte ich Lust, mich schmutzig zu machen", und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach, schüttel' mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif." Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen", und ging weiter. Als sie zur Frau Holle kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag tat sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tag aber fing sie schon an zu faulenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte Frau Holle das Bett nicht wie sich's gebührte, und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen; die Frau Holle führte sie auch zu dem Tor. Als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste", sagte die Frau Holle und schloß das Tor zu. Da kam die Faule heim, aber sie war ganz mit Pech bedeckt und der Hahn auf dem Brunnen, als er sie sah, rief:

„Kikeriki,
Unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie."

Das Pech aber blieb fest an ihr hängen und wollte, solange sie lebte, nicht abgehen. Nach den Brüdern Grimm.

Der Eisenhans

Es war einmal ein König, der hatte einen großen Wald bei seinem Schloß; aber so oft er auch seine Jäger hineinschickte, Wild zu schießen, kehrten sie nicht zurück und auch von den Hunden, die sie mitnahmen, ward keiner mehr gesehen. Zuletzt wollte sich niemand mehr hineinwagen, und nun lag der Wald in tiefer Stille und Einsamkeit, und nur zuweilen sah man einen Adler oder Habicht darüber hinfliegen. Nach langen Jahren aber meldete sich wieder einmal ein fremder Jäger und er erbot sich, in den Wald zu gehen; und weil er sagte, daß er's auf seine Gefahr wage und sich vor nichts fürchte, gab ihm der König zuletzt seine Einwilligung.

Der Jäger begab sich also mit seinem Hund in den Wald, und bald geriet das Tier auf eine Fährte. Es war aber kaum ein paar Schritte gelaufen, so konnte es vor einem tiefen Pfuhl nicht weiter, und ein nackter Arm streckte sich aus dem Wasser, packte ihn und zog ihn hinab. Da ging der Jäger zurück, holte drei Männer mit Eimern und ließ das Wasser ausschöpfen bis auf den Grund. Da kam ein wilder Mann zum Vorschein, der braun am Leib war wie

rostiges Eisen und dem die Haare übers Gesicht bis zu den Knien herabhingen. Sie banden ihn mit Stricken und führten ihn auf das Schloß, und der König ließ ihn in einen eisernen Käfig auf den Hof setzen und verbot bei Todesstrafe, die Tür des Käfigs zu öffnen.

Eines Tages nun spielte der Sohn des Königs auf dem Hof, und bei dem Spiel fiel ihm sein goldener Ball in den Käfig. „Gib mir meinen Ball heraus, wilder Mann", sagte er und trat vor den Käfig. „Nicht eher", sagte der wilde Mann, „als bis du mir die Türe aufgemacht hast." „Nein", sagte der Knabe, „das hat der König verboten", und lief fort. Am nächsten Tag war der König auf die Jagd geritten, da kam der Knabe abermals und sagte: „Wenn ich auch öffnen wollte, ich habe ja den Schlüssel nicht." Da sprach der wilde Mann: „Er liegt unter dem Kopfkissen deiner Mutter, da kannst du ihn holen." Der Knabe, der seinen Ball wiederhaben wollte, vergaß seine guten Vorsätze und brachte den Schlüssel herbei. Als er die Türe öffnete, klemmte er sich den Finger, denn sie ging nur schwer auf; der wilde Mann aber trat heraus, gab ihm den Ball und eilte hinweg. „Ach, wilder Mann", schrie der Knabe, „geh doch nicht fort, sonst bekomme ich Schläge." Da kehrte der wilde Mann um, hob ihn auf seine Schulter und ging mit schnellen Schritten in den Wald hinein. Als der König heimkam, fand er den Käfig leer und rief umsonst nach seinem Sohn. Da wußte er, was geschehen war, und es herrschte große Trauer an dem königlichen Hof.



Als der wilde Mann mit dem Knaben in den Wald gelangt war, setzte er ihn von der Schulter herab und sprach zu ihm: „Vater und Mutter siehst du nicht wieder; aber ich will dich bei mir behalten, denn du hast mich befreit. Wenn du alles tust, was ich dir sage, sollst du es gut haben." Dann machte er dem Knaben ein Lager von Moos, auf dem er einschlief. Am andern Morgen führte er ihn zu einem Brunnen und sagte: „Siehst du, der Goldbrunnen ist hell und klar wie Kristall. Du sollst dabei sitzen und achthaben, daß nichts hineinfällt, sonst ist er verunehrt. Jeden Abend komme ich und sehe, ob du mein Gebot befolgt hast."

Der Knabe setzte sich an den Rand des Brunnens, sah, wie manchmal ein goldner Fisch oder eine goldene Schlange sich darin zeigte und hatte acht, daß nichts hineinfiel. Darüber schmerzte ihn sein Finger einmal so heftig, daß er ihn unwillkürlich in das Wasser steckte. Er zog ihn schnell wieder heraus, aber er war schon über und über vergoldet. Abends kam der Eisenhans zurück und sah den Knaben an und sprach: „Du hast den Finger ins Wasser getaucht: diesmal mag's hingehen, aber hüte dich, daß du nicht wieder etwas hineinfallen läßt." Am frühesten Morgen saß der Knabe schon wieder beim Brunnen und bewachte ihn. Der Finger tat ihm wieder weh und er fuhr damit über seinen Kopf, da fiel ein Haar herab in den Brunnen. Er nahm es schnell heraus, aber es war schon ganz vergoldet. Als der Eisenhans kam, wußte er schon, was geschehen war. „Ich will es dir noch einmal nachsehen", sprach er, „aber wenn es zum drittenmal geschieht, so kannst du nicht länger bei mir bleiben." Am dritten Tag saß der Knabe am Brunnen und bewegte den Finger nicht, wenn er ihm noch so weh tat. Aber die Zeit ward ihm lang, und er betrachtete sein Angesicht, das auf dem Wasserspiegel stand, und als er sich dabei immer mehr beugte, so fielen ihm seine langen Haare von den Schultern herab in das Wasser. Er richtete sich schnell in die Höhe, aber das ganze Haupthaar war schon vergoldet und glänzte wie eine Sonne. Er nahm sein Taschentuch und band es um den Kopf, damit es der wilde Mann nicht sehen sollte, aber der wußte schon alles, als er kam. „Binde das Tuch auf", sprach er, „du hast die Probe nicht bestanden und kannst nicht länger hier bleiben. Aber weil du kein böses Herz hast und ich's gut mit dir meine, will ich dir eines erlauben: wenn du in Not gerätst, so komm nur geschwind an den Wald und rufe ‚Eisenhans', dann will ich dir beistehen."

Da verließ der Königssohn den Wald und zog durch die weite Welt, bis er zuletzt in eine große Stadt kam. Es war ein Königsschloß daselbst, und er ging hin und fragte, ob sie ihn behalten wollten, und der Koch, dem er wohlgefiel, nahm ihn in Dienst. Einmal, als gerade kein anderer zur Hand war, hieß er ihn die Speisen zur königlichen Tafel tragen; da er aber seine goldenen Haare nicht wollte sehen lassen, so behielt der Knabe sein Hütchen auf. „Wenn du zur königlichen Tafel kommst", sprach der König verwundert zu ihm, „so mußt du deinen Hut abziehen, weißt du das nicht?" – „Ach, Herr", antwortete er, „das geht nicht, denn ich habe einen bösen Grind auf dem Kopf." Da ließ der König den Koch herbeirufen und schalt ihn aus, daß er

einen solchen Jungen in Dienst genommen hatte; er sollte ihn gleich fortjagen. Der Koch aber hatte Mitleiden mit ihm und machte ihn zum Gärtnerjungen.

Einmal im Sommer, als er allein im Garten arbeitete, war der Tag so heiß, daß er sein Hütchen abnahm und die Luft ihn kühlen sollte. Wie die Sonne auf das Haar schien, glitzte und blitzte es, daß die Strahlen in das Schlafzimmer der Königstochter fielen und sie aufsprang, um zu sehen, was da wäre. Da erblickte sie den Jungen und rief ihn an: „Junge, bring mir einen Blumenstrauß." Er setzte rasch sein Hütchen auf, brach wilde Feldblumen ab, band sie zusammen und begab sich damit zu ihr hinauf. „Nimm dein Hütchen ab", sprach die Königstochter, „denn es ziemt sich nicht, daß du es vor mir aufbehältst." Er antwortete: „Ich darf nicht, ich habe einen bösen Grind auf dem Kopf." Aber sie zog ihm schnell das Hütchen ab, da rollten seine goldenen Haare auf die Schultern herab, daß es prächtig anzusehen war. Als er fortspringen wollte, hielt sie ihn fest und gab ihm eine Handvoll Dukaten. Aber er achtete des Goldes nicht, sondern schenkte es den Kindern des Gärtners zum Spielen. Am andern Tag rief ihn die Königstochter abermals herauf, er sollte ihr einen Strauß Blumen bringen, und als er ihn brachte, grapste sie gleich nach seinem Hütchen, aber er hielt es mit beiden Händen fest, und den dritten Tag ging es nicht anders.

Nicht lange danach ward das Land mit Krieg überzogen und der König sammelte sein Heer, um Widerstand zu leisten. Da sagte der Gärtnerjunge: „Ich bin herangewachsen und will mit in den Krieg, gebt mir nur ein Pferd." Da lachten die andern und sprachen: „Wenn wir fort sind, suche dir eins, wir wollen es dir im Stall zurücklassen." Da ging er in den Stall und zog das Pferd heraus; es hatte nur drei Beine und mußte hinken. Aber er setzte sich auf und ritt damit nach dem finsteren Wald und rief dreimal „Eisenhans!" so laut er nur konnte. Da erschien der wilde Mann und sprach: „Was verlangst du?" – „Ich verlange ein starkes Roß, denn ich will in den Krieg ziehen." – „Das sollst du haben", sagte der Eisenhans, und ging in den Wald zurück, und alsbald kam ein Stallknecht aus dem Wald und führte ein Roß herbei, das aus den Nüstern schnaubte, und hinterher folgte eine große Schar Kriegsvolk, ganz in Eisen gerüstet. Der Jüngling übergab dem Stallknecht sein Dreibein, bestieg das feurige Schlachtroß und ritt vor der Schar einher nach der Walstatt. Da war schon ein großer Teil von des Königs Leuten gefallen, und es fehlte nicht viel, so mußten die übrigen weichen. Der Jüngling aber fuhr wie ein Wetter mit seiner eisernen Schar in den Feind, schlug alles nieder, was sich ihm widersetzte und ließ nicht ab, bis kein Mann mehr übrig war. Dann führte er seine Schar auf Umwegen wieder zu dem Wald und gab dem Eisenhans Roß und Reiter zurück und ließ sich sein dreibeiniges Pferd wiedergeben, auf dem er nach Hause ritt.

Als der König wieder in sein Schloß kam, ging ihm seine Tochter entgegen und wünschte ihm Glück zu seinem Sieg. „Ich bin es nicht, der den Sieg davongetragen hat", sprach er, „sondern ein fremder Ritter, der mir mit seiner Schar zu Hilfe kam; aber ich weiß nicht, wer er war, denn ich habe ihn nicht wieder gesehen." Da erkundigte sie sich bei





dem Gärtner nach dem Jungen: aber der lachte und sprach: „Eben ist er auf seinem Dreibein nach Hause gekommen, und die anderen haben ihn gefragt, hinter welcher Hecke er derweil geschlafen hätte. Aber er hat gesagt, daß es ohne ihn schlecht ausgegangen wäre. Da haben sie ihn noch mehr ausgelacht."

Am anderen Morgen sprach der König zu seiner Tochter: „Ich will ein großes Fest ansagen lassen, das soll drei Tage währen, und du sollst einen goldenen Apfel werfen: vielleicht kommt der fremde Ritter herbei." Als das Fest verkündet war, ging der Jüngling hinaus an den Wald und rief den Eisenhans. „Was verlangst du?" fragte er. „Daß ich den goldenen Apfel fange." – „Es ist so gut als hättest du ihn schon", sagte Eisenhans, „du sollst auch eine rote Rüstung dazu haben und auf einem stolzen Fuchs reiten."

Als der Tag kam, sprengte der Jüngling heran und ward von niemand erkannt. Die Königstochter trat hervor und warf den Rittern einen goldenen Apfel zu, aber keiner fing ihn als er allein, dann jagte er mit ihm davon. Am zweiten Tag hatte ihn Eisenhans als weißen Ritter ausgerüstet und ihm einen Schimmel gegeben. Abermals fing er allein den Apfel und jagte damit fort. Da ergrimmte der König und sprach: „Das ist nicht erlaubt, er muß vor mir erscheinen und seinen Namen nennen", und gab den Befehl ihm nachzusetzen. Am dritten Tag erhielt der Jüngling vom Eisenhans eine schwarze Rüstung und einen Rappen und fing abermals den Apfel. Als er damit fortjagte, verfolgten ihn die Leute des Königs. Er entkam ihnen jedoch, aber sein Pferd sprang so gewaltig, daß er den Helm verlor, und sie sahen, daß er goldene Haare hatte. Da ritten sie zurück und meldeten dem König alles.

Am andern Tag fragte die Königstochter den Gärtner wieder nach seinem Jungen. „Er arbeitet im Garten", sprach der Gärtner; „der wunderliche Kauz ist auch bei dem Fest gewesen und hat meinen Kindern drei goldene Äpfel gezeigt, die er gewonnen hat." Da ließ ihn der König vor sich fordern, und er kam und hatte wieder sein Hütchen auf dem Kopf. Aber die Königstochter ging auf ihn zu und nahm es ihm ab, und da fielen seine goldenen Haare über die Schultern, und er war so schön, daß alle erstaunten. „Bist du der Ritter gewesen", fragte der König, „der die drei goldenen Äpfel gefangen hat?" – „Ja", antwortete er, „und da sind die Äpfel", und holte sie aus der Tasche und reichte sie dem König, und ich bin auch der Ritter, der Euch zum Sieg über die Feinde geholfen hat." – „Wenn du solche Taten verrichten kannst", sagte der König, „dann bist du kein Gärtnerjunge. Sage mir, wer dein Vater ist." – „Mein Vater", antwortete der Jüngling, „ist ein mächtiger König, und Goldes habe ich die Fülle und soviel ich nur verlange." – „Ich sehe wohl", sprach der König, „ich bin dir Dank schuldig. Kann ich dir etwas zu Gefallen tun?" – „Ja", antwortete er, „das könnt Ihr wohl, gebt mir Eure Tochter zur Frau." Da lachte die Jungfrau und sprach: „Der macht keine Umstände, aber ich habe schon an seinen goldenen Haaren gesehen, daß er kein Gärtnerjunge ist", und ging hin und küßte ihn. Zu der Vermählung kam sein Vater und seine Mutter und waren in großer Freude, denn sie hatten schon alle Hoffnung aufgegeben,

ihren lieben Sohn wiederzusehen. Als sie aber an der Hochzeitstafel saßen, da schwieg auf einmal die Musik, die Türen gingen auf und herein trat ein stolzer König mit großem Gefolge. Er ging auf den Jüngling zu, schloß ihn in seine Arme und sprach: „Ich bin der Eisenhans und war in einen wilden Mann verwünscht, aber du hast mich erlöst. Alle Schätze, die ich besitze, die sollen dein Eigentum sein."

Nach den Brüdern Grimm.

Aschenputtel

Einem reichen Manne, dem war seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterchen zu sich ans Bett und sprach: „Liebes Kind, bleibe fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehn, und ich will vom Himmel auf dich herabblicken und um dich sein." Darauf tat sie die Augen zu und verschied. Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tüchlein auf ihr Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen alten grauen Kittel an und führten es in die Küche. Da mußte es früh vor Tage aufstehen, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Obendrein schütteten ihm die Schwestern die Erbsen und die Linsen in die Asche und es mußte sitzen und sie wieder auslesen. Auch hatte es kein Bett mehr, sondern mußte sich neben dem Herd in die Asche legen. Darum nannten sie es Aschenputtel.

Einmal, als der Vater auf die Messe ziehen wollte, fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte. „Schöne Kleider, Perlen und Edelsteine", sprachen sie. „Aber du, Aschenputtel", sagte er, „was willst du haben?" – „Das erste Reis", antwortete es, „das Euch auf dem Heimweg an den Hut stößt, das brecht für mich ab." Dann reiste er fort, und als er wiederkam, brachte er den Stiefschwestern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine, und auch Aschenputtel bekam, was es sich gewünscht hatte; denn auf dem Rückweg hatte ihm ein Haselreis den Hut abgestreift. Aschenputtel dankte ihm und ging mit dem Reis zu seiner Mutter Grab und pflanzte es dort ein und begoß es mit seinen Tränen. Davon wuchs es in die Höhe und ward ein schöner Baum. So oft aber Aschenputtel wiederkehrte, um an dem Grab zu beten, so kam ein weißes Vöglein auf den Baum geflogen, und was Aschenputtel sich wünschte, das warf es ihm hinab.

Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das sollte drei Tage dauern, und alle schönen Jungfrauen im Lande waren dazu eingeladen, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen möchte. Da waren die zwei Stiefschwestern guter Dinge und sprachen zu Aschenputtel: „Kämm uns die Haare und bürste uns die Schuhe, wir sind auf des Königs Schloß geladen." Aschenputtel gehorchte, aber weil es auch gerne zum Tanz mitgegangen wäre, so bat es die Stiefmutter, sie möchte es ihm erlauben. „Ich habe dir eine Schüssel Linsen in die Asche geschüttet", antwortete die Stiefmutter, „wenn du die Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so magst du mitgehen." Da ging Aschenputtel bei der Hintertüre in den Garten hinaus und rief: „Ihr Turteltäubchen und all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

Die guten ins Töpfchen,
Die schlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und es folgten ihnen alle die Vöglein unter dem Himmel und ließen sich um die Asche nieder und lasen die guten Körnlein in die Schüssel, und kaum war eine Stunde vergangen, so waren sie schon fertig. Als Aschenputtel aber die Schüssel der Stiefmutter brachte, da sagte sie: „Nein, du hast keine Kleider anzuziehen und wirst nur ausgelacht."



Aber weil Aschenputtel nun sehr weinte, so sprach sie: „Wenn du mir noch zwei Schüsseln voll Linsen aus der Asche lesen kannst, in einer Stunde, so sollst du mitgehen", und dachte: das kann es ja nimmermehr. Doch Aschenputtel ging abermals die weißen Täubchen und die Vögel unter dem Himmel um Beistand zu bitten, und ehe noch eine halbe Stunde vergangen war, waren sie schon fertig. Da freute sich Aschenputtel, daß es nun doch mit auf das Fest gehen dürfte; aber die Stiefmutter antwortete: „Es hilft dir alles nichts, denn du hast keine Kleider. Wir müßten uns deiner schämen." Darauf kehrte sie ihm den Rücken und eilte mit ihren zwei stolzen Töchtern fort.

Da ging Aschenputtel hinaus zu seiner Mutter Grab unter dem Haselbaum und rief:

„Bäumchen rüttel dich und schüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich."

Da warf ihm der Vogel ein silbernes Kleid herunter und seidene Pantoffeln, die zog es an und ging damit zum Königsschloß. Seine Schwestern aber und die Stiefmutter erkannten es nicht und meinten, es müsse eine fremde Königstochter sein, so schön sah es aus in dem silbernen Kleide. Der Königssohn aber kam ihm entgegen und sprach: „Das ist meine Tänzerin und sonst keine", und tanzte mit niemandem außer ihr, bis der Abend kam und Aschenputtel nach Hause mußte. Da sprach er: „Ich gehe mit und begleite dich", denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Aschenputtel entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus und blieb verschwunden, auch als der Vater auf das Geheiß des Königssohnes das Taubenhaus mit der Axt entzweigeschlagen hatte. Es war nämlich geschwind hinten wieder herabgesprungen und zu dem Haselbäumchen gelaufen: dort hatte es die schönen Kleider abgezogen und aufs Grab gelegt und hatte sich in seinem grauen Kittelchen wieder in die Küche zur Asche gesetzt.

Am anderen Tag aber, als alles aus dem Hause war, ging es wieder zu dem Haselbaum und sprach:

„Bäumchen rüttel dich und schüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich",

und der Vogel warf ihm ein noch viel stolzeres Kleid herab als am ersten Tage. Der Königssohn aber hatte gewartet, bis Aschenputtel kam, und wieder tanzte er mit keiner anderen, bis es Abend war. Als es nun fort wollte, ging er ihm abermals nach, aber es sprang ihm fort und schwang sich in den alten Birnbaum hinter dem Haus. Dort blieb es abermals verschwunden, auch als der Vater auf den Befehl des Königssohnes den Birnbaum umhieb; denn es war auf der anderen Seite herabgesprungen, brachte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider zurück und zog sein graues Kittelchen wieder an.

Auch am dritten Tag ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach sein Verslein her, und diesmal warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig von Gold und Silber, wie es noch keines gehabt, und die Pantoffeln waren von purem Golde. Als es in dem Kleid an den Königshof kam, da wußten alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten, und wieder tanzte der Königssohn mit keiner anderen außer ihr.



Als es nun Abend war, wollte er es begleiten, aber es entsprang ihm so geschwinde, daß er nicht folgen konnte. Doch diesmal hatte er eine List gebraucht und die ganze Treppe mit Pech bestreichen lassen: da war Aschenputtels linker Pantoffel hängengeblieben. Am nächsten Morgen ging der Königssohn mit dem goldnen Pantoffel zu Aschenputtels Vater und sagte zu ihm: „Welcher dieser Schuh paßt, die soll meine Gemahlin werden."

Da freuten sich die beiden Schwestern, und die ältere ging sogleich mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobieren. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau die Zehe ab; wenn du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen tat wie ihr geheißen, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn, und er nahm sie aufs Pferd und ritt mit ihr davon. Sie mußten aber an dem Grab vorbei, da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbaum und riefen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck,
Der Schuck ist zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim."

Da blickte er auf ihren Fuß, und als er sah, wie das Blut herausquoll, wendete er sein Pferd um und brachte die falsche Braut wieder nach Hause. Da ging die andere Schwester in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Schuh, aber die Ferse war zu groß. „Hau ein Stück von der Ferse ab", sprach die Mutter, „wenn du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen tat wie ihm geheißen, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn, und er nahm sie aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Aber als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen abermals:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck,
Der Schuck ist zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim."

Er blickte nieder auf ihren Fuß und sah das Blut an ihrem weißen Strumpf. Da wendete er sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder nach Haus. „Das ist auch nicht die Rechte", sprach er, „habt ihr keine andere Tochter?" – „Nein", sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines Aschenputtel da: das kann unmöglich die Braut sein." Er wollte es aber durchaus haben und Aschenputtel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm den goldnen Schuh reichte, und siehe da, er paßte wie angegossen. Und als es sich in die Höhe richtete, da erkannte er auch das schöne Mädchen, das mit ihm getanzt hatte, und rief: „Das ist die rechte Braut!" Dann nahm er Aschenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, da riefen die zwei weißen Täubchen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Kein Blut im Schuck:
Der Schuck ist nicht zu klein,
Die rechte Braut, die führt er heim."

Dann kamen sie herabgeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, da kamen die falschen Schwestern und wollten sich einschmeicheln und gingen mit den Brautleuten zur Kirche, die Ältere zur Rechten, die Jüngere zur linken Seite: da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus. Hernach, als sie herausgingen, war die Ältere zur Linken und die Jüngere zur Rechten, da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Da waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit auf ihr Lebtag bestraft.

Nach den Brüdern Grimm.

Der Spielhansl

Es war einmal ein Mann, der mochte nichts anderes tun, als Karten und Würfel spielen; darum hieß er der Spielhansl, und weil er nicht aufhören wollte zu spielen, so hatte er zuletzt alles verspielt, was er besaß. Eines Abends hat er auch noch sein Haus verspielt gehabt, das sollte ihm am andern Morgen weggenommen werden. An jenem Abend ist aber der Herrgott mit Sankt Petrus auf einer Wanderschaft des Weges gekommen, und sie fragten ihn, ob er sie über Nacht nicht bei sich behalten wollte. „Wegen meiner", sagte der Spielhansl, „wegen meiner könnt ihr schon dableiben auf die Nacht. Aber ich kann euch kein Bett geben und zu essen kann ich euch auch nichts geben." Er solle sie nur dabehalten, sagte der Herrgott, zu essen wollten sie sich selber etwas kaufen; das ist dem Spielhansl recht gewesen, und Sankt Petrus gab ihm drei Groschen, mit denen sollte er zum Bäcker gehen und Brot kaufen. Der Spielhansl nahm die drei Groschen und ging damit fort. Wie er aber an dem Wirtshaus vorbeigekommen ist, wo die anderen Kartenbrüder drin gesessen sind, die ihm alles abgewonnen hatten, da haben sie herausgerufen zu ihm und geschrien, daß er hereinkommen soll. „Sonst nichts", sagte der Spielhansl, „damit ihr mir

meine drei Groschen auch noch abgewinnt", und wollte weiter gehen. Aber die haben ihm keine Ruhe gelassen, und zuletzt ist er doch noch hinein und hat richtig die drei Groschen von Sankt Peter auch noch verspielt.
Der Herrgott und Sankt Petrus haben inzwischen auf ihn gewartet, und als sie lange genug gewartet hatten, da machten sie sich auf, und gingen ihm ein Stück entgegen. Der Spielhansl aber sah sie kommen. Darum tat er so, als wäre ihm das Geld in eine Pfütze gefallen, die da auf dem Wege stand, und fischte mit den Händen darin herum. Der Herrgott hat es freilich schon gewußt, wo die drei Groschen geblieben waren, aber er ließ es sich nicht anmerken, und Sankt Petrus mußte dem Spielhansl die drei Groschen noch einmal geben. Diesmal hat er sich aber nicht mehr verführen lassen und ist mit dem Brot auch richtig nach Hause gekommen. Als sie nun bei Tische saßen, fragte ihn der Herrgott, ob er nicht einen Schluck Wein für sie zu trinken hätte.
„Da sieht's böse aus", sagte der Spielhansl, „die Fässer sind alle leer." – „Geh nur in den Keller hinunter", sprach da der Herrgott, „sie sind alle voll, und es ist vom allerbesten Wein darin."
Das hat der Spielhansl lange nicht glauben wollen. Zuletzt sagte er, daß er hinuntergeht, aber er weiß es genau, daß keiner drin ist. Wie er aber ein Faß angezapft hat, da ist wirklich der allerbeste Wein herausgelaufen; den hat er ihnen hinaufgetragen, und dann sind der Herrgott und Sankt Petrus über Nacht bei ihm geblieben.
Am andern Tag in der Frühe sagte der Hergott zum Spielhansl, er sollte sich drei Gnaden von ihm ausbitten. Aber der Spielhansl hat sich nicht die ewige Seligkeit gewünscht, wie es der Herrgott gehofft hatte. Er wollte Spielkarten haben, mit denen er immer gewänne, und ebensolche Würfel, die wollte er auch haben; und drittens wollte er einen Baum haben, auf dem alle Sorten Obst wachsen sollten, und wenn einer auf den Baum hinaufstiege, der sollte nicht mehr herunterkönnen, bevor es der Spielhansl erlaubte. Das hat ihm der Herrgott alles gewährt und dann ist er mit Sankt Petrus fortgegangen.
Jetzt hat aber der Spielhansl erst recht das Spielen angefangen und hat gespielt und gespielt, bis er sich fast die halbe Welt zusammengewonnen hatte.
„Herr", sprach da Sankt Petrus zum Herrgott, „das Ding tut kein gut, der gewinnt sich sonst noch die ganze Welt. Wir müssen den Tod zu ihm schicken." Alsbald ist der Tod auch zum Spielhansl geschickt worden. Aber als er hinkam, da ist der Spielhansl gerade wieder am Spieltisch gesessen.
„Hansl", sprach der Tod zu ihm, „geh doch einmal heraus zu mir." – „Ach, warte nur noch, bis das Spiel aus ist", sprach der Spielhansl, „du kannst ja derweil auf den Baum hier steigen und ein paar Kirschen für uns pflükken, damit wir unterwegs etwas zu naschen haben." Da stieg der Tod auf den Baum, aber als er wieder herunter wollte, da konnte er es nicht, und der Spielhansl hat ihn sieben Jahre droben sitzen lassen und in all der Zeit ist kein Mensch gestorben.
„Herr", sprach da Sankt Petrus zum Herrgott, „das Ding tut kein gut. Es stirbt ja keiner mehr. Wir müssen schon selber noch einmal hinunter." Da sind sie denn zum Spielhansl hinunter und der Herrgott hat ihm befohlen, daß er den Tod sogleich von dem Baum herunterlassen muß. Da hat ihm der Hansl alsbald geboten abzusteigen, aber kaum war der Tod herunten, so hat er sich den Hansl gepackt und ihm den Kragen abgedreht. Dann sind sie zusammen fort und sind hinüber in die andere Welt, und mein Spielhansl ist ans Himmelstor hin und hat angeklopft.
„Wer ist denn draußen?" – „Der Spielhansl." – „Ach, den brauchen wir nicht, geh nur wieder fort."
Da ist der Spielhansl zum Fegefeuer gegangen und hat wiederum angeklopft. „Wer ist denn draußen?" – „Der Spielhansl." – „Ach, es ist schon Jammer und Not genug bei uns. Bei uns hat keiner Lust zu spielen. Geh nur wieder fort." Darauf ist der Spielhansl zum Höllentor gegangen, und dort haben sie ihn auch eingelassen. Es ist aber gerade niemand daheim gewesen. Nur der alte Luzifer ist daheim gewesen, und die krummen Teufel, denn die geraden Teufel hatten oben auf der Welt zu tun. Der Spielhansl aber setzte sich sogleich hin und fing mit dem Luzifer das Spielen an. Weil aber der Luzifer weiter nichts gehabt hat, als die krummen Teufel, so hat sie ihm der Spielhansl allesamt abgewonnen. Danach hat er sich mit den krummen Teufeln aufgemacht nach Höhenfurt, und dort haben sie die Hopfenstangen herausgerissen. Mit denen sind sie zum Himmel hinauf, und haben angefangen, ihn aus den Angeln zu heben, so daß er schon leise gekracht hat.



„Herr“, sprach da Sankt Petrus zum Herrgott, „das Ding tut kein gut. Wir müssen ihn hereinlassen, sonst schmeißt er uns den Himmel noch herunter.“ Also haben sie ihn denn in den Himmel eingelassen, aber der Spielhansl hat gleich wieder das Spielen angefangen, und das hat ein solches Lärmen und Geschrei gegeben, daß keiner mehr sein eigenes Wort verstanden hat.

„Herr“, sprach da Sankt Petrus zum Herrgott, „das Ding tut kein gut. Wir müssen ihn hinunterwerfen. Er macht uns sonst noch den ganzen Himmel rebellisch.“ Da sind sie denn hin und haben den Spielhansl hinuntergefeuert. Aber unterwegs hat sich seine Seele zerteilt und sie ist in alle die Kartenbrüder und Spiellumpen gefahren, die bis heute noch leben.

Nach den Brüdern Grimm.

Des Kaisers neue Kleider

Vor vielen Jahren lebte einmal ein Kaiser, der so über die Maßen viel von schönen neuen Kleidern hielt, daß er all sein Geld ausgab, um nur immer recht geputzt zu sein. Für jede Stunde des Tages hatte er einen anderen Rock, und wenn man sonst von einem Kaiser sagte: er sitzt mit seinen Räten im Rate, so hieß es von ihm immer nur: er steht vor seinen Kleiderschränken und hält Musterung über seine Staatsröcke.

Nun kamen eines Tages zwei Spitzbuben aus der Fremde, die davon gehört hatten, auf sein Schloß und gaben sich für Weber von einer besonderen Kunstfertigkeit aus. Die Stoffe, die sie zu weben verstünden, so sagten sie, die seien in Farben und Mustern von ungewöhnlicher Schönheit. Aber das allein wäre noch gar nichts. Die Kleider nämlich, die sie daraus machten, die hätten eine noch viel wunderbarere Eigenschaft. Jeder nämlich, der nicht für sein Amt tauge, oder ein Dummkopf wäre, für den blieben sie völlig unsichtbar.

Als das der Kaiser vernahm, freute er sich von Herzen. „Das sind ja gerade die Kleider, die ich brauche“, sagte er bei sich. „Wenn ich sie anhabe, werde ich gleich wissen, wer ein Dummkopf ist und dahinterkommen, welche Leute in meinem Reich für ihr Amt untauglich sind. Ja, diese Stoffe müssen sofort für mich gewebt werden.“ Er ließ also den beiden Spitzbuben einen Beutel mit Gold überreichen, damit sie ungesäumt mit ihrer Arbeit beginnen könnten, und ein großer Saal des Schlosses wurde ihnen als Weberwerkstatt eingeräumt. Sie stellten dort auch zwei große Webstühle auf und taten, als wenn sie jeden Tag bis tief in die Nacht hinein eifrig webten; und bald hatte es sich in der ganzen Stadt herumgesprochen, was für beson-



dere Eigenschaften die Stoffe hatten, an denen sie da arbeiteten. In Wirklichkeit aber hatten sie nicht einen Faden auf den Spulen.
Nach einiger Zeit dachte der Kaiser bei sich: „ich möchte doch gerne wissen, wieweit die beiden mit ihrem Stoff schon sind und ob er nicht bald fertig gewebt ist.“ Aber er wollte einstweilen doch lieber nicht selber hingehen, wenn er sich auch zutraute, daß er etwas sehen würde. „Ich will meinen alten ehrlichen Minister hinschicken“, sagte er, „der kann am besten sehen, wie das Zeug sich ausnimmt, denn er ist kein Dummkopf, und niemand führt sein Amt besser als er.“ Als aber der alte Minister in den Saal kam, wo die beiden an ihren leeren Webstühlen werkelten, da riß er die Augen auf. „Lieber Gott im Himmel“, sprach er bei sich, „ich kann ja nicht das geringste von dem Stoff sehen“, aber er ließ es sich nicht anmerken.
„Nun, Euer Exzellenz“, sprach einer von den Webern, „Euer Exzellenz sagen ja gar nichts? Gefallen Euer Exzellenz unsere Farben und Muster nicht?“ „Aber nicht doch“, sagte der Minister und hob die Brille vor die Augen und starrte auf den leeren Webstuhl, „sie gefallen mir sogar ganz allerliebst, und ich werde das dem Kaiser berichten.“ „Nun, das freut uns aufrichtig“, sagten die beiden Spitzbuben, und in der nächsten Woche verlangten sie noch einmal einen Beutel mit Dukaten, weil sie noch mehr Seide zum Weben kaufen müßten und noch mehr Gold, es hineinzuwirken. Endlich aber ließ es dem Kaiser doch keine Ruhe mehr, und er machte sich mit seinem ganzen Hofstaat auf, um den Stoff in der Werkstatt zu besehen, und der alte Minister mußte vorangehen. Die beiden Spitzbuben webten aus Leibeskräften, als der Kaiser mit seinem Hofstaat in den Saal hereintrat, und der alte Minister zeigte auf den leeren Webstuhl und sagte: „Hier, Euer Majestät, sind es nicht ganz herrliche Muster und Farben?“
„Gott im Himmel“, dachte nun auch der Kaiser, „ich sehe ja nicht einen Faden! Sollte ich nicht zum Kaiser taugen? Das wäre ja ganz entsetzlich! Niemand darf etwas davon merken.“ Darum beugte er sich über den Webstuhl und blickte auf und nieder und nickte gnädig mit dem Kopf. „Oh, es ist sehr schön“, sagte er dann, „und es findet meinen allerhöchsten Beifall.“ Da blickte auch sein ganzes Gefolge den Webstuhl an, und alle nickten mit dem Kopf und alle sahen nichts und alle sprachen: „Wahrhaftig, es ist überaus schön, was ihr da macht, es ist des allerhöchsten Geschmacks nicht unwürdig geraten. Die Majestät sollten die neuen Kleider daraus bei der großen Prozession zum ersten Male anziehen.“ Damit war der Kaiser einverstanden, und zur Belohnung verlieh er den beiden Spitzbuben seinen höchsten Orden und zeichnete sie mit dem Rang und dem Titel von Weberjunkern aus.
In der Nacht vor dem großen Umzug durch die Stadt aber stellten sich die beiden Gauner fleißiger als jemals zuvor. Sie hatten alle Lichter brennen und nahmen das Web vom Webstuhl, das gar nicht vorhanden war, und schnitten mit großen Scheren durch die Luft und nähten mit Nadeln ohne Zwirn, und zuletzt, als der Tag schon graute, da taten sie den letzten Stich und sprachen: „So, nun sind des Kaisers neue Kleider fertig.“



Am Morgen kam der Kaiser selbst mit seinen vornehmsten Höflingen in den Saal, um die Kleider anzulegen. „Hier, Euer Majestät", sagte der eine Spitzbube und hob den einen Arm in die Höhe, als ob er etwas halte, „hier sind die Hosen, belieben nunmehr hineinzusteigen", und, „hier ist der Rock und der Mantel", sagte der andere und hielt den anderen Arm in die Höhe. „Es ist alles wie Spinneweben so leicht, es möchte einer glauben, er sei nackig und habe überhaupt nichts auf dem Leibe, aber das ist gerade das Schöne daran."

„Ja", riefen die Hofleute wie aus einem Munde, „gerade das ist das Schöne daran", aber sehen konnte keiner etwas, denn es war nichts da.

„Wollen Euer Majestät nun allergnädigst geruhen, dero Kleider abzulegen", fuhr der eine Spitzbube fort. „Wir wollen Euer Majestät die neuen Kleider dort vor dem Spiegel anprobieren", setzte der zweite hinzu.

Da legte der Kaiser alle seine Kleider ab, und die beiden Spitzbuben stellten sich, als zögen sie ihm die neuen Stück für Stück vor dem Spiegel an, und der Kaiser drehte und wendete sich hin und her.

„Gott, wie kleiden den Kaiser die neuen Kleider schön", sagten die Höflinge, „und wie vortrefflich sie sitzen."

„Wirklich?" fragte der Kaiser und drehte sich noch einmal vor dem Spiegel um sich selber, „sitzen sie wirklich so gut? Dann wollen wir jetzt gehen."

Da tappten die Kammerherrn mit den Händen auf der Erde herum, als wollten sie die Schleppe des Kaisermantels aufheben, und dann gingen sie mit vorgestreckten Armen hinter ihm drein, als trügen sie wirklich etwas.

So schritt der Kaiser in feierlichem Aufzug unter dem Thronhimmel durch die Straßen, und alle Menschen riefen: „Himmel, wie sind des Kaisers neue Kleider wundervoll geraten! Und wie gut ihm alles sitzt, wie angegossen."

Niemand aber wollte zugestehen, daß er nichts sehe, denn dann wäre er ja als ein Dummkopf erkannt worden, oder als untauglich für sein Amt. Soviel Glück hatte noch keines von des Kaisers Kleidern gemacht.

Nur ein kleines Kind, das auch zuschaute, das rief mit einem Male ganz laut: „Aber er ist ja nackend, er hat ja überhaupt nichts an!"

Da flüsterte es einer dem anderen zu, was das unschuldige Kind gesagt hatte, und mit einem Male rief das ganze Volk: „Aber er hat ja gar keine Kleider an!"

Dem Kaiser kam es nun auch so vor, als hätten sie nicht unrecht. Aber was sollte er machen? Er mußte weiter gehen, als habe er nichts gehört, und hinter ihm drein stiefelten seine Kammerherrn und trugen die Schleppe aus Luft.

Nach Andersen.

König Drosselbart

Ein König hatte eine Tochter, die war über alle Maßen schön, aber dabei so stolz und übermütig, daß ihr kein Freier gut genug war. Sie wies einen nach dem andern ab und trieb noch dazu Spott mit ihnen. Einmal ließ der König ein großes Fest anstellen und lud dazu aus der Nähe und Ferne die heiratslustigen Männer ein. Sie wurden alle in einer Reihe nach Rang und Stand geordnet; erst kamen die Könige, dann die Herzöge, die Fürsten, Grafen und Freiherrn, zuletzt die Edelleute. Nun ward die Königstochter durch die Reihen geführt, aber an jedem hatte sie etwas auszusetzen. Der eine war ihr zu dick, „das Weinfaß!" sprach sie, der andere zu lang, „lang und schwank hat keinen Gang". Der dritte zu kurz, „kurz und dick hat kein Geschick". Der vierte zu blaß, „der bleiche Tod!" Der fünfte zu rot, „der Zinshahn!" Der sechste war nicht gerad genug, „grünes Holz, hinterm Ofen getrocknet!" Besonders aber machte sie sich über einen guten König lustig, dem das Kinn ein wenig krumm gewachsen war. „Ei", rief sie und lachte, „der hat ein Kinn wie die Drossel einen Schnabel"; und seit der Zeit bekam er den Namen Drosselbart. Der alte König aber, als er sah, daß seine Tochter alle Freier, die da versammelt waren, verschmähte, ward er zornig und schwur, sie sollte den ersten besten Bettler zum Manne nehmen, der vor seine Türe käme. Ein paar Tage darauf hub ein Spielmann an unter dem Fenster zu singen, um damit ein geringes Almosen zu verdienen. Als es der König hörte, sprach er: „Laßt ihn heraufkommen." Da trat der Spielmann in seinen schmutzigen, verlumpten Kleidern herein, sang vor dem König und seiner Tochter und bat, als er fertig war, um eine milde Gabe. Der König sprach: „Dein Gesang hat mir so wohl gefallen, daß ich dir meine Tochter zur Frau geben will." Die Königstochter erschrak, aber der König sagte: „Ich habe den Eid getan, dich dem ersten besten Bettelmann zu geben, den will ich auch halten." Es half keine Einrede, der Pfarrer ward geholt, und sie mußte sich gleich mit dem Spielmann trauen lassen. Danach sprach der König: „Nun schickt sich's nicht, daß du als Bettelweib noch länger in meinem Schlosse bleibst, du kannst nun mit deinem Manne fortziehen."

Der Bettelmann führte sie an der Hand hinaus, und sie mußte mit ihm zu Fuß fortgehen. Als sie in einen großen Wald kamen, da fragte sie:

„Ach, wem gehört der schöne Wald?"
„Der gehört dem König Drosselbart;
Hätt'st du ihn genommen, so wär' er dein."
„Ich arme Jungfrau zart,
Ach hätte ich genommen den König Drosselbart!"



du das besser." Sie setzte sich hin und versuchte es, aber der harte Faden schnitt ihr die weichen Finger blutig. „Siehst du", sprach der Mann, „du taugst zu keiner Arbeit, mit dir bin ich schlimm angekommen. Nun will ich einen Handel mit Töpfen und irdenem Geschirr anfangen: du sollst dich auf den Markt setzen und sie feilhalten." – Ach, dachte sie, wenn auf den Markt Leute aus meines Vaters Reich kommen und sehen mich da sitzen und feilhalten, wie werden sie mich verspotten! Aber es half nichts, sie mußte sich fügen, wenn sie nicht Hungers sterben wollten. Das erstemal ging's gut, denn die Leute kauften der Frau, weil sie schön war, gern ihre Ware ab; ja viele gaben ihr das Geld und ließen ihr die Töpfe noch dazu. Nun lebten sie davon solange es dauerte, da handelte der Mann wieder eine Menge neues Geschirr ein. Sie setzte sich damit an eine Ecke des Marktes und stellte es um sich her. Da kam plötzlich ein trunkener Husar dahergejagt und ritt in die Töpfe hinein, daß alles in tausend Scherben zersprang. Sie fing an zu weinen und wußte vor Angst nicht, was sie tun sollte. „Ach, wie wird mir's ergehn!" rief sie, „was wird mein Mann dazu sagen!" Sie lief heim und erzählte ihm das Unglück. „Wer setzt sich auch an die Ecke des Marktes mit irdenem Geschirr!" sprach der Mann, „laß nur das Weinen, ich sehe wohl, du bist zu keiner ordentlichen Arbeit zu gebrauchen. Darum habe ich in unseres Königs Schloß gefragt, ob sie nicht eine Küchenmagd brauchen können, und sie haben mir versprochen, sie wollten dich dazu nehmen, dafür bekommst du freies Essen."

Nun ward die Königstochter eine Küchenmagd, mußte dem Koch zur Hand gehen und die sauerste Arbeit tun. Sie machte sich in beiden Taschen ein Töpfchen fest, darin brachte sie nach Haus, was ihr von dem Übriggebliebenen zuteil ward, und davon nährten sie sich. Es trug sich zu, daß die Hochzeit des ältesten Königssohnes sollte gefeiert werden, da ging die arme Frau hinauf, stellte sich vor die Saaltüre und wollte zusehen. Als nun die Lichter angezündet waren und immer einer schöner als der andere hereintrat und alles voll Pracht und Herrlichkeit war, da dachte sie mit betrübtem Herzen an ihr Schicksal und verwünschte ihren Stolz und Übermut, der sie erniedrigt und in so große Armut gestürzt hatte. Von den köstlichen Speisen, die da ein- und ausgetragen wurden, warfen ihr die Diener manchmal ein paar Brocken zu, die tat sie in ihr Töpfchen und wollte sie heimtragen. Auf einmal trat der Königssohn herein, war in Sammet und Seide gekleidet und hatte goldene Ketten um den Hals. Als er die schöne Frau in der Türe stehen sah, ergriff er sie bei der Hand und wollte mit ihr tanzen, aber sie weigerte sich und erschrak,

Darauf kamen sie über eine Wiese, da fragte sie wieder:

„Wem gehört die schöne grüne Wiese?"
„Sie gehört dem König Drosselbart;
Hätt'st du'n genommen, so wäre sie dein."
„Ich arme Jungfer zart,
Ach, hätt' ich genommen den König Drosselbart!"

Dann kamen sie durch eine große Stadt, da fragte sie wieder:

„Wem gehört diese schöne große Stadt?"
„Sie gehört dem König Drosselbart;
Hätt'st du'n genommen, so wär' sie dein."
„Ich arme Jungfer zart,
Ach, hätt' ich genommen den König Drosselbart!"

„Es gefällt mir gar nicht", sprach der Spielmann, „daß du dir immer einen andern Mann wünschest: bin ich dir nicht gut genug?" Endlich kamen sie an ein ganz kleines Häuschen, da sprach sie:

„Ach Gott, was ist das Haus so klein!
Wem mag das elende winzige Häuschen sein?"

Der Spielmann antwortete: „Das ist mein und dein Haus, wo wir zusammen wohnen." Sie mußte sich bücken, damit sie zu der niedrigen Türe hereinkam. „Wo sind die Diener?" sprach die Königstochter. „Was Diener", antwortete der Bettelmann, „du mußt selber tun, was du willst getan haben. Mach nur gleich Feuer an, und stell Wasser auf, daß du mir mein Essen kochst; ich bin ganz müde." Die Königstochter verstand aber nichts vom Feueranmachen und Kochen, und der Bettelmann mußte selber mit Hand anlegen, daß es noch so leidlich ging. Ein paar Tage lebten sie auf diese Art schlecht und recht und zehrten ihren Vorrat auf. Da sprach der Mann: „Frau, so geht's nicht länger, daß wir hier zehren und nichts verdienen. Du sollst Körbe flechten." Er ging aus, schnitt Weiden und brachte sie heim; da fing sie an zu flechten, aber die harten Weiden stachen ihr die zarten Hände wund. „Ich sehe, das geht nicht", sprach der Mann, „spinn lieber, vielleicht kannst

denn sie sah, daß es der König Drosselbart war, den sie mit Spott abgewiesen hatte. Ihr Sträuben half nicht, er zog sie in den Saal. Da zerriß das Band, an welchem die Taschen hingen und die Töpfe fielen heraus, daß die Suppe floß und die Brocken umhersprangen. Und wie das die Leute sahen, entstand ein allgemeines Gelächter und Spotten, und sie war so beschämt, daß sie sich tausend Klafter unter die Erde wünschte. Sie sprang zur Tür hinaus und wollte entfliehen, aber auf der Treppe holte sie ein Mann ein und brachte sie zurück; und wie sie ihn ansah, war es wieder der König Drosselbart. Er sprach ihr freundlich zu: „Fürchte dich nicht, ich und der Spielmann sind eins: dir zuliebe habe ich mich so verstellt, und der Husar, der dir die Töpfe entzweigeritten hat, bin ich auch gewesen. Das alles ist geschehen, um deinen stolzen Sinn zu beugen und dich für deinen Hochmut zu strafen, womit du mich verspottet hast." Da weinte sie bitterlich und sagte: „Ich habe großes Unrecht gehabt und bin nicht wert, deine Frau zu sein." – Er aber sprach: „Tröste dich, die bösen Tage sind vorüber, jetzt wollen wir unsere Hochzeit feiern." Da kamen die Kammerfrauen und taten ihr die prächtigsten Kleider an und ihr Vater kam und der ganze Hof und wünschten ihr Glück zu ihrer Vermählung mit dem König Drosselbart und die rechte Freude fing jetzt erst an. Nach den Brüdern Grimm.



Rotkäppchen

Es war einmal ein kleines süßes Mädchen, das hatte jedermann lieb, der es nur ansah, am allerliebsten aber seine Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rotem Sammet, und weil ihm das so wohl stand, und es nichts anderes mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen. Eines Tages sprach seine Mutter zu ihm: „Komm, Rotkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, bring das der Großmutter hinaus; sie ist krank und schwach und wird sich daran laben. Geh aber hübsch sittsam und lauf nicht vom Weg ab, und wenn du in ihre Stube kommst, so vergiß nicht guten Morgen zu sagen, und guck nicht erst in allen Ecken herum." „Ich will schon alles gut machen", sagte das Rotkäppchen zur Mutter, und gab ihr die Hand darauf. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böses Tier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag Rotkäppchen", sprach er. „Schönen



Dank, Wolf." – „Wo hinaus so früh, Rotkäppchen?" – „Zur Großmutter." – „Was trägst du unter der Schürze?" – „Kuchen und Wein: gestern haben wir gebacken, da soll sich die kranke und schwache Großmutter etwas zu gut tun." – „Rotkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?" – „Noch eine gute Viertelstunde weiter im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus", sagte das Rotkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: „Das junge zarte Ding, das ist ein fetter Bissen, der wird noch besser schmecken als die Alte: du mußt es listig anfangen, damit du beide erschnappst." Da ging er ein Weilchen neben Rotkäppchen her, dann sprach er: „Rotkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die ringsumher stehen, warum guckst du dich nicht um? Du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingst, und ist doch so lustig außen im Wald."

Rotkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonnenstrahlen durch die Bäume tanzten, und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: „Wenn ich der Großmutter einen frischen Strauß mitbringe, der wird ihr auch Freude machen; es ist so früh am Tag, daß ich doch zur rechten Zeit ankomme"; lief vom Weg ab in den Wald hinein und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus stände eine schönere, und geriet immer tiefer in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Haus der Großmutter, und klopfte an die Türe. „Wer ist draußen?" – „Rotkäppchen, das bringt Kuchen und Wein, mach auf!" „Drück nur auf die Klinke", rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen." Der Wolf drückte auf die Klinke, die Tür sprang auf und er ging, ohne ein Wort zu sprechen, gerade zum Bett der Großmutter, und verschluckte sie. Dann tat er ihre Kleider an, setzte sich ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rotkäppchen aber war nach den Blumen herumgelaufen und als es so viel zusammen hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein und es machte sich auf den Weg zu ihr. Es wunderte sich, daß die Türe aufstand, und wie es in die Stube trat, so kam es ihm so seltsam darin vor, daß es dachte: „Ei du mein Gott, wie ängstlich wird mir's heute zumut, und bin sonst so gern bei der Großmutter!" – Es rief: „Guten Morgen", bekam aber keine Antwort. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück: da lag die Großmutter, und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. „Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!" –„Daß ich dich besser hören kann." – „Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!" – „Daß ich dich besser packen kann." – „Aber Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!" – „Daß ich dich besser fressen kann." Kaum hatte der Wolf das gesagt, so tat er einen Satz aus dem Bette und verschlang das arme Rotkäppchen.

Wie der Wolf sein Gelüsten gestillt hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein, und fing an überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben an dem Haus vorbei und dachte: Wie die alte Frau schnarcht, du mußt doch sehen, ob ihr etwas fehlt. Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bett kam, so sah er, daß der Wolf darin lag. „Finde ich dich

hier, du alter Sünder", sagte er, „ich habe dich lange gesucht." Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Großmutter gefressen haben, und sie wäre noch zu retten: schoß nicht, sondern nahm eine Schere und fing an, dem schlafenden Wolf den Bauch aufzuschneiden. Wie er ein paar Schnitte getan hatte, da sah er das rote Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da sprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erschrocken, mir war's so dunkel in dem Wolf seinem Leib!" Und dann kam die alte Großmutter auch noch lebendig heraus und konnte kaum atmen. Rotkäppchen aber holte geschwind große Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich tot fiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger zog dem Wolf den Pelz ab und ging damit heim, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte, und erholte sich wieder, Rotkäppchen aber dachte: „Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat."

Nach den Brüdern Grimm.

Der Zwerg Nase

Vor vielen Jahren lebte in einer Stadt im Schwabenland ein Schuster mit seiner Frau, die sich beide schlecht und recht durch das Leben schlugen. Er flickte in seiner Werkstatt die Schuhe und seine Frau hielt auf dem Marktplatz das Gemüse feil, das sie in einem kleinen Gärtchen vor dem Tore zog. Die beiden hatten einen schönen Knaben mit Namen Jakob, der war wohlgestaltet und für sein Alter von zwölf Jahren schon ziemlich groß. Er pflegte bei seiner Mutter auf dem Gemüsemarkt zu sitzen, und wenn eine von den Frauen oder den Köchinnen bei ihr eingekauft hatte, so trug er ihr die Waren in einem Tragkorb nach Hause.

Eines Tages saß die Schusterfrau wieder mit ein paar Körben Kohl und Kräutern auf dem Markte, und der kleine Jakob saß neben ihr und rief mit heller Stimme die Waren aus. Da kam ein altes Weib dahergehumpelt, das die Schusterin in allen den Jahren noch niemals gesehen hatte. Sie hatte rote Augen und eine spitzige gebogene Nase, und ihr Kopf wackelte auf ihrem dünnen Halse hin und her. Sie rutschte und wankte an einem langen Stock auf die Körbe der Schustersfrau zu und krächzte: „Wollen sehen, ob du hast, was ich brauche, will Kräutlein schauen, will Kräutlein schauen." Damit beugte sie sich nieder und fuhr mit ihren dunkelbraunen häßlichen Händen in die Körbe hinein, hob die Kräutlein an die Nase und beroch sie hin und her. „Schlechtes Kraut", murmelte sie dazu, „schlechtes Zeug, war alles besser vor fünfzig Jahren." Das verdroß den kleinen Jakob so sehr, daß er rief:

„Du unverschämtes altes Weib, erst hältst du unsere Kräuter unter deine häßliche Nase, daß niemand mehr sie kaufen mag, und dann schimpfst du sie auch noch schlechtes Zeug!"

„Ei, Söhnchen", krächzte die Alte, „gefällt dir meine lange Nase? Sollst auch eine haben, mitten ins Gesicht bis übers Kinn herab." Damit rutschte sie an den andern Korb und hob die weißen Kohlhäupter heraus, drückte sie zusammen, daß sie ächzten und warf sie in den Korb zurück.

„Wackle nicht so garstig mit dem Kopf", rief der kleine Jakob, „dein Hals könnte abbrechen."

„Gefallen sie dir nicht, die dünnen Hälse", murmelte die Alte, „sollst gar keinen haben, Kopf muß tief in den Schultern stecken."

„Schwatzt doch nicht so unnützes Zeug mit dem Kleinen", sagte die Schustersfrau unmutig, „wenn Ihr etwas kaufen wollt, so sputet Euch, Ihr verscheucht mir ja die anderen Kunden."



„Gut", sagte die Alte, „ich will Euch diese sechs Kohlköpfe abkaufen, aber Euer Söhnchen muß sie mir nach Hause tragen, ich will ihn gut belohnen dafür."

Der kleine Jakob wollte nicht mitgehen, denn ihm graute vor der häßlichen Frau, aber weil es ihm die Mutter ernstlich befahl, so raffte er die Kohlhäupter in ein Tuch zusammen und folgte der Alten. Sie humpelte ihm voran durch einen entlegenen Teil der Stadt, in welchem Jakob noch nie gewesen war und blieb endlich vor einem kleinen baufälligen Hause stehen. Sie zog einen rostigen Haken hervor und fuhr damit in ein kleines Loch in der Tür, krachend sprang sie auf, und nun zeigte sich das Innere des Hauses dem erstaunten Jakob. Die Zimmer hatten marmorne Decken und die Wände waren von Ebenholz, mit Gold und Edelsteinen reich geziert, und die Fußböden waren aus purem Glas und spiegelglatt. Auf einen Pfiff der Alten kamen nun ein paar Meerschweinchen die Treppe herab. Sie gingen aufrecht auf zwei Beinen und trugen Menschenkleider, und an den Füßen hatten sie Nußschalen statt der Pantoffeln, auf denen sie geschwinde über den gläsernen Boden dahinglitten. Sie brachten auch für die Alte ein paar Schalen von Kokosnuß und steckten sie ihr an die Füße, und nun glitt und huschte auch sie geschwinde über den Boden dahin, wobei sie den kleinen Jakob an der Hand mit sich fortzog. In einem reichgeschmückten Gemach mit vielerlei silbernen Gerätschaften an den Wänden, wie man sie zum Kochen gebrauchen kann, hielt sie stille und gebot Jakob, sich auf einem Sofa auszuruhen. „Du hast schwer zu tragen gehabt, muß dir nun etwas geben zum Lohn", sprach sie zu ihm, während der kleine Jakob ganz fassungslos da saß und nicht wußte, ob er wachte oder träumte; „will dir ein Süppchen einbrocken, an das du dein Leben lang denken wirst." Danach pfiff sie abermals und wieder kamen die Meerschweinchen, jetzt mit Küchenschürzen versehen und im Gürtel Rührlöffel und Vorschneidemesser tragend, und ihnen folgten eine Menge Eichhörnchen. Sie gingen aufrecht in weiten türkischen Beinkleidern und auf dem Kopf trugen sie grüne Mützchen aus Samt. Sie kletterten sogleich an den Wänden hinauf und brachten Pfannen und Schüsseln und Siebe und Löffel auf den Herd. Alsbald begann die Alte ein geschäftiges Hin- und Herfahren vor den Tiegeln und Pfannen, und der kleine Jakob meinte wohl zu sehen, daß sie es sich recht angelegen sein lasse, ihm etwas Gutes zu kochen. Endlich war das Gericht fertig, sie goß es in eine silberne Schüssel und setzte sie ihm vor.

„Iß nur dieses Süppchen, mein Söhnchen", murmelte sie, „dann hast du alles, was dir so sehr an mir gefallen. Sollst auch ein geschickter Koch werden, nur das Kräutlein, das sollst du nimmer finden." Der kleine Jakob verstand nicht recht, was sie sprach, desto besser aber ließ er sich die Suppe schmecken, und er meinte, in seinem ganzen Leben nichts gegessen zu haben, was ihm besser mundete. Freilich wurde er darüber immer schläfriger und matter, und kaum daß er den letzten Löffel gegessen hatte, sank er in einen tiefen Schlaf.

Da hatte er sonderbare Träume. Es war ihm, als wäre er ein Eichhörnchen geworden und spränge nun in dem



Hause der Alten herum und leistete ihr Dienst wie die andern. Er putzte ihr die Kokosschalen, die sie statt der Pantoffeln trug und schöpfte den Tau aus den Rosen, den sie zu trinken pflegte, und endlich ward er in die Küche versetzt und lernte dort das Kochen. Er diente vom Küchenjungen aufwärts bis zum ersten Pastetenmacher, sieben lange Jahre, und brachte es zuletzt zu der auserlesensten Kunstfertigkeit. Eines Tages aber befahl ihm die Alte, während sie sich zu einem Ausgang rüstete, er solle ihr ein Hühnlein rupfen und mit Kräutern füllen und es braten; das wollte sie verspeisen, wenn sie wiederkäme. Er tat wie sie ihm geheißen; dabei kam er auch in die Kräuterkammer, um nach Kräutern für die Fülle zu suchen. Dort fand er in einem Wandschränkchen, das er zuvor nie bemerkt hatte, auch ein Kräutlein von wunderlicher Gestalt und Farbe. Seine Stengel waren blau und grün und trugen oben eine Blume von brennend roter und gelber Farbe. Sie strömte denselben starken Geruch aus, von dem einst die Suppe, die ihm die Alte gekocht hatte, so wundersam geduftet, und je länger er ihn einsog, um so stärker wurde der Duft. Endlich mußte er niesen und immer mehr niesen, bis er niesend erwachte.



Da lag er wieder auf dem Sofa des alten Weibes und blickte verwundert umher. „Was ich doch nur alles geträumt habe", sprach er zu sich, „von Meerschweinchen und Eichhörnchen, und daß ich selber eins war und ein großer Koch dabei geworden bin. Wie wird die Mutter zu Hause lachen, wenn ich ihr alles erzähle."

Damit raffte er sich auf, um nach Hause zu gehen, doch war ihm, als seien ihm alle seine Glieder doch recht steif vom Schlaf, und alle Augenblicke stieß er mit der Nase an einen Schrank oder einen Türpfosten. Als er draußen war, hatte er Mühe, sich in den engen Gassen zurechtzufinden; auch gab es dort ein großes Gedränge, es mußte sich irgendwo in der Nähe ein Zwerg sehen lassen, denn überall hörte er die Leute rufen: „Seht doch den häßlichen Zwerg, was hat er für eine lange Nase!" Er konnte ihn aber nirgends gewahr werden und eilte sich, zu seiner Mutter auf den Marktplatz zu kommen.

Sie saß auch noch bei den Körben, aber sie hatte den Kopf in die Hand gestützt, als sei sie sehr traurig, und rief auch die Vorübergehenden nicht an. Leise trat er hinter sie und legte seine Hand auf ihren Arm. „Mütterchen", sagte er, „was fehlt dir? Bist du böse auf mich?" Da wandte sie sich nach ihm um, aber sogleich fuhr sie mit einem Schrei des Entsetzens zurück: „Was willst du häßlicher Zwerg", rief sie, „fort mit dir, ich kann solche Possen nicht leiden!"

„Aber Mutter", sprach Jakob, „was ist dir denn, warum willst du deinen Sohn von dir jagen?"

„Genug jetzt", rief die Frau zornig, „geh deiner Wege, du häßliche Mißgeburt, oder willst du mich mit meinem Unglück auch noch verspotten?"

„Sieh mich doch nur recht an, liebes Mütterchen", wollte der kleine Jakob noch sagen, „ich bin ja wirklich dein Sohn", aber da erhoben sich die Nachbarinnen, die alles mit angehört hatten und drangen auf ihn ein und drohten ihn zu zerkratzen, wenn er nicht sogleich verschwinde.

Der arme Jakob wußte nicht, was er von alledem denken sollte; die Tränen traten ihm in die Augen und er machte

sich traurig davon. „Ich will doch sehen", sagte er bei sich, „ob auch mein Vater mich nicht mehr kennen mag. Unter seine Türe will ich mich stellen und mit ihm sprechen."
Der Meister Schuhmacher aber war so emsig mit Draht und Pfriem beschäftigt, daß er den kleinen Jakob erst nach einer kleinen Weile bemerkte, als er von seiner Arbeit aufblickte.
„Um Gottes willen", rief er, „was ist das?"
„Guten Abend, Meister", sagte der Kleine, „wie geht es Euch?"
„Schlecht, kleiner Herr", antwortete der Vater zu Jakobs Bestürzung und schien ihn nicht zu erkennen. „Ich werde nun alt, doch ist mir ein Geselle zu teuer."
„Aber habt Ihr denn kein Söhnlein, das Euch an die Hand gehen könnte?" fragte der Kleine.
„Ich hatte einen", seufzte der Alte, „ein lieber hübscher Bursch ist das gewesen, und anstellig obendrein. Aber seit sieben Jahren habe ich ihn nicht mehr, da ist er mir vom Markte gestohlen worden. Ein häßliches altes Weib, dem er das Gemüse hat heimtragen helfen, muß ihn mit sich genommen haben, denn von Stund an ward er nicht mehr gesehen."
„Vor sieben Jahren", rief Jakob mit Entsetzen, „vor sieben Jahren sagt Ihr?"
„Vor sieben Jahren", nickte der Alte. „Manche sagen, es könnte wohl die böse Fee Kräuterweis gewesen sein, die nur alle fünfzig Jahre einmal in unsere Stadt kommt, um allerlei einzukaufen."
Da ward dem kleinen Jakob plötzlich klar, daß er nicht geträumt, sondern daß er wirklich volle sieben Jahre bei der Alten gedient hatte, und das Herz wollte ihm zerspringen. So stand er lange Zeit und dachte über sein Schicksal nach. Endlich fragte ihn der Alte, ob er ihm vielleicht mit ein paar Schuhen gefällig sein könnte oder gar mit einem Lederfutteral für seine lange Nase.
„Was denn für eine lange Nase?" fragte Jakob; aber als er nun seine Nase mit den Händen betastete, da wußte er, was der Alte meinte.
„Habt Ihr keinen Spiegel im Hause", fragte er mit Tränen in den Augen, „worin ich mich beschauen könnte?"
„Nein", sagte der Alte, „aber drüben der Nachbar Barbier hat einen, der wird wohl groß genug für Eure Nase sein. Und somit Gott befohlen." Damit schob er ihn zur Türe hinaus.
Wie erschrak aber Jakob, als er nun bei dem Barbier, der gerade seinen Kunden die Bärte seifte, in den Spiegel schaute: seine Augen waren winzig klein geworden, seine Nase aber wohl zwei Hände lang und hing ihm über Mund und Kinn herunter. Sein Kopf stak ihm tief in den Schultern, und sein Rücken und seine Brust waren weit ausgebogen und anzusehen wie ein kleiner gefüllter Sack. Die Beine waren nur schwach und kurz, um so länger dafür die Arme und die Hände mit den dünnen, spitzigen Fingern. Wenn er sie ausstreckte, konnte er damit auf den Boden langen, ohne sich zu bücken. Er war zu einem mißgestalteten Zwerg geworden.
„Ja, liebe Mutter", murmelte er vor sich hin, „da konntest du freilich deinen Jakob nimmermehr erkennen." Damit verließ er unter dem Hohngelächter des Barbiers und seiner Kunden den Laden und ging stumm und in sich gekehrt davon, wohin ihn der Weg führen wollte. Weil sich aber niemand seiner erbarmte, so mußte er zuletzt die Nacht auf den kalten Stufen einer Kirche verbringen.
Andern Morgens aber, als ihn die ersten Strahlen der Sonne erweckten, dachte er ernstlich darüber nach, wie er hinfort, von Vater und Mutter verkannt und verstoßen, sein Leben fristen könnte. Da fiel ihm ein, daß er ja die hohe Kochkunst bei der bösen Fee gelernt hatte, und er beschloß, es damit zu versuchen.
Nun war der Herzog des Landes ein Schlemmer und Leckermaul, der seine Köche aus allen Weltteilen kommen ließ. In dessen Palast begab sich der Kleine. Die Türhüter lachten sehr über ihn, als er nach dem Oberküchenmeister verlangte, und die Lakaien und die Stallknechte und die Läufer ließen ihre Arbeit liegen und rannten zusammen und lachten noch mehr, als er nun über die vielen Treppen des Schlosses vor den Oberküchenmeister geführt wurde.
„Gnädiger Herr", sprach er zu ihm und verbeugte sich so tief, daß er mit der Nase den Teppich berührte, „braucht Ihr keinen geschickten Koch?"
„Einen Koch?" rief der Oberküchenmeister und betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, „meinst du, unsere Herde seien so niedrig, daß du auch nur auf einen davon hinaufschauen kannst? O lieber Kleiner, wer dich als Koch zu mir geschickt hat, der hat dich weidlich zum Narren gehabt." Damit schlug er sich vor Vergnügen auf den Bauch und lachte schallend, und mit ihm lachten der Aufseher und der Türhüter, und alle die Trabanten und Lakaien, die sich mit in das Zimmer gedrängt hatten.
„Was liegt an einem Ei oder zweien, an ein wenig Wein und Würze", entgegnete der Zwerg, „laßt mich wenigstens eine Leckerspeise zur Probe kochen und Ihr sollt sagen müssen: er ist doch ein Koch nach Recht und Regel."
„Wohlan", rief der Küchenmeister, „es sei um des Spaßes willen! Laßt uns zur Küche gehen."
Die Küche aber war ein großer Saal mit zwanzig Kochherden darin, in denen beständig Feuer brannte, und mitten durch den Saal floß ein klarer Bach, der zugleich als Fischbehälter diente. Weil aber der Zwerg kaum mit der Nase an einen der Herde reichen konnte, so setzten die Küchenjungen ein paar Stühle zusammen, legten eine Marmorplatte darüber, und von dort aus begann er nun seine Kunst zu zeigen. Der Oberküchenmeister verlangte die dänische Suppe von ihm und die roten Hamburger Klößchen, und er meinte dazu, daß er die Klößchen wohl auf keinen Fall herausbringe, denn sie wären eine der schwierigsten Speisen.
„Nichts einfacher als das", sagte der Zwerg, denn er hatte sie als Eichhörnchen oft gemacht, „wenn ich viererlei Fleisch habe und etwas Wein, Entenschmalz, Ingwer und das Kräutlein Magentrost." Sogleich begann er mit der Zu-



bereitung in zwei Schüsseln auf das reinlichste und niedlichste, rückte sie ans Feuer und fing an laut zu zählen. Als er bis fünfhundert gezählt hatte, rief er halt und lud den Küchenmeister ein, zu kosten.

Der Mundkoch ließ sich von einem Küchenjungen einen goldenen Löffel reichen, spülte ihn im Bach und reichte ihn dem Oberküchenmeister.

„Köstlich, bei des Herzogs Leben überaus köstlich", schnalzte der Küchenmeister, nachdem er gekostet hatte, und nun kosteten auch der Palastaufseher und der Frühstückskoch, und sie schüttelten dem Zwerg ehrfurchtsvoll die Hand und sagten ihm, daß er ein hoher Meister in seiner Kunst sei. Darauf wurden die Speisen auf silbernen Platten dem Herzog zum Frühstück hineingetragen.

Noch am gleichen Morgen wurde der Zwerg vor den Herzog befohlen, denn ihm hatte, solange er denken konnte, nichts mehr so gemundet wie diese dänische Suppe mit den roten Hamburger Klößchen.

„Willst du als mein Frühstückskoch bei mir bleiben", sprach der Herzog, nachdem er sich an der Gestalt des kleinen Mannes gebührend ergötzt hatte, „so will ich dir jährlich fünfzig Dukaten reichen lassen, und fortan sollst du Zwerg Nase heißen und die Würde eines Unterküchenmeisters bekleiden."

Da fiel der Zwerg Nase auf die Knie nieder vor dem mächtigen Herzog und versprach ihm treu zu dienen. Zwei Jahre lang lebte er nun in Ehren und in Wohlleben in dem Palaste des Herzogs, denn diesem mundete es von Tag zu Tag besser, was er ihm kochte, und die höchsten Würdenträger des Landes erbaten sich die Erlaubnis, daß ihre Diener bei dem Zwerg das Kochen lernen durften, und sie zahlten ihm einen Dukaten für die Stunde Unterricht obendrein.

Eines Morgens aber kehrte der Zwerg Nase wieder einmal vom Markte heim und trug auf seinen Schultern einen Käfig mit drei Gänsen, die er eingekauft hatte, um sie für die herzogliche Tafel zu braten. Da hörte er, wie die eine von den Gänsen seufzte und ächzte wie ein Mensch. „Die ist halb krank", sprach er vor sich hin, „ich muß mich eilen, daß ich sie umbringe und zurichte." Aber die Gans antwortete ganz deutlich:

„Stichst du mich,
So beiß ich dich,
Drückst du mir die Kehle ab,
Bring ich dich ins frühe Grab."

„Ei der Tausend", rief Zwerg Nase und setzte den Käfig nieder, „kann sie sprechen, Jungfer Gans? Dann wollte ich wetten, sie ist nicht von jeher in diesen Federn gewesen. War ich doch selbst einmal ein schnödes Eichhörnchen."

„Du hast recht", erwiderte die Gans, „an meiner Wiege wurde mir nicht gesungen, daß Mimi, die Tochter des mächtigen Zauberers Wetterbock, in eines Herzogs Küche enden sollte." Und nun erzählte sie ihm unter Tränen, daß sie die Tochter des Zauberers Wetterbock von der Insel Gotland sei. Der wäre mit einer bösen Fee in Streit ge-

raten, und diese hätte sie aus Rache in eine Gans verwandelt und den weiten Weg bis hierher gebracht. „Sei sie nun unbesorgt, liebe Jungfer Mimi", tröstete sie der Zwerg, als sie ihre Erzählung beendet hatte, „so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, soll ihr keiner an die Kehle. Ich will ihr in meinen eigenen Gemächern einen Stall anweisen, und den anderen will ich sagen, daß ich diese Gans mit besonderen Kräutern für den Herzog mäste. Sobald sich dann eine Gelegenheit findet, setze ich sie in Freiheit."
Wie er gesagt hatte, so geschah es. Er ließ einen eigenen Stall für Mimi erbauen, und so oft er freie Zeit hatte, ging er zu ihr hin, um sie zu trösten und fütterte sie mit Backwerk und süßen Speisen, und sie erzählten einander die Geschichte ihrer Verzauberung.
Nicht lange danach geschah es, daß der Herzog Besuch von einem benachbarten Fürsten bekam. Der war auch ein großer Kenner der feinen Küche und nach dem Herzog der berühmteste Lecker und Schlemmer weithin. Da mußte nun der Zwerg Nase auf das Gebot seines Herrn seine ganze Kunst hervorsuchen und Tag für Tag die auserlesensten Gerichte kochen, und beileibe durfte keines von ihnen zum zweiten Male auf der Tafel erscheinen. Denn der Herzog war sehr stolz auf die Kochkunst seines Zwerges und wollte immer wieder von seinem Gaste hören, daß er in seiner Kunst unübertrefflich sei. Am fünfzehnten Tage ließ er darum den Zwerg zur Tafel rufen und stellte ihn seinem Gast vor.
„Du bist ein wunderbarer Koch", sprach der fremde Fürst zu ihm, „und weißt fürwahr, was anständig kochen heißt. Aber nun sage mir doch, mein Freund, warum bringst du solange nicht die Königin der Speisen, die Pastete Suzeräne?"
Da erschrak der Zwerg Nase sehr, denn er hatte von dieser Speise noch niemals gehört; doch faßte er sich und antwortete, daß er sich die Königin der Speisen für den Tag der Abreise des hohen Gastes aufgespart habe.
„Nichts da", rief der Herzog lachend, „denke an einen anderen Scheidegruß für unseren Gast. Auch für mich selber hast du die Pastete noch nie zubereitet. Darum muß sie morgen auf der Tafel stehen."
„Es sei, wie du sagst Herr", antwortete der Zwerg und ging. In seiner Kammer angekommen aber setzte er sich auf sein Bett und weinte über sein Geschick, denn er wußte nicht, wie er die Pastete machen sollte. Da trat die Gans Mimi, die in seinen Gemächern umhergehen durfte, zu ihm herein und fragte ihn nach der Ursache seines Kummers.
„Stille deine Tränen", sagte sie dann, „dieses Gericht kam oft auf die Tafel meines Vaters, und ich weiß ungefähr, was dazu gehört und will dir helfen." Da sprang der Zwerg auf und segnete mit Freuden den Tag, an welchem er die Gans gekauft hatte. Dann schickte er sich unter ihrem Beistande an, die Königin der Pasteten herzurichten.
Am andern Tage schickte er die Pastete mit Blumen bekränzt auf des Herzogs Tafel, legte sein bestes Festkleid an und begab sich in den Speisesaal. Der Gast nahm einige Bissen zu sich, die ihm der Vorschneider auf einer silbernen Platte reichte und kostete und prüfte aufmerksam. Dann lächelte er höhnisch und sprach: „Das Ding ist ganz artig gemacht, aber die Suzeräne ist es doch nicht ganz. Ich habe



es mir gestern schon gedacht, daß du sie nicht so machen kannst wie mein Koch. Wisse, es fehlt das Kräutlein Niesmitlust, das man hierzulande nicht kennt, und ohne diese Würze wird dein Herr die Pastete nie essen wie ich."

Da geriet der Herzog in einen fürchterlichen Zorn. „Und doch werde ich sie essen", schrie er mit funkelnden Augen, „entweder zeige ich Euch morgen die Pastete, wie Ihr sie verlangt, oder den Kopf dieses Burschen aufgespießt auf dem Tore meines Palastes. Geh, du Hund von einem Zwerg, ich gebe dir vierundzwanzig Stunden Zeit; schaffst du mir bis dahin die Pastete mit dem Kräutlein Niesmitlust nicht herbei, so laß ich dir ohne Gnade deinen großen Kopf abhacken."

Da ging der Zwerg Nase abermals in sein Kämmerlein und klagte der Gans sein Schicksal.

„Wenn's weiter nichts ist", sagte die Gans Mimi, „da kann ich helfen, denn ich kenne das Kraut. Glücklicherweise ist es gerade Neumond, da blüht es unter alten Kastanien. Nimm mich auf deinen Arm und setze mich im Freien nieder, ich will es dir suchen."

Der Zwerg Nase tat, wie sie ihm geheißen, trug sie hinaus und setzte sie im Garten des Palastes behutsam nieder, und sie ging schnell vor ihm her, dem See zu, wo die Kastanien standen. Aber so eifrig sie auch suchte und jedes Gräslein mit dem Schnabel umwendete, das Kräutlein wollte sich nirgends finden lassen, und sie begann aus Mitleid und aus Angst zu weinen, denn schon wurde es immer dunkler. Endlich gewahrten sie drüben über dem See noch einen alten Kastanienbaum, dessen Äste einen mächtigen Schatten warfen. Dorthin hüpfte die Gans und flatterte mit den Flügeln voran, und Nase folgte ihr, so schnell seine kleinen Beine ihn tragen mochten. Unter dem Baum angekommen, blieb die Gans stehen und schlug vor Freude mit den Schwingen, dann pflückte sie etwas ab, das sie dem erstaunten Nase zierlich mit dem Schnabel überreichte. „Hier ist das Kräutlein", sprach sie dazu, „es wächst eine Menge davon hier, so daß es dir nie mehr daran fehlen wird."

Zwerg Nase betrachtete es lange. Die Stengel und die Blätter waren bläulichgrün und trugen eine brennend rote Blume mit gelbem Rand.

„Welches Wunder!" rief er dann aus, „es ist dasselbe Kraut, das mich einst bei der Alten in diese schändliche Gestalt verwandelt hat. Soll ich den Versuch machen?"

Aber die Gans warnte ihn davor. Erst in seiner Kammer, von niemandem gesehen, sollte er die Kraft des Kräutleins versuchen, nachdem er sein Geld und seine Habe zusammengerafft hatte.

Das leuchtete ihm ein, und nachdem er auf seiner Stube angekommen, die Dukaten, die er erspart, und seine Kleider und Schuhe in ein Bündel geknüpft hatte, sprach er: „So Gott will, werde ich meine Bürde nun los werden!" Damit steckte er seine Nase tief in die Hand voll Kräuter, die er mitgebracht, und begann ihren Duft einzuziehen.

Da knackste und zog es in allen seinen Gliedern, er fühlte, wie sein Kopf sich aus seinen Schultern hob und sah seine Nase kleiner und kleiner werden, seinen Rücken und seine Brust fingen an, sich zu ebnen und seine Beine wurden immer länger.

„Nein, wie groß und schön du jetzt bist", rief die Gans Mimi, die mit Erstaunen zugesehen hatte, „Gott sei Dank, es ist nichts mehr an dir von allem, was so häßlich war."

Da freute sich Jakob sehr und faltete die Hände und betete. Aber bevor er nun zu seinen Eltern zurückkehrte, wollte er Mimi zu ihrem Vater zurückbringen. „Denn dir allein", sprach er, „verdanke ich, daß ich mir wiedergeschenkt bin. Ohne dich hätte ich dieses Kraut nimmermehr gefunden und hätte ewig in meiner Gestalt bleiben müssen, oder gar unter dem Beile des Henkers sterben."

Die Gans vergoß Freudentränen und nahm sein Anerbieten an und nicht lange danach entkam Jakob glücklich und unerkannt mit ihr aus dem Palaste und brachte sie in ihre Heimat zu ihrem Vater. Dort entzauberte Wetterbock seine Tochter und entließ Jakob mit Geschenken reich beladen, und nun machte er sich auf den Heimweg in seine Vaterstadt. Mit tausend Freuden erkannten seine Eltern in dem schönen jungen Mann ihren Sohn, den sie für immer verloren geglaubt hatten. Hinfort lebten sie von den Reichtümern, mit denen ihn der Zauberer Wetterbock belohnt hatte, glücklich zusammen bis an ihr Ende. Nach Hauff.

Der Räuberbräutigam

Es war einmal ein Müller, der hatte eine schöne Tochter, und als sie herangewachsen war, so wünschte er, sie wäre versorgt und gut verheiratet: er dachte, kommt ein ordentlicher Freier und hält um sie an, so will ich sie ihm geben. Nicht lange, so kam ein Freier, der schien sehr reich zu sein, und da der Müller nichts an ihm auszusetzen wußte, so versprach er ihm seine Tochter. Das Mädchen aber hatte ihn nicht so recht lieb, wie eine Braut ihren Bräutigam liebhaben soll, und hatte kein Vertrauen zu ihm; so oft sie ihn ansah, fühlte sie ein Grauen in ihrem Herzen. Einmal sprach er zu ihr: „Du bist meine Braut und besuchst mich nicht einmal." Das Mädchen antwortete: „Ich weiß nicht, wo euer Haus ist draußen im dunklen Wald." Der Bräutigam sagte: „Künftigen Sonntag mußt du hinaus zu mir kommen, ich habe die Gäste schon eingeladen, und damit du den Weg durch den Wald findest, so will ich dir Asche streuen." Als der Sonntag kam und das Mädchen sich auf den Weg machen wollte, ward ihm

so angst, es wußte selbst nicht recht warum, und damit es den Weg bezeichnen könnte, steckte es sich beide Taschen voll Erbsen und Linsen. An dem Eingang des Waldes war Asche gestreut, der ging es nach, warf aber bei jedem Schritt rechts und links ein paar Erbsen auf die Erde. Es ging fast den ganzen Tag, bis es mitten in den Wald kam, wo es am dunkelsten war; da stand ein einsames Haus, das sah so finster und unheimlich aus. Es trat hinein, aber es war niemand darin und herrschte die größte Stille. Plötzlich rief eine Stimme:

„Kehr um, kehr um, du junge Braut,
Du bist in einem Mörderhaus."

Das Mädchen blickte auf und sah, daß die Stimme von einem Vogel kam, der da in einem Bauer an der Wand hing. Nochmals rief er:

„Kehr um, kehr um,
du junge Braut,
Du bist in einem Mörderhaus."

Da ging die schöne Braut weiter aus einer Stube in die andere durch das ganze Haus, aber es war alles leer und keine Menschenseele zu finden. Endlich kam sie auch in den Keller, da saß eine steinalte Frau, die wackelte mit dem Kopfe. „Könnt Ihr mir nicht sagen", sprach das Mädchen, „ob mein Bräutigam hier wohnt?" – „Ach, du armes Kind", antwortete die Alte, „wo bist du hingeraten! Du bist in einer Mördergrube. Du meinst, du wärst eine Braut, die bald Hochzeit macht, aber du wirst die Hochzeit mit dem Tode halten. Wenn ich nicht Mitleiden mit dir habe und dich rette, so bist du verloren."



Darauf führte es die Alte hinter ein großes Faß, wo man es nicht sehen konnte. „Sei wie ein Mäuschen still", sagte sie, „sonst ist's um dich geschehen. Nachts, wenn die Räuber schlafen, wollen wir entfliehen, ich habe schon lange auf eine Gelegenheit gewartet." Kaum war das geschehen, so kam die gottlose Rotte nach Hause. Sie brachten eine andere Jungfrau mitgeschleppt, und hörten nicht auf ihr Schreien und Jammern. Sie gaben ihr Wein zu trinken, ein Glas weißen, ein Glas roten und ein Glas gelben, davon zersprang ihr das Herz. Darauf rissen sie ihr die feinen Kleider ab, legten sie auf einen Tisch, zerhackten ihren schönen Leib in Stücke. Die arme Braut hinter dem Faß zitterte und bebte, denn sie sah wohl, was für ein Schicksal ihr die Räuber zugedacht hatten. Einer von ihnen bemerkte an dem kleinen Finger der Gemordeten einen goldenen Ring, und als er sich nicht gleich abziehen ließ, so nahm er ein Beil und hackte den Finger ab; aber der Finger sprang über das Faß hinweg und fiel der Braut in den Schoß. Der Räuber nahm ein Licht und wollte ihn suchen, aber die Alte rief: „Kommt und eßt, und laßt das Suchen bis morgen; der Finger läuft euch nicht fort."

Da setzten sich die Räuber zum Essen, und die Alte tröpfelte ihnen einen Schlaftrunk in den Wein, daß sie sich bald in den Keller hinlegten, schliefen und schnarchten. Als die Braut das hörte, kam sie hinter dem Fasse hervor, und mußte über die Schlafenden wegschreiten, und hatte große Angst, sie möchte einen aufwecken. Aber Gott half ihr, daß sie glücklich durchkam, die Alte stieg mit ihr hinauf, öffnete die Türe, und sie eilten so schnell sie konnten aus der Mördergrube fort. Die gestreute Asche hatte der Wind weggeweht, aber die Erbsen und Linsen hatten gekeimt und waren aufgegangen und zeigten im Mondschein den Weg. Sie gingen die ganze Nacht, bis sie in der Mühle ankamen. Da erzählte das Mädchen seinem Vater alles, wie es sich zugetragen hatte.

Als der Tag kam, wo die Hochzeit sollte gehalten werden, erschien der Bräutigam; der Müller aber hatte alle seine Verwandten und Bekannten einladen lassen. Wie sie bei Tische saßen, ward einem jeden aufgegeben, etwas zu erzählen; aber die Braut saß still und redete nichts.

Da sprach der Bräutigam zur Braut:

„Nun, mein Herz, weißt du nichts? Erzähl uns auch etwas." Sie antwortete: „So will ich einen Traum erzählen. Ich ging allein durch einen Wald und kam endlich zu einem Haus, da war keine Menschenseele darin, aber an der Wand war ein Vogel in einem Bauer, der rief:

„Kehr um, kehr um, du junge Braut,
Du bist in einem Mörderhaus."

Mein Schatz, das träumte mir nur. Da ging ich durch alle Stuben, und alle waren leer, und es war so unheimlich darin; ich stieg endlich hinab in den Keller, da saß eine steinalte Frau, die wackelte mit dem Kopfe. Ich fragte sie: ‚Wohnt mein Bräutigam in diesem Haus?' Sie antwortete: ‚Ach, du armes Kind, du bist in eine Mördergrube geraten, dein Bräutigam wohnt hier, aber er will dich töten

und will dich dann kochen und essen.' Mein Schatz, das träumte mir nur. Aber die alte Frau versteckte mich hinter ein großes Faß, und kaum war ich da verborgen, so kamen die Räuber heim und schleppten eine Jungfrau mit sich, der gaben sie dreierlei Wein zu trinken, weißen, roten und gelben, davon zersprang ihr das Herz. Mein Schatz, das träumte mir nur. Darauf zogen sie ihr die feinen Kleider ab und zerhackten ihren schönen Leib auf einem Tisch in Stücke. Mein Schatz, das träumte mir nur. Und einer von den Räubern sah, daß an dem Goldfinger noch ein Ring steckte, und weil er schwer abzuziehen war, so hieb er ihn ab. Aber der Finger sprang hinter das große Faß und fiel mir in den Schoß. Und da ist der Finger mit dem Ring." Bei diesen Worten zog sie ihn hervor und zeigte ihn den Anwesenden.



Der Räuber, der bei der Erzählung ganz kreideweiß geworden war, sprang auf und wollte entfliehen, aber die Gäste hielten ihn fest und überlieferten ihn den Gerichten. Da ward er und seine ganze Bande für ihre Schandtaten gerichtet.

Nach den Brüdern Grimm.

Der gläserne Schuh



Es war einmal ein Bauer, der fand eines Tages auf einem Berge, wo die Wichtelmänner bei Nacht zu tanzen pflegten, einen gläsernen Schuh. Er steckte ihn flugs ein und lief weg damit und hielt die Hand fest auf der Tasche, als habe er eine lebendige Taube darin, denn er wußte, daß er einen Schatz gefunden hatte, den die Unterirdischen teuer wiederkaufen müßten. Darum hat er sich auch um Mitternacht zu dem Berg zurückgeschlichen und ein paarmal, so laut er konnte, gerufen: „Ich habe einen schönen gläsernen Schuh daheim, will mir den keiner abkaufen?" Der Wichtelmann nämlich, der seinen Schuh verloren hat, der muß den Fuß so lange bloß tragen, bis er ihn wieder bekommt: das ist sehr arg für ihn, denn die kleinen Leute müssen immerzu auf harten und steinigen Boden treten.

Es dauerte auch nicht lange, so erschien eines Nachmittags der Wichtelmann, der den Schuh verloren hatte, als ein zierlicher Kaufmann verkleidet, vor des Bauern Türe und klopfte an. Er fragte, ob hier nicht gläserne Schuhe zu verkaufen seien, denn die seien jetzt eine seltene Ware.

„Ich habe einen sehr hübschen kleinen Schuh aus Glas", antwortete der Bauer, „er ist so zierlich, daß er sogar noch einem Wichtelmann den Fuß drücken könnte, aber ich glaube nicht, daß jeder Kaufmann ihn bezahlen kann."

Der Kaufmann besah ihn eine Weile, dann sagte er: „Es ist mit den gläsernen Schuhen doch nichts so Seltenes, als ihr hier auf einem Dorfe glaubt, weil ihr nicht in die Welt hinauskommt. Aber weil ich gerade Lust auf ihn habe, will ich Euch tausend Taler dafür geben."

„Tausend Taler ist Geld, pflegte mein Vater zu sagen, wenn er fette Ochsen zum Markt trieb", antwortete der Bauer, „aber für den lumpigen Preis kommt er mir nicht aus der Hand. Auch habe ich von den gläsernen Schuhen so ein Liedchen singen hören. Kann er nicht die Kunst, mein lieber Herr, daß ich in jeder Furche, die ich aufpflüge einen Dukaten finde, so bleibt der Schuh mein, und er muß anderswo nach gläsernen Schuhen fragen."

Der Kaufmann machte noch allerlei Versuche und Wendungen hin und her. Als er aber sah, daß der Bauer nicht nachließ, schwur er ihm zu, was er verlangte. Da bekam er den Schuh, und war sogleich verschwunden.

Der Bauer aber eilte in seinen Stall, spannte die Pferde vor den Pflug und machte sich damit hinaus auf das Feld. Dort suchte er sich ein Stück mit der allerkürzesten Wendung aus, und kaum hatte der Pflug die erste Scholle gebrochen, so sprang auch schon der Dukaten aus der Erde und so ging es bei jeder neuen Furche. Da ist des Pflügens bald kein Ende mehr gewesen. Der Bauer kaufte sich acht neue Pferde zu den achten, die er schon im Stall hatte, und ihre Krippen sind nicht mehr leer geworden vom Hafer, damit er ja alle zwei Stunden zwei frische Pferde

anschirren könnte. Oft ist er schon vor Sonnenaufgang ausgezogen, und hat nach Mitternacht noch gepflügt. Er hat aber immer allein gepflügt und nicht gelitten, daß jemand mit ihm gegangen ist. Darum ist er weit geplagter gewesen, als seine Pferde, welche den schönen Hafer fraßen und immer miteinander abwechselten, und er ist immer bleicher und magerer geworden. Seine Frau und seine Kinder hatten keine Freude mehr an ihm, denn er ist stumm und in sich gekehrt so für sich hingegangen und des Tages hat er auf seine Dukaten gearbeitet, und des Nachts hat er sie zählen und darauf grübeln müssen, wie er einen noch geschwinderen Pflug erfände. Die Nachbarn aber bejammerten ihn wegen seines wunderlichen Tuns und wegen seiner Stummheit und Schwermut, und glaubten, daß er närrisch geworden sei. Sie bedauerten auch seine Frau und seine Kinder, denn sie fürchteten, daß er sich bald um Haus und Hof bringen werde. So ist es aber nicht gekommen, wenn er auch keine vergnügte Stunde mehr gehabt hat, seit er die Dukaten aus der Erde pflügte. Er hat es nämlich doch nicht lange ausgehalten mit dem Laufen in den Ackerfurchen bei Tag und Nacht. Als der zweite Frühling kam, ist er eines Tages tot hinter seinem Pfluge hingefallen, obwohl er doch ein sehr starker und lustiger Mensch war, ehe er den gläsernen Schuh in seine Gewalt bekam. Seine Frau aber fand nach seinem Tode in dem Keller des Hauses zwei große vernagelte Kisten voll blanker Dukaten. Davon haben sich seine Söhne später große Güter gekauft und sind Herren und Edelleute geworden. So macht der Teufel zuweilen auch große Herren. Aber dem toten Bauern hat das nicht mehr gefrommt.



Nach E. M. Arndt.

Rumpelstilzchen

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem König zu sprechen kam, und um sich ein Ansehen zu geben, sagte er zu ihm: „Ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen.“ Der König sprach zum Müller: „Das ist eine Kunst, die mir wohlgefällt. Wenn deine Tochter so geschickt ist, wie du sagst, so will ich sie morgen in meinem Schloß auf die Probe stellen.“ Als nun das Mädchen zu ihm gebracht wurde, führte er es in eine Kammer, die ganz voll Stroh lag, gab ihr Rad und Raspel und sprach: „Jetzt mache dich an die Arbeit, und wenn du bis morgen früh dieses Stroh nicht versponnen hast, so mußt du sterben.“ Darauf schloß er die Kammer selbst zu und sie blieb allein darin.

Da saß nun die arme Müllerstochter und wußte keinen Rat. Sie verstand gar nichts davon, wie man Gold spin-

nen konnte, und ihre Angst ward immer größer, daß sie endlich zu weinen anfing. Da ging die Türe auf und ein kleines Männlein trat herein und sprach: „Guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint sie so sehr?" – „Ach", antwortete das Mädchen, „ich soll Stroh zu Gold spinnen und verstehe das nicht." – Sprach das Männlein: „Was gibst du mir, wenn ich dir's spinne?" – „Mein Halsband", sagte das Mädchen. Das Männlein nahm das Halsband, setzte sich vor das Rädchen und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann steckte es eine andere auf, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war auch die zweite voll, und so ging's fort bis zum Morgen, und da war alles Stroh zu Gold versponnen. Bei Sonnenaufgang kam schon der König, und als er das Gold erblickte, erstaunte er und freute sich, aber sein Herz ward nur noch goldgieriger. Er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war und befahl ihr, auch das in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte. Da ging abermals die Türe auf und das kleine Männlein erschien und sprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?" – „Meinen Ring von dem Finger", antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring, fing wieder an zu schnurren mit dem Rade und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen. Der König freute sich über die Maßen, war aber noch immer nicht Goldes satt, sondern ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und sprach: „Die mußt du noch in dieser Nacht verspinnen. Gelingt dir's, so sollst du meine Gemahlin werden." Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum drittenmal wieder und sprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh spinne?" – „Ich habe nichts mehr, das ich geben könnte", antwortete das Mädchen. „So versprich mir, wenn du Königin wirst, dein erstes Kind." Die Müllerstochter wußte sich in der Not nicht anders zu helfen, sie versprach also dem Männchen, was es verlangte, und das Männchen spann dafür noch einmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam und alles fand wie er gewünscht hatte, so hielt er Hochzeit mit ihr, und die schöne Müllerstochter ward eine Königin.



Über ein Jahr brachte sie ein schönes Kind zur Welt und dachte gar nicht mehr an das Männchen. Da trat es plötzlich in ihre Kammer und sprach: „Nun gib mir, was du versprochen hast." Die Königin erschrak und bot dem Männchen alle Reichtümer des Königreiches an, wenn es ihr das Kind lassen wollte. Aber das Männchen sprach: „Nein, etwas Lebendiges ist mir lieber als alle Schätze der Welt." Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, daß das Männchen Mitleid mit ihr hatte: „Drei Tage will ich dir Zeit lassen", sprach es, „wenn du bis dahin meinen Namen weißt, so sollst du dein Kind behalten."
Nun besann sich die Königin die ganze Nacht auf alle Namen, die sie jemals gehört hatte und schickte einen Boten über Land, der sollte sich erkundigen weit und breit, was es sonst noch für Namen gäbe. Als am andern Tag das Männchen kam, fing sie an mit Kaspar, Melchior, Balzer, und sagte alle Namen, die sie wußte, nach der Reihe her, aber bei jedem sprach das Männlein: „So heiß ich nicht." Den zweiten Tag ließ sie in der Nachbarschaft herumfragen, wie die Leute da genannt würden, und sagte dem Männlein die ungewöhnlichsten und seltsamsten Namen vor, aber es antwortete immer: „So heiß ich nicht." Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück und erzählte: „Neue Namen habe ich keinen einzigen finden können, aber wie ich an einen hohen Berg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Has' sich gute Nacht sagen, so sah ich da ein kleines Haus, und vor dem Haus brannte ein Feuer, und um das Feuer sprang ein gar zu lächerliches Männlein, hüpfte auf einem Bein und schrie:

„Heute back' ich, morgen brau' ich,
Übermorgen hol' ich der Königin ihr Kind;
Ach, wie gut ist, daß niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß!"

Da könnt ihr denken, wie die Königin froh war, als sie den Namen hörte, und als bald hernach das Männlein hereintrat und fragte: „Nun, Frau Königin, wie heiß ich?" fragte sie erst: „Heißest du Kunz?" – „Nein." – „Heißest du Heinz?" – „Nein." – „Heißest du etwa Rumpelstilzchen?" – „Das hat dir der Teufel gesagt", schrie das Männlein und stieß mit dem rechten Fuß vor Zorn so tief in die Erde, daß es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in seiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen und riß sich selbst mitten entzwei.

Nach den Brüdern Grimm.

Der Müllerbursch und das Kätzchen

In einer Mühle lebte ein alter Müller, der hatte weder Frau noch Kinder, und drei Müllerburschen dienten bei ihm. Wie sie nun etliche Jahre bei ihm gewesen waren, sagte er eines Tages zu ihnen: „Ich bin alt und will mich hinter den Ofen setzen. Zieht aus, und wer mir das beste Pferd nach Hause bringt, dem will ich die Mühle geben, und er soll mich dafür bis an meinen Tod verpflegen." Der dritte von den Burschen war aber der Kleinknecht, der ward von den anderen für albern gehalten, dem gönnten sie die Mühle nicht. Sie zogen alle drei miteinander aus, und wie sie vor das Dorf kamen, sagten die zwei zu dem albernen Hans: „Du kannst nur hier bleiben, du kriegst dein Lebtag keinen Gaul." Hans aber ging doch mit, und als es Nacht war, kamen sie an eine Höhle, dahinein legten sie sich schlafen. Die zwei Klugen warteten, bis Hans eingeschlafen war, dann machten sie sich fort und ließen Hänschen liegen und meinten, es recht fein gemacht zu haben. Wie nun die Sonne kam und Hans aufwachte, lag er in einer tiefen Höhle; er guckte sich überall um und rief: „Ach Gott, wo bin ich!" Dann krabbelte er die Höhle hinauf, ging in den Wald und dachte, wie soll ich nun zu einem Pferd kommen! Darüber begegnete ihm ein kleines buntes Kätzchen, das sprach ganz freundlich: „Hans, wo willst du hin!" – „Ach, du kannst mir doch nicht helfen." – „Was dein Begehren ist, weiß ich wohl", sprach das Kätzchen. „Komm mit mir und sei sieben Jahre lang mein treuer Knecht, so will ich dir einen Gaul geben, schöner als du dein Lebtag einen gesehen hast." – Nun, das ist eine wunderliche Katze, dachte Hans, aber sehen will ich doch, ob das wahr ist, was sie sagt. Da nahm sie ihn mit in ihr verwünschtes Schlößchen und hatte da lauter Kätzchen, die ihr dienten; sie sprangen flink die Treppe auf und ab, waren lustig und guter Dinge. Abends, als sie sich zu Tisch setzten, mußten drei Musik machen: eins strich den Baß, das andere die Geige, das dritte blies die Trompete. Als sie gegessen hatten, wurde der Tisch weggetragen, und die Katze sagte: „Nun komm, Hans, und tanze mit mir." – „Nein", antwortete er, „mit einer Miezekatze tanze ich nicht, das habe ich noch niemals getan." – „So bringt ihn ins Bett", sagte sie zu den Kätzchen. Da leuchtete ihm eins in seine Schlafkammer, eins zog ihm die Schuhe aus, eins die Strümpfe und zuletzt blies eins das Licht aus. Am andern Morgen kamen sie wieder und halfen ihm aus dem Bett: eins zog ihm die Strümpfe an, eins holte die Schuhe, eins wusch ihn und eins trocknete ihm mit dem Schwanz das Gesicht ab. „Das tut recht sanft", sagte Hans. Er mußte aber auch der Katze dienen und alle Tage Holz klein machen; dazu kriegte er eine Axt und eine Säge von Sil-



ber. Er machte es klein, blieb da im Haus, hatte sein gutes Essen und Trinken, sah aber niemand als die bunte Katze und ihr Gesinde. Einmal sagte sie zu ihm: „Geh hin und mähe meine Wiese“, und gab ihm von Silber eine Sense und von Gold einen Wetzstein, hieß ihn aber auch alles wieder richtig abliefern. Da ging Hans hin und tat, was ihm geheißen war. Nach vollbrachter Arbeit trug er Sense, Wetzstein und Heu nach Hause und fragte, ob sie ihm noch nicht seinen Lohn geben wollte. „Nein“, sagte die Katze, „da ist Bauholz von Silber, Zimmeraxt, Winkeleisen und was nötig ist, alles von Silber, daraus baue mir erst ein kleines Häuschen.“ Da baute Hans das Häuschen fertig und sagte, er hätte nun alles getan und hätte noch kein Pferd. Doch waren ihm die sieben Jahre herumgegangen wie ein halbes. Fragte die Katze, ob er ihre Pferde sehen wollte? „Ja“, sagte Hans. Da machte sie ihm das Häuschen auf, da stehen zwölf Pferde, die waren so stolz, daß sich sein Herz darüber freute. Nun gab sie ihm zu essen und zü trinken und sprach: „Geh heim, dein Pferd geb ich dir nicht mit; in drei Tagen aber komm ich und bring dir's nach.“ Also machte Hans sich auf, und sie zeigte ihm den Weg zur Mühle. Sie hatte ihm aber nicht einmal ein neues Kleid gegeben, sondern er mußte sein altes lumpiges Kittelchen behalten, das ihm in den sieben Jahren überall zu kurz geworden war. Wie er nun heimkam, so waren die beiden anderen Müllerburschen auch wieder da; jeder hatte zwar sein Pferd mitgebracht, aber des einen seins war blind, des andern seins lahm. Sie fragten: „Hans, wo hast du dein Pferd?“ – „In drei Tagen wird's nachkommen.“ Da lachten sie und sagten: „Ja, du alberner Hans, das wird was Rechtes sein!“ Hans ging in die Stube, der Müller sagte aber, er solle nicht an den Tisch kommen, er wäre so zerrissen und zerlumpt, man müßte sich schämen, wenn jemand hereinkäme. Da gaben sie ihm ein bißchen Essen hinaus, und wie sie abends schlafen gingen, mußte er ins Gänseställchen kriechen und sich auf ein wenig hartes Stroh legen. Am Morgen, wie er aufwacht, sind schon die drei Tage herum, und es kommt eine Kutsche mit sechs herrlichen Pferden, und ein Bedienter brachte noch ein siebentes, das war für den armen Müllerbursch. Aus der Kutsche aber stieg eine prächtige Königstochter und ging in die Mühle hinein, und die Königstochter war das kleine bunte Kätzchen, dem der arme Hans sieben Jahre gedient hatte. Sie fragte den Müller, wo der jüngste Mahlbursch wäre? Da sagte der Müller: „Den können wir nicht in die Mühle nehmen, der ist so verrissen und liegt im Gänsestall.“ Da sagte die Königstochter, sie sollten ihn gleich holen. Also holten sie ihn heraus und er mußte sein Kittelchen zusammenpacken, um sich zu bedecken. Da schnallte der Bediente prächtige Kleider aus und mußte ihn waschen und anziehen, und wie er fertig war, konnte kein König schöner aussehen. Danach verlangte die Jungfrau die Pferde zu sehen, welche die anderen Mahlburschen mitgebracht hatten, eins war blind, das andere lahm. Da ließ sie den Bedienten das siebente Pferd bringen. Wie der Müller das sah, sprach er, so eins wäre ihm noch nicht auf den Hof gekommen. Die Königstochter aber sprach, da wäre das Pferd, er sollte seine Mühle auch behalten; und nimmt ihren treuen Hans und setzt ihn in die Kutsche und fährt mit ihm fort. Sie fahren zuerst nach dem kleinen Häuschen, das er mit dem silbernen Werkzeug gebaut hat, da ist es ein großes Schloß und ist alles darin von Silber und Gold; und da hat sie ihn geheiratet und war er reich, so reich, daß er für sein Lebtag genug hatte. Nach den Brüdern Grimm.

Der Wolf und die sieben jungen Geißlein



Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein, und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen, da rief sie alle sieben herbei und sprach: „Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem Wolf, wenn er hereinkommt, so frißt er euch alle mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn gleich erkennen.“ – Die Geißlein sagten: „Liebe Mutter, wir wollen uns schon in acht nehmen, Ihr könnt ohne Sorge fortgehen.“ Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg.

Sie war aber nicht lange fort, so klopfte jemand an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht.“ Aber die Geißerchen hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war, „wir machen nicht auf, du bist unsere Mutter nicht“, riefen sie, „die hat eine feine liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rauh; du bist der Wolf.“

Da ging der Wolf fort zu einem Krämer und kaufte sich ein großes Stück Kreide: die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht.“ Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote ins Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen: „Wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß wie du: du bist der Wolf.“ Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach: „Ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich mir Teig darüber.“ Und als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, so lief er zum Müller und sprach: „Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote.“ Der Müller dachte: der Wolf



will einen betrügen, und weigerte sich, aber der Wolf sprach: „Wenn du es nicht tust, so fresse ich dich." Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß. Ja, so sind die Menschen.

Nun ging der Bösewicht zum drittenmal zu der Haustüre, klopfte an und sprach: „Macht mir auf, Kinder, euer Mütterchen ist heimgekommen und hat jedem von euch etwas mitgebracht." Die Geißerchen riefen: „Zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen, daß du unser liebes Mütterchen bist." Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, daß sie weiß war, so glaubten sie, es wäre alles wahr, was er sagte, und machten die Türe auf.

Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschraken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und machte nicht langes Federlesen: eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhrkasten, das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gebüßt hatte, trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an zu schlafen.

Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach was mußte sie da erblicken! Die Haustüre stand sperrweit offen: Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgends waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich, als sie an das Jüngste kam, da rief eine feine Stimme: „Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten." Sie holte es heraus, und es erzählte ihr, daß der Wolf gekommen wäre und die andern alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken, wie sie über ihre armen Kinder geweint hat.

Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein ging mit. Als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum und schnarchte, daß die Äste zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten, und sah, daß in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte. „Ach Gott", dachte sie, „sollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinuntergewürgt hat, noch am Leben sein?" Da mußte das Geißlein nach Haus laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungetüm den Wanst auf, und kaum hatte sie einen Schnitt getan, so streckte schon ein Geißlein den Kopf heraus, und als sie weiter schnitt, so sprangen nacheinander alle sechse heraus, und waren noch alle am Leben, und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungetüm hatte sie in der Gier ganz hinuntergeschluckt. Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter und hüpften wie ein Schneider, der Hochzeit hält. Die Alte aber sagte: „Jetzt geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem gottlosen Tier den Bauch füllen, so lange es noch im Schlafe liegt." Da schleppten die sieben Geißerchen in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, soviel sie hineinbringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, daß er nichts merkte und sich nicht einmal regte.

Als der Wolf endlich ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine, und weil ihm die Steine im Magen so großen Durst erregten, so wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfing zu gehen, so stießen die Steine in seinem Bauch aneinander und rappelten. Da rief er:

„Was rumpelt und pumpelt
In meinem Bauch herum?
Ich meinte, es wären sechs Geißlein,
So sind's lauter Wackersteine."

Und als er an den Brunnen kam und sich über das Wasser bückte und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich ersaufen. Als die sieben Geißlein das sahen, da kamen sie herbeigelaufen, riefen laut: „Der Wolf ist tot! Der Wolf ist tot!" und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.

Brüder Grimm.

Die kluge Else

Es war ein Mann, der hatte eine Tochter, die hieß die kluge Else. Als sie nun erwachsen war, sprach der Vater: „Wir wollen sie heiraten lassen.“ – „Ja“, sagte die Mutter, „wenn nur einer käme, der sie haben wollte.“ Endlich kam von weither einer, der hieß Hans, und hielt um sie an, er machte aber die Bedingung, daß die kluge Else auch recht gescheit wäre. „Oh“, sprach der Vater, „die hat Zwirn im Kopf“, und die Mutter sagte: „Ach, die sieht den Wind auf der Gasse laufen und hört die Fliegen husten.“ „Ja“, sprach der Hans, „wenn sie nicht recht gescheit ist, so nehme ich sie nicht.“ Als sie nun zu Tisch saßen und gegessen hatten, sprach die Mutter: „Else, geh in den Keller und hol' Bier.“ Da nahm die kluge Else den Krug von der Wand, ging in den Keller und klappte unterwegs mit dem Deckel, damit ihr die Zeit ja nicht lange würde. Als sie unten war, holte sie ein Stühlchen und stellte es vors Faß, damit sie sich nicht zu bücken brauchte und ihrem Rücken etwa nicht wehe täte und unverhofften Schaden nähme. Dann stellte sie die Kanne vor sich und drehte den Hahn auf, und während der Zeit, daß das Bier hineinlief, wollte sie doch ihre Augen nicht müßig lassen, sah oben an die Wand herauf und erblickte nach vielem Hin- und Herschauen eine Kreuzhacke gerade über sich, welche die Maurer da aus Versehen hatten stecken lassen. Da fing die kluge Else an zu weinen und sprach: „Wenn ich den Hans kriege und wir kriegen ein Kind, und das ist groß, und wir schicken das Kind in den Keller, daß es hier soll Bier zapfen, so fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägt's tot.“ Da saß sie und weinte und schrie aus Leibeskräften über das bevorstehende Unglück.

Die oben warteten auf den Trank, aber die kluge Else kam immer nicht. Da sprach die Frau zur Magd: „Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else bleibt.“ Die Magd ging und fand sie vor dem Fasse sitzend und laut schreiend. „Else, was weinst du?“ fragte die Magd. – „Ach“, antwortete sie, „soll ich nicht weinen? Wenn ich den Hans kriege und wir kriegen ein Kind, und das ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm vielleicht die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägt es tot.“ Da sprach die Magd: „Was haben wir für eine kluge Else!“, setzte sich zu ihr und fing auch an, über das Unglück zu weinen.

Über eine Weile, als die Magd nicht wiederkam und die droben durstig nach dem Trank waren, sprach der Mann zum Knecht: „Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else und die Magd bleibt.“ Der Knecht ging hinab, da saß die kluge Else und die Magd und weinten beide zusammen. Da fragte er: „Was weint ihr denn?“ – „Ach“, sprach die Else, „soll ich nicht weinen? Wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind, und das ist



groß, und das soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägt's tot." Da sprach der Knecht: „Was haben wir für eine kluge Else!", setzte sich zu ihr und fing auch an laut zu heulen. Oben warteten sie auf den Knecht, als er aber immer nicht kam, sprach der Mann zur Frau: „Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else bleibt." Die Frau ging hinab und fand alle drei in Wehklagen und fragte nach der Ursache, da erzählte ihr die Else auch, daß ihr zukünftiges Kind wohl würde von der Kreuzhacke totgeschlagen werden, wenn es erst groß wäre und Bier zapfen sollte und die Kreuzhacke fiele herab. Da sprach die Mutter gleichfalls: „Ach, was haben wir für eine kluge Else!", setzte sich hin und weinte mit.



Der Mann oben wartete noch ein Weilchen, als aber seine Frau nicht wiederkam und sein Durst immer stärker ward, sprach er: „Ich muß nur selber in den Keller gehen und sehen, wo die Else bleibt." Als er aber in den Keller kam und alle da beieinandersaßen und weinten, und er die Ursache hörte, daß das Kind der Else schuld wäre, das sie vielleicht einmal zur Welt brächte und von der Kreuzhacke könnte totgeschlagen werden, wenn es gerade zur Zeit, wo sie herabfiele, darunter säße, Bier zu zapfen; da rief er: „Was für eine kluge Else!", setzte sich und weinte auch mit. Der Bräutigam blieb lange oben allein, da niemand wiederkommen wollte, dachte er: „Sie werden unten auf dich warten, du mußt auch hingehen und sehen, was sie vorhaben." Als er hinabkam, saßen da fünfe und schrien und jammerten ganz erbärmlich einer immer besser als der andere. „Was für ein Unglück ist denn geschehen?" fragte er. „Ach, lieber Hans", sprach die Else, „wenn wir einander heiraten und haben ein Kind, und es ist groß, und wir schicken's vielleicht hierher Trinken zu zapfen, da kann ihm ja die Kreuzhacke, die da oben ist stecken geblieben, wenn sie herabfallen sollte, den Kopf zerschlagen, daß es liegen bleibt; sollen wir da nicht weinen?" – „Nun", sprach Hans, „mehr Verstand ist für meinen Haushalt nicht nötig; weil du so eine kluge Else bist, so will ich dich haben", packte sie bei der Hand und nahm sie mit hinauf und hielt Hochzeit mit ihr.

Als sie den Hans eine Weile hatte, sprach er: „Frau, ich will ausgehen und arbeiten und uns Geld verdienen, geh du ins Feld und schneid' das Korn, daß wir Brot haben." – „Ja, mein lieber Hans, das will ich tun." Nachdem der Hans fort war, kochte sie sich einen guten Brei und nahm ihn mit ins Feld. Als sie vor den Acker kam, sprach sie zu sich selbst: „Was tu ich? Schneid ich ehr oder ess' ich ehr? Hei, ich will erst essen." Nun aß sie ihren Topf mit Brei aus und als sie dick satt war, sprach sie wieder: „Was tu ich? Schneid' ich ehr oder schlaf' ich ehr? Hei, ich will erst schlafen." Da legte sie sich ins Korn und schlief ein.

Der Hans war längst zu Hause, aber die Else wollte nicht kommen. Da sprach er: „Was hab' ich für eine kluge Else, die ist so fleißig, daß sie nicht einmal nach Hause kommt und ißt." Als sie aber immer noch ausblieb und es Abend ward, ging der Hans hinaus und wollte sehen, was sie geschnitten hätte, aber es war nichts geschnitten, sondern sie lag im Korn und schlief. Da eilte der Hans geschwind heim und holte ein Vogelgarn mit kleinen Schellen und hängte es um sie herum; und sie schlief noch immerfort. Dann lief er heim, schloß die Haustür zu und setzte sich auf seinen Stuhl und arbeitete. Endlich, als es schon ganz dunkel war, erwachte die kluge Else, und als sie aufstand, rappelte es um sie herum und die Schellen klingelten bei jedem Schritt, den sie tat. Da erschrak sie und ward irre, ob sie auch wirklich die kluge Else wäre und sprach: „Bin ich's oder bin ich's nicht?" Sie wußte aber nicht, was sie darauf antworten sollte und stand eine Zeitlang zweifelhaft, endlich dachte sie: „Ich will nach Hause gehen und fragen, ob ich's bin oder ob ich's nicht bin, die werden's ja wissen." Sie lief vor ihre Haustüre, aber die war verschlossen, da klopfte sie an das Fenster und rief: „Hans, ist die Else drinnen?" – „Ja", antwortete Hans, „sie ist drinnen." Da erschrak sie und sprach: „Ach Gott, dann bin ich's nicht", und ging vor eine andere Tür. Als aber die Leute das Klingeln der Schellen hörten, wollten sie nicht aufmachen, und sie konnte nirgends unterkommen. Da lief sie fort zum Dorf hinaus und niemand hat sie wieder gesehen.

Brüder Grimm.

Die Prinzessin auf der Erbse

Es war einmal ein Prinz, der wollte gern eine Prinzessin zur Frau haben, aber es sollte durchaus eine echte Prinzessin sein. Da reiste er durch die ganze Welt, um eine solche zu suchen; aber überall war etwas im Wege. Prinzessinnen gab es genug; aber ob es auch wirklich echte Prinzessinnen waren, dahinter konnte er nicht recht kommen; immer fand sich etwas, was nicht so recht richtig war. So kam er endlich wieder nach Hause und hatte keine gefunden und war ganz mißmutig, denn er wollte so gern eine echte Prinzessin haben.

Eines Abends aber wurde es ein furchtbares Wetter; es blitzte und donnerte, der Regen strömte unaufhörlich in dicken Güssen herunter; es war ganz schrecklich! Da klopfte es an das Stadttor, und der alte König ging selbst hinaus, um es zu öffnen.

Es war eine Prinzessin, die draußen vor dem Tore stand. Aber Gott bewahre, wie sah die von dem Regen und dem bösen Wetter aus! Das Wasser triefte ihr von den Haaren und den Kleidern herunter, in die Schnäbel der Schuhe lief es hinein, und bei den Fersen wieder heraus, und da sagte sie, daß sie eine echte Prinzessin wäre.

„Na, das wollen wir schon herauskriegen!" dachte die alte Königin, aber sie sagte kein Wort, sondern ging in die Schlafkammer, nahm alle Bettücher herunter und alle Federbetten heraus, und legte eine Erbse auf den Boden der Bettstelle. Darauf ließ sie sich zwanzig Matratzen bringen, legte sie auf die Erbse, und dann noch zwanzig Kissen voll der allerfeinsten Eiderdaunen oben auf die Matratzen drauf.

Da sollte die Prinzessin nun die Nacht verbringen.

Am Morgen fragte die Königin sie, wie sie geschlafen hätte.

„Ach, entsetzlich schlecht!" sagte die Prinzessin, „ich habe fast die ganze Nacht kein Auge zugetan. Gott weiß, was da im Bette war, ich habe auf etwas Hartem gelegen, so daß ich am ganzen Körper braun und blau bin. Es ist entsetzlich!"

Da konnte man nun wohl sehen, daß sie eine echte Prinzessin war, da sie durch die zwanzig Matratzen und die zwanzig Kissen von Eiderdaunen hindurch die Erbse gefühlt hatte. So feinfühlend kann nur eine echte Prinzessin sein!

Da nahm der Prinz sie also getrost zur Frau, denn nun wußte er ja, daß er eine echte Prinzessin bekommen hatte, aber die Erbse kam in die Königliche Kunstkammer, und da ist sie noch heute zu sehen, wenn nicht jemand sie weggenommen hat.

Nach Andersen.



Das tapfere Schneiderlein

An einem Sommermorgen saß ein Schneiderlein auf seinem Tisch am Fenster und nähte aus Leibeskräften. Da hörte er eine Bauersfrau auf der Straße ihr Mus ausrufen, und weil ihm das lieblich in die Ohren klang, so steckte er sein zartes Haupt zum Fenster hinaus und rief sie zu sich herauf. Die Frau stieg auch die drei Treppen zu ihm empor, und er besah ihre sämtlichen Mustöpfe der Reihe nach, roch daran und sagte endlich: „Wiege sie mir vier Lot ab, liebe Frau: es soll mir nicht darauf ankommen."



Die Frau wog es ihm ab und ging ärgerlich davon; er aber holte sein Brot aus dem Schrank, schnitt sich ein Stück über den ganzen Laib und strich das Mus darüber. „Das wird nicht bitter schmecken", sprach er dazu, „und soll mir Kraft und Stärke geben. Aber ehe ich anbeiße, muß ich das Wams noch fertig nähen."

Indessen versammelten sich, von dem süßen Geruche angelockt, die Fliegen in hellen Scharen auf dem Brot mit dem Mus; so oft aber das Schneiderlein sie fortjagte, so oft kehrten sie in immer größerer Gesellschaft zurück. Da lief ihm die Laus über die Leber, er schlug mit einem Lappen zu, und nicht weniger als sieben Fliegen streckten die Beine. „Bist du so ein Kerl", sprach das Schneiderlein und mußte seine eigene Tapferkeit bewundern, „das soll die ganze Welt erfahren." Damit schnitt er sich einen Gürtel zurecht und stickte mit großen Buchstaben darauf: siebene auf einen Streich! Dann machte er sich fertig, in die Welt hinauszuziehen, denn er meinte, seine Werkstatt sei zu klein für seine Tapferkeit. Zuvor aber suchte er im Haus herum, was er mitnehmen könnte; doch fand er nichts als einen alten Handkäs, den steckte er ein, und als er draußen vor dem Tore einen Vogel bemerkte, der sich im Gesträuch verfangen hatte, da mußte er zu dem Handkäs in die Tasche.

Er war schon weit marschiert, als er auf der Höhe eines Berges einem gewaltigen Riesen begegnete, der ganz gemächlich da oben saß und sich umschaute. „Guten Tag, Kamerad", sagte das Schneiderlein, „schaust du dir die weite Welt an? Ich bin eben auf dem Wege dorthin und will mich versuchen. Hast du Lust mitzugehen?" Der Riese aber sah ihn verächtlich an und sagte nur: „Du Lump, du miserabler Kerl." – „Halt an dich", sagte das Schneiderlein, „und lies erst hier auf meinem Gürtel, was ich für einer bin." Der Riese las: „Siebene auf einen Streich", und kriegte nun doch ein wenig Respekt vor dem kleinen Kerl. Dann nahm er einen Stein in die Hand und drückte ihn zusammen, daß die Wassertropfen herausquollen. „Mach mir das nach", sprach er dazu, „wenn du wirklich so stark bist." – „Weiter nichts?" fragte das Schneiderlein, „das ist bei unsereinem nur Spielwerk." Damit holte er seinen Handkäs hervor und drückte ihn, daß der Saft heraussprang. Der Riese wußte nicht, was er dazu sagen sollte; darum hob er einen andern Stein auf und warf ihn so hoch in die Luft, daß er kaum noch zu sehen war. „Nun, du Erpelmännchen", sprach er dazu, „mach es mir nach." – „Gut geworfen", sagte das Schneiderlein, „aber jetzt werfe ich dir einen, der soll gar nicht wiederkommen", griff in die Tasche und warf den Vogel in die Luft, und der Vogel flog auf und kam nicht wieder. „Wie gefällt dir das Stückchen, Kamerad?" fragte der Schneider. „Werfen, das kannst du wohl", sprach der Riese, „aber laß uns nun sehen, ob du auch etwas Ordentliches tragen kannst." Damit führte er ihn zu einem mächtigen Eichbaum, der da gefällt auf dem Boden lag, und sagte: „Wenn du stark genug bist, so hilf mir den Baum aus dem Walde heraustragen." – „Gern", antwortete das Schneiderlein, „du kannst ruhig den Stamm nehmen, und ich will die Krone tragen, die ist doch das Schwerste." Da nahm der Riese den Stamm auf die Schulter, das Schneiderlein aber schwang sich in die Krone auf einen Ast, und da der Riese sich nicht umsehen konnte, so mußte er den ganzen Baum und den Schneider noch obendrein tragen. Endlich aber konnte er doch nicht mehr weiter und mußte den Baum fallen lassen. Das Schneiderlein aber hüpfte behende herab, faßte den Baum geschwind noch mit beiden Händen, als wenn es ihn getragen hätte, und sprach zu dem Riesen: „Pah, du bist ein so großer Kerl und kannst nicht einmal den Baum tragen." – „Wenn deine Tapferkeit so groß ist

wie dein Mundwerk", antwortete der Riese, „dann komm doch mit in unsere Höhle und übernachte bei uns." Das Schneiderlein war dazu bereit und folgte ihm in die Höhle. Dort saßen noch andere Riesen am Feuer, und ein jeder von ihnen hatte ein gebratenes Schaf in der Hand und biß davon ab. Das Schneiderlein fürchtete sich aber nicht; nur als ihm der Riese das Bett zeigte, in welchem er schlafen sollte, da legte er sich nicht hinein, sondern verkroch sich lieber in einer Ecke. Mitten in der Nacht stand der Riese auf, nahm eine große Eisenstange und schlug das Bett mit einem Schlage mitten durch, und weil er meinte, er hätte dem Grashüpferlein nun den Garaus gemacht, so legte er sich wieder hin und schlief weiter. Da machte sich das Schneiderlein leise fort und zog davon, immer seiner spitzen Nase nach, bis es am anderen Abend in den Hof eines Königsschlosses gekommen war. Dort legte es sich ins Gras, und weil es sehr müde war, so schlief es alsbald ein. Inzwischen kamen die Leute herbei, um es von allen Seiten zu betrachten, und als sie die Inschrift auf seinem Gürtel lasen, da meinten sie, er müsse wohl ein großer Kriegesheld sein und gingen hin, es dem König zu melden. Da schickte der König einen von seinen Hofleuten zu ihm hinaus und ließ ihn fragen, ob er nicht Lust hätte, als Kriegsmann in seine Dienste zu treten, denn er meinte, daß er sich einen so gewaltigen Helden nicht sollte entgehen lassen. „Eben deshalb bin ich hergekommen", antwortete das Schneiderlein, und nun ward er ehrenvoll an des Königs Hof aufgenommen.

Die anderen Kriegsleute des Königs aber wünschten alsbald, das Schneiderlein wäre tausend Meilen weit fort. „Wenn der zuhaut", so sprachen sie untereinander, „so fallen gleich siebene auf einen Streich. Da kann unsereiner nicht bestehen." Darum begaben sie sich allesamt zum König und baten um ihren Abschied. Da ward der König sehr betrübt, daß er um des einen willen alle seine treuen Diener verlieren sollte, aber er getraute sich doch nicht, dem Schneiderlein den Abschied zu geben, denn er fürchtete, es möchte ihn mitsamt seinem Volke totschlagen und sich dann auf seinen Thron setzen. Endlich aber fand er einen Rat. Er schickte zu dem Schneiderlein und ließ ihm sagen, daß er ihm seine einzige Tochter zur Gemahlin geben wollte und das halbe Königreich als Aussteuer dazu; er müßte aber zuvor die zwei fürchterlichen Riesen überwältigen, die in einem großen Walde seines Landes hausten und mit Rauben und Morden gewaltigen Schaden stifteten. Es sollten hundert Reiter mit ihm ziehen und ihm Beistand leisten. „Recht gerne", gab das Schneiderlein zur Antwort, „die Riesen will ich schon bändigen. Wer siebene auf einen Streich trifft, der braucht sich vor zweien nicht zu fürchten."

Das Schneiderlein zog aus und die hundert Reiter folgten ihm. Am Rande des Waldes aber hieß er sie auf ihn warten; er wollte schon allein mit den Riesen fertig werden. Damit sprang er in den Wald hinein und erblickte auch bald die beiden Riesen, wie sie unter einem Baume lagen und schliefen. Da las er sich die Taschen voll Steine und kletterte damit auf den Baum, und als er gerade mitten über ihnen zu sitzen gekommen war, da ließ er dem einen Riesen einen Stein nach dem anderen auf die Brust fallen. Der Riese spürte lange nichts, aber zuletzt wachte er doch auf und stieß seinen Gesellen in die Rippen und sprach: „Was schlägst du mich?" – „Du träumst", sagte der andere, „ich schlage dich nicht." Damit legten sie sich wieder zum Schlafe nieder, und der Schneider warf einen Stein auf den zweiten herab. „Was soll das", schrie der andere, „warum wirfst du mich?" – „Ich werfe dich nicht", brummte der erste und die Augen fielen ihnen abermals zu. Da suchte sich das Schneiderlein den allerdicksten Stein heraus und warf ihn dem ersten Riesen mit aller Gewalt auf die Brust. „Das ist zu arg", schrie er und sprang auf und packte seinen Gesellen und stieß ihn gegen den Baum, daß er zu wanken begann. Weil ihm aber der andere nichts schuldig bleiben wollte, so gerieten sie zuletzt in solche Wut, daß sie Bäume ausrissen und damit aufeinander losschlugen, bis sie zu gleicher Zeit tot zu Boden stürzten. Da sprang das Schneiderlein herab und zog sein Schwert und versetzte jedem ein paar tüchtige Hiebe in die Brust. Dann ging es hinaus zu den Reitern und sprach: „Es ist hart hergegangen, sie haben Bäume ausgerissen und sich damit gewehrt. Aber das hilft alles nichts, wenn einer kommt wie ich, der siebene auf einen Streich erschlägt." Die Reiter wollten ihm keinen Glauben schenken, aber als sie in den Wald kamen, da fanden sie die Riesen tot in ihrem Blute schwimmen und ringsumher lagen die ausgerissenen Bäume.



Den König aber reute sein Versprechen. „Ehe du meine Tochter und das halbe Reich erhältst", sprach er darum, „mußt du noch eine Heldentat vollbringen. Es läuft ein Einhorn in dem Walde, das großen Schaden anrichtet. Das mußt du erst noch einfangen." – „Vor einem Einhorn fürchte ich mich noch weniger als vor zwei Riesen", sprach das Schneiderlein, nahm sich einen Strick und eine Axt und ging damit in den Wald. Es brauchte nicht lange zu suchen, denn das Einhorn kam alsbald dahergerannt, um ihn aufzuspießen. „Sachte, sachte", sprach das Schneiderlein, und wartete vor einem Baume, bis das Einhorn ganz nahe herangestürmt war. Dann sprang es behendiglich hinter den Stamm. Das Einhorn aber rannte sein Horn so fest in den Baum, daß es nicht Kraft genug hatte, es wieder herauszuziehen. „Jetzt habe ich das Vöglein", sprach der Schneider, legte dem Einhorn den Strick um den Hals, dann hieb er mit der Axt das Horn aus dem Baum und führte das Tier zum König.



Der König aber stellte eine dritte Forderung. Das Schneiderlein sollte ihm vor der Hochzeit erst noch ein Wildschwein fangen, das großen Schaden tat. „Recht gerne", sprach das Schneiderlein, „das ist ein Kinderspiel für unsereinen", und machte sich auf den Weg. Die Jäger aber, die ihm der König abermals zum Beistand mitgeben wollte, ließ er vor dem Walde warten. Als das wilde Schwein den Schneider erblickte, rannte es mit wetzenden Zähnen auf ihn zu. Der flüchtige Held aber sprang in eine Kapelle, die da im Walde stand und in einem Satze gleich oben zum Fenster wieder hinaus. Das Schwein war hinter ihm hergelaufen; er aber hüpfte außen herum und schlug die Tür hinter ihm zu. Da war das wütende Tier gefangen, denn es war viel zu schwer, um zu dem Fenster hinauszuspringen. Das Schneiderlein aber begab sich zum König und der mußte ihm nun endlich seine Tochter zur Frau geben und das halbe Königreich obendrein. Und die Hochzeit ward mit großer Pracht und kleiner Freude gehalten, und aus einem Schneider ein König gemacht.

Nach einiger Zeit aber hörte die junge Königin in der Nacht, wie ihr Gemahl im Traume sprach: „Junge, näh mir das Wams und flick mir die Hosen oder ich will dir die Elle um die Ohren schlagen." Da merkte sie, in welcher Gasse der junge Herr geboren war und klagte am anderen Morgen ihrem Vater ihr Leid und bat ihn, er möchte ihr von einem Manne helfen, der nichts anderes als ein Schneider sei. „Laß in der nächsten Nacht seine Schlafkammer offen", antwortete der König, „wenn er schläft, sollen meine Diener ihn binden und ihn auf ein Schiff tragen, das ihn in die weite Welt führt." Die Königstochter war damit zufrieden, des Königs Waffenträger aber, welcher dem jungen Herrn gewogen war, hatte alles mit angehört und hinterbrachte ihm den ganzen Anschlag. „Dem Ding will ich einen Riegel vorschieben", sprach das Schneiderlein. Abends legte er sich zur gewöhnlichen Zeit zu Bett, aber er stellte sich nur, als wenn er schliefe, und als die junge Frau den Riegel vor der Türe geöffnet hatte, da fing er an mit heller Stimme zu rufen: „Junge, näh mir das Wams und flicke mir die Hosen, oder ich will dir die Elle über die Ohren schlagen. Ich habe sie-

bene mit einem Streich getroffen, zwei Riesen getötet, ein Einhorn fortgeführt und ein Wildschwein gefangen, und sollte mich vor denen fürchten, die da draußen vor der Kammer stehen!" Als diese den Schneider also rufen hörten, da überkam sie eine große Furcht, als wenn das wilde Heer hinter ihnen her wäre, und keiner wollte sich mehr an ihn wagen. Also war und blieb das Schneiderlein seiner Lebtage ein König.

Nach den Brüdern Grimm.

Die sieben Schwaben

Einmal waren sieben Schwaben zusammen, der erste war der Herr Schulz, der zweite der Jackli, der dritte der Marli, der vierte der Jergli, der fünfte der Michal, der sechste der Hans, der siebente der Veitli; die hatten alle sieben sich vorgenommen die Welt zu durchziehen und große Taten zu vollbringen. Damit sie aber auch sicher gingen, sahen sie's für gut an, daß sie sich zwar nur einen einzigen, aber recht starken und langen Spieß machen ließen. Diesen Spieß faßten sie alle sieben zusammen an. Vorn ging der kühnste und männlichste, das mußte der Herr Schulz sein und dann folgten die andern nach der Reihe und Veitli war der letzte.

Nun geschah es, als sie eines Tages einen weiten Weg gegangen waren, daß in der Dämmerung auf einer Wiese ein großer Roßkäfer oder eine Hornisse nicht weit von ihnen hinter einer Staude vorbeiflog und feindlich brummelte. Der Herr Schulz erschrak, daß ihm der Angstschweiß am ganzen Leibe ausbrach. „Horcht, horcht", rief er seinen Gesellen, „Gott, ich höre eine Trommel!" Der Jackli, der hinter ihm den Spieß hielt und dem, ich weiß nicht was für ein Geruch in die Nase kam, sprach: „Etwas ist ohne Zweifel vorhanden, denn ich schmeck das Pulver und den Zündstrick." Bei diesen Worten hub der Herr Schulz an die Flucht zu ergreifen und sprang im Hui über einen Zaun; weil er aber gerade auf die Zinken eines Rechens sprang, der vom Heumachen da liegengeblieben war, so fuhr ihm der Stiel ins Gesicht und gab ihm einen ungewaschenen Schlag. „O wei, o wei", schrie der Herr Schulz, „nimm mich gefangen, ich ergeb' mich, ich ergeb' mich!" Die andern sechs hüpften auch alle einer über den andern herzu und schrien: „Gibst du dich, so geb ich mich auch, gibst du dich, so geb ich mich auch." Endlich, wie kein Feind da war, der sie binden und fortführen wollte, merkten sie, daß sie betrogen waren; und damit die Geschichte nicht unter die Leute käme, verschwuren sie sich untereinander davon stillzuschweigen.

Hierauf zogen sie weiter. Nach etlichen Tagen trug sie ihr Weg durch ein Brachfeld, da saß ein Hase in der Sonne und schlief, streckte die Ohren in die Höhe und hatte die großen gläsernen Augen starr aufstehen. Da erschraken sie beim Anblick des grausamen und wilden Tieres insgesamt und hielten Rat, was zu tun wäre. Denn so sie fliehen wollten, war zu besorgen, das Ungeheuer setzte ihnen nach und verschlänge sie alle mit Haut und Haar. Also sprachen sie: „Wir müssen einen großen und gefährlichen Kampf bestehen, frisch gewagt ist halb gewonnen!" Faßten alle sieben den Spieß an, der Herr Schulz vorn und der Veitli hinten. Der Herr Schulz wollte den Spieß noch immer anhalten, der Veitli aber war hinten ganz mutig geworden, wollte losbrechen und rief:

„Stoß zu in aller Schwabe Name,
Sonst wünsch i, daß ihr möcht erlahme."

Aber der Hans wußte ihn zu treffen und sprach:

„Beim Element, du hascht gut schwätze,
Bischt stets der letscht beim Drachehetze."

Der Michal rief:

„Es wird nit fehle um ei Haar,
So ischt es wohl der Teufel gar."

Darauf kam an den Jergli die Reihe, der sprach:

„Ischt er es nit, so ischts sei Muter
Oder des Teufels Stiefbruder."

Der Marli hatte da einen guten Gedanken und sagte zu Veitli:

„Gang, Veitli, gang, gang du voran,
I will dahinte vor dir stahn."

Der Veitli hörte aber nicht drauf und der Jackli sagte:

„Der Schulz, der muß der erschte sei,
Denn ihm gebührt die Ehr' allei."

Da nahm sich der Herr Schulz ein Herz und sprach:

„So zieht denn herzhaft in den Streit,
Hieran erkannt man tapfre Leut."

Da gingen sie insgesamt auf den Drachen los. Der Herr Schulz segnete sich und rief Gott um Beistand an. Wie aber das alles nicht helfen wollte und er dem Feind immer näher kam, schrie er in großer Angst: „Hau! hurlehau!" Davon erwachte der Has, erschrak und sprang eilig davon. Als ihn der Herr Schulz so feldflüchtig sah, da rief er voll Freude:

„Potz, Veitli, lueg, was ischt das?
Das Ungehüer ischt a Has."

Der Schwabenbund suchte aber weiter Abenteuer und kam



an die Mosel, ein stilles und tiefes Wasser, darüber man sich muß in Schiffen überfahren lassen. Weil die sieben Schwaben dessen unberichtet waren, riefen sie einem Mann, der jenseits des Wassers seine Arbeit vollbrachte, zu, wie man doch hinüberkommen könnte. Der Mann verstand nicht, was sie wollten und fragte: „Wat? wat?" Da meinte der Herr Schulz, er spräche nicht anders als: „Wate, wate durch das Wasser", und weil er der vorderste war, hub er an, sich auf den Weg zu machen und in die Mosel hineinzugehen. Nicht lange, so versank er in dem Schlamm und in den antreibenden tiefen Wellen. Seinen Hut aber jagte der Wind hinüber an das jenseitige Ufer und ein Frosch setzte sich dabei und quakte: „Wat, wat, wat!" Die sechs anderen Schwaben hörten das drüben und sprachen: „Unser Gesell, der Herr Schulz, ruft uns; kann er hinüberwaten, warum wir nicht auch?"

Darum sprangen sie eilig alle zusammen in das Wasser und ertranken, also, daß ein Frosch ihrer sechse ums Leben brachte und niemand von dem Schwabenbund wieder nach Hause gekommen ist.

Nach den Brüdern Grimm.

Die Bremer Stadtmusikanten

Es hatte ein Mann einen Esel, der schon lange Jahre die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen hatte, doch gingen seine Kräfte nun zu Ende. Da dachte der Herr daran, ihn aus dem Futter zu schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen: dort wollte er Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen gegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen hat. „Nun, was jappst du so, Packan?" fragte der Esel. – „Ach", sagte der Hund, „weil ich alt bin und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen totschlagen, da hab' ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?" – „Weißt du was", sprach der Esel, „geh mit nach Bremen und laß dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute und du schlägst die Pauke." Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze an dem Weg und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?" sprach der Esel. – „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht", antwortete die Katze, „weil meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter

dem Ofen sitze als nach Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber wo soll ich nun hin?" – „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden." Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei an einem Hof vorbei, da saß auf dem Tor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein", sprach der Esel, „was hast du vor?" – „Da hab' ich gut Wetter prophezeit", sprach der Hahn, „weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Hemdchen gewaschen hat; aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen. Nun schrei ich aus vollem Hals, solang ich noch kann." – „Ei was, du Rotkopf", sagte der Esel, „zieh lieber mit uns nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle viere zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen abends in einen Wald. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich in die Äste, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da deuchte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht." Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch dran täten ihm auch gut. Also machten sie sich auf den Weg nach dem Licht, und sahen es bald heller schimmern, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Einen gedeckten Tisch", antwortete der Esel, „mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen sich's wohl sein." – „Das wäre was für uns", sprach der Hahn. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber hinauszujagen, und fanden endlich ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an, ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders als ein Gespenst käme herein und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Türe, die Katze auf den Herd bei der warmen Asche und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken: und weil sie müde waren, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Hause brannte, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns sollen doch nicht ins Bockshorn jagen lassen", und ließ einen hingehen und das Haus untersuchen. Der fand alles still, ging in die Küche ein Licht anzünden, und weil er die glühenden Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er ein Schwefelhölzchen daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß und sprang ihm ins Gesicht. Da erschrak er gewaltig und wollte zur Haustür hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Mist vorbeirannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt, rief vom Balkon herab: „Kikeriki!" Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Haus sitzt eine greuliche Hexe, die hat mir mit ihren langen Fingern das Gesicht zerkratzt; und vor der Tür steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen; und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dach, da sitzt der Richter, der rief: ‚Bringt



mir den Schelm her.' Da machte ich, daß ich fortkam." Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus, den vier Bremer Stadtmusikanten gefiels aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

Nach den Brüdern Grimm.

Schneeweißchen und Rosenrot

Eine arme Witwe lebte einsam in einem Hüttchen, und vor dem Hüttchen war ein Garten, darin standen zwei Rosenbäumchen; das eine trug weiße und das andere trug rote Rosen; und sie hatte zwei Kinder, die glichen den Rosenbäumchen, und das eine hieß Schneeweißchen und das andere hieß Rosenrot. Sie waren so fromm und gut, so arbeitsam und unverdrossen, als jemals Kinder auf der Welt gewesen sind: Schneeweißchen war nur stiller und sanfter als Rosenrot. Rosenrot sprang lieber in den Wiesen und Feldern umher, suchte Blumen und fing Sommervögel. Schneeweißchen aber saß daheim bei der Mutter, half ihr im Hauswesen oder las ihr vor, wenn nichts zu tun war. Die beiden Kinder hatten einander so lieb, daß sie sich immer an den Händen faßten, so oft sie zusammen ausgingen; und wenn Schneeweißchen sagte: „Wir wollen uns nicht verlassen", so antwortete Rosenrot: „Solange wir leben, nicht", und die Mutter setzte hinzu: „Was das eine hat, soll's mit dem andern teilen."

Oft liefen sie im Walde allein umher und sammelten Beeren, aber kein Tier tat ihnen etwas zuleide, sondern sie kamen vertraulich herbei: das Häschen fraß ein Kohlblatt aus ihren Händen, das Reh graste an ihrer Seite, der Hirsch sprang ganz lustig vorbei, und die Vögel blieben auf den Ästen sitzen und sangen, was sie nur wußten. Wenn sie sich aber im Walde einmal verspätet hatten, so legten sie sich nebeneinander auf das Moos und schliefen, bis der Morgen kam, und die Mutter wußte das und hatte ihretwegen keine Sorge.

Schneeweißchen und Rosenrot hielten das Hüttchen der Mutter so reinlich, daß es eine Freude war, hineinzuschauen. Im Sommer besorgte Rosenrot das Haus und stellte der Mutter, ehe sie aufwachte, jeden Morgen einen Blumenstrauß vors Bett, darin war von jedem Bäumchen eine Rose. Im Winter zündete Schneeweißchen das Feuer an und hing den Kessel an den Feuerhaken. Abends, wenn die Flocken fielen, sagte die Mutter: „Geh, Schneeweißchen, schiebe den Riegel vor, und du, Rosenrot, hänge den Kessel über das Feuer", und dann setzten sie sich an den Herd, und die Mutter





nahm die Brille und las aus einem großen Buche vor, und die beiden Mädchen hörten zu und spannen Flachs; neben ihnen lag ein Lämmchen auf dem Boden, und hinter ihnen auf einer Stange saß ein weißes Täubchen.

Eines Abends im tiefen Winter, als sie so vertraulich beisammensaßen, klopfte jemand an die Tür, als wollte er eingelassen sein. „Geschwind, Rosenrot, mach auf", sprach die Mutter: „es wird ein Wanderer sein, der Obdach sucht." Rosenrot ging hin und schob den Riegel weg, da war ein Bär draußen, der streckte seinen dicken schwarzen Kopf zur Tür herein. Rosenrot schrie laut und sprang zurück; das Lämmchen blökte, das Täubchen flatterte und Schneeweißchen versteckte sich hinter der Mutter Bett. Der Bär aber fing an zu sprechen und sagte: „Fürchtet euch nicht, ich tue euch nichts zuleid, ich bin halb erfroren und will mir nur den Pelz ein wenig bei euch wärmen." – „Du armer Bär", sprach die Mutter, „leg dich ans Feuer und gib nur acht, daß dir dein Pelz nicht anbrennt." Da kamen auch Schneeweißchen und Rosenrot wieder heran, und der Bär sprach zu ihnen: „Ihr Kinder, klopft mir doch den Schnee ein wenig aus dem Pelzwerk", und sie holten den Besen und kehrten ihm das Fell rein. Er aber streckte sich ans Feuer und brummte ganz behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertraut mit ihm, sie zausten ihm das Fell, setzten ihre Füßchen auf seinen Rücken und walgerten ihn hin und her. Der Bär aber ließ sichs gerne gefallen, nur wenn sie es gar zu arg machten, rief er: „Laßt mich am Leben. ihr Kinder:

Schneeweißchen, Rosenrot,
Schlägst dir den Freier tot."

Als Schlafenszeit war, sagte die Mutter zu dem Bären: „Du kannst in Gottes Namen da am Herd liegenbleiben, so bist du vor dem bösen Wetter geschützt." Sobald der Tag graute, ließen ihn die beiden Kinder hinaus, und er trabte über den Schnee in den Wald hinein. Von nun an kam der Bär jeden Abend zur bestimmten Zeit, legte sich an den Herd und erlaubte den Kindern Kurzweil mit ihm zu treiben, soviel sie wollten.

Als aber das Frühjahr herangekommen war, sagte der Bär eines Morgens zu Schneeweißchen: „Nun darf ich den ganzen Sommer nicht wiederkommen." – „Wo gehst du denn hin, lieber Bär?" fragte Schneeweißchen. „Ich muß in den Wald", sagte er, „und meine Schätze vor den bösen Zwergen hüten. Im Winter, wenn die Erde hart gefroren ist, müssen sie wohl unten bleiben und können sich nicht durcharbeiten; aber im Sommer, da brechen sie durch und steigen herauf und suchen und stehlen, und was sie einmal in ihre Höhlen verschleppt haben, das kommt nie wieder an des Tages Licht." Schneeweißchen war ganz traurig über den Abschied; als es ihm aber die Tür aufriegelte und der Bär sich hinausdrängte, da blieb er an dem Türhaken hängen, und ein Stück von seinem Fell riß auf, und da war es Schneeweißchen, als hätte es Gold durchschimmern sehen; aber es war seiner Sache doch nicht ganz gewiß.

Nach einiger Zeit schickte die Mutter die Kinder in den

Wald, Reisig zu sammeln. Da fanden sie draußen einen gefällten Baum auf dem Boden liegen und an dem Stamme sprang zwischen dem Gras etwas auf und ab. Als sie näher kamen, sahen sie, daß es ein Zwerg war, mit einem alten verwelkten Gesicht und einem ellenlangen Bart. Das Ende des Bartes war in einen Spalt des Baumes eingeklemmt, und der Kleine sprang hin und her und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. „Was steht ihr da", schrie er, „ihr dummen Dinger, könnt ihr mir nicht Beistand leisten?" – „Was hast du denn angefangen, kleines Männchen?", fragte Rosenrot. „Neugierige Gans", zankte der Zwerg, „den Baum habe ich spalten wollen, weil ich kleines Holz in der Küche brauche, da hat mir der verwünschte Keil den Bart eingeklemmt, und nun kann ich nicht fort. Lacht nicht, ihr albernen Milchgesichter!"

Die Kinder gaben sich alle Mühe, aber sie konnten den Bart nicht herausziehen, er steckte zu fest. „Ich will laufen und Leute herbeiholen", sagte Rosenrot. „Fällt euch nichts Besseres ein", schnarrte der Zwerg, „ihr seid mir schon um zwei zu viel." – „Sei nur nicht ungeduldig", sagte Schneeweißchen, „ich will schon Rat schaffen", holte sein Scherchen aus der Tasche und schnitt das Ende des Bartes ab. Der Zwerg griff nach einem Sack voll Gold, der zwischen den Wurzeln des Baumes steckte, schwang ihn auf den Rücken, brummte ein „Ungehobeltes Volk!" und „Lohn's euch der Kuckuck!" und war im Walde verschwunden.

Nicht lange danach wollten die beiden Mädchen ein Gericht Fische angeln. Als sie an den Bach kamen, sahen sie etwas wie eine große Heuschrecke nach dem Wasser zu hüpfen, als wollte es hineinspringen, und erkannten, daß es der Zwerg war. „Du willst doch nicht ins Wasser?" sagte Rosenrot. „Solch ein Narr bin ich nicht", schrie der Zwerg, „seht ihr denn nicht, daß der verwünschte Fisch mich hineinziehen will!" Der Kleine hatte dagesessen und geangelt, und der Wind hatte seinen Bart mit der Angelschnur verflochten. Als gleich darauf ein großer Fisch anbiß, fehlten ihm die Kräfte, ihn herauszuziehen, und der Fisch behielt die Oberhand und riß den Zwerg zu sich her. Zwar hielt er sich an allen Halmen und Binsen, aber das half nicht viel und er rutschte immer näher an das Wasser hin. Die Mädchen konnten ihn gerade noch an seinem Röcklein festhalten, und dann blieb abermals nichts übrig, als das Scherchen hervorzuholen und ein Stück von dem Bart abzuschneiden. „Ist das ein Anstand, ihr Lorche", schrie der Zwerg, „einem das Gesicht zu schänden? Ich darf mich ja vor den Meinigen gar nicht mehr sehen lassen. Daß ihr laufen müßtet und die Schuhsohlen verloren hättet!" Dann holte er einen Sack Perlen, der im Schilfe lag, und ohne ein Wort des Dankes verschwand er damit hinter einem Stein.

Es trug sich zu, daß bald hernach die Mutter die beiden Mädchen in die Stadt schickte, um einzukaufen. Unterwegs kamen sie über eine Heide, und dort sahen sie einen großen Vogel in der Luft schweben, der sich immer tiefer herabsenkte, bis er endlich unweit von einem Felsen niederstieß. Gleich darauf hörten sie einen schrillen Weheruf, und als sie herzuliefen, sahen sie, daß der Vogel ihren alten Bekannten, den Zwerg, gepackt hatte und ihn eben forttragen wollte. Sie hielten gleich das Männchen fest und zerrten sich so lange mit dem Adler herum, bis er seine Beute fahren ließ. „Konntet ihr nicht säuberlicher mit mir umgehen?" keifte der Zwerg, als er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, „reißt mir an meinem Röckchen, daß es überall zerfetzt und durchlöchert ist, grobes und täppisches Gesindel, das ihr seid!" Dann nahm er einen Sack mit Edelsteinen und schlüpfte damit unter den Felsen in seine Höhle.

Die Mädchen waren an seinen Undank schon gewöhnt und setzten ihren Weg in die Stadt fort.

Als sie auf dem Heimweg wieder in die Heide kamen, überraschten sie den Zwerg, der auf einem reinlichen Plätzchen seinen Sack mit Edelsteinen ausgeschüttet und nicht gedacht hatte, daß so spät noch jemand daherkommen würde. Die Abendsonne schien über die glänzenden Steine und sie erschimmerten so prächtig, daß die Kinder stehen blieben, um sie zu betrachten. „Was steht ihr da und habt Maulaffen feil?" schrie der Zwerg und ward zinnoberrot im Gesicht vor Zorn. Er wollte mit seinen Scheltworten fortfahren, als sich ein lautes Brummen hören ließ und ein schwarzer Bär aus dem Walde herbeitrabte. Erschrocken sprang der Zwerg auf, aber er konnte nicht mehr zu seinem Schlupfwinkel gelangen. Da rief er in seiner Herzensangst: „Lieber Herr Bär, schenkt mir das Leben, ich will euch alle meine Schätze dafür geben. Was habt ihr an mir kleinem schmächtigen Kerl? Ihr spürt mich nicht zwischen den Zähnen; aber hier, die beiden gottlosen Mädchen packt, das sind für euch ein paar zarte Bissen, fett wie junge Wachteln, die freßt in Gottes Namen." Aber der Bär kümmerte sich um seine Worte nicht, sondern gab dem boshaften Geschöpf einen einzigen Schlag mit der Tatze, und es regte sich nicht mehr.

Die Mädchen waren fortgesprungen, aber der Bär rief ihnen nach: „Schneeweißchen und Rosenrot, fürchtet euch nicht vor mir." Da erkannten sie seine Stimme und zugleich fiel dem Bären die Bärenhaut ab und er stand da als ein schöner Mann, und war ganz in Gold gekleidet. „Ich bin eines Königs Sohn", sprach er, „und war von dem bösen Zwerg, der mir meine Schätze gestohlen hatte, verwünscht, als ein wilder Bär im Walde zu laufen, bis ich durch seinen Tod erlöst würde. Jetzt hat er seine wohlverdiente Strafe empfangen."

Schneeweißchen ward mit ihm vermählt und Rosenrot mit seinem Bruder, und sie teilten die Schätze miteinander, die der Zwerg in seiner Höhle zusammengetragen hatte. Die alte Mutter lebte noch lange Jahre ruhig und glücklich mit ihren Kindern. Die zwei Rosenbäumchen aber nahm sie mit, sie standen vor ihrem Fenster und trugen jedes Jahr die schönsten Blüten, weiß und rot.

Nach den Brüdern Grimm.

Tischlein deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack

Vorzeiten war ein Schneider, der hatte drei Söhne und eine einzige Ziege, die sie alle zusammen mit ihrer Milch ernährte. Einmal brachte sie der Älteste auf den Kirchhof, wo die schönsten Kräuter standen, und ließ sie da fressen nach Herzenslust, bis der Abend gekommen war. Dann fragte er sie: „Ziege, bist du satt?" und sie antwortete:

Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt, meh, meh.

Da führte sie der Junge heim in den Stall, und als der Vater ihn fragte, ob sie auch ihr gehöriges Futter gehabt hatte, antwortete er: „Oh, die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der Vater ging aber doch lieber noch einmal selber hinunter in den Stall, streichelte das liebe Tier und fragte: „Ziege, bist du auch satt?" Da antwortete sie:

Wovon sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein
Und fand kein einzig Blättelein, meh, meh.

Da lief der Schneider voller Zorn hinauf zu seinem Sohn und sprach: „Ei du Lügner, sagst die Ziege wäre satt und hast sie hungern lassen?" und nahm die Elle von der Wand und jagte ihn mit Schlägen zum Hause hinaus.
Am andern Tag führte der zweite Sohn die Ziege an die Gartenhecke, wo lauter gute Kräuter standen, und die Ziege fraß sie rein ab. „Ziege, bist du satt?" fragte er sie am Abend, und sie antwortete:

Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt, meh, meh.

„Nun", sagte der alte Schneider, als sie heimkamen, „hat die Ziege auch ihr gehöriges Futter?" – „Oh", antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt." Als der Schneider aber in den Stall hinabkam, um sie selbst zu befragen, da antwortete sie ihm abermals:

Wovon sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein
Und fand kein einzig Blättelein,
Meh, meh.

„Der gottlose Bösewicht", schrie der Schneider, „so ein frommes Tier hungern zu lassen!" lief hinauf und prügelte auch seinen zweiten Sohn mit der Elle zum Hause hinaus.
Es sollte aber auch dem dritten nicht besser gehen. Er suchte Buschwerk mit dem allerschönsten Laub und ließ die Ziege davon fressen, bis sie sagte, daß sie nun kein Blatt mehr möchte. Des Abends im Stall aber antwortete sie dem Schneider wiederum:

Wovon sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein
Und fand kein einzig Blättelein, meh, meh.

„O die Lügenbrut!" rief der Schneider, „einer so gottlos und pflichtvergessen wie der andere! Ihr sollt mich nicht länger zum Narren haben!", und vor Zorn ganz außer sich prügelte er auch seinen letzten Sohn mit der Elle zum Hause hinaus.
Am andern Morgen ging er hinab in den Stall, liebkoste seine Ziege und sprach: „Komm mein liebes Tierlein, ich will dich nun selber zur Weide führen, da sollst du dich einmal nach Herzenslust sättigen." Damit nahm er sie am Strick und ließ sie weiden, bis der Abend kam und die Ziege ihm sagte, daß sie nun kein Blatt mehr möchte. „Nun bist du doch endlich einmal satt", sagte der Schneider, als er sie daheim im Stalle wieder angebunden hatte, und drehte sich noch einmal nach ihr um. Aber das boshafte Tier machte es ihm nicht besser. Es rief:

Wovon sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein
Und fand kein einzig Blättelein, meh, meh.

Da sah der Schneider wohl, daß er seine drei Söhne ohne Ursache verstoßen hatte. „Du undankbares Geschöpf", schrie er, „ich will dich zeichnen, daß du dich unter ehrbaren Schneidern nicht mehr darfst sehen lassen." Damit sprang er hinauf, holte sein Bartmesser, seifte der Ziege den Kopf ein und schor ihn so glatt wie seine flache Hand. Und weil die Elle zu ehrenvoll gewesen wäre, holte er die Peitsche und jagte sie mit Peitschenhieben davon.



Da saß der Schneider nun einsam in seinem Haus und war traurig und hätte seine lieben Söhne von Herzen gerne wiedergehabt; aber niemand wußte, wo sie hingeraten waren.



Der älteste war zu einem Schreiner in die Lehre gegangen, da lernte er fleißig und unverdrossen, und als seine Zeit um war, schenkte ihm sein Meister zum Abschied ein Tischlein. Es war von gewöhnlichem Holz; aber wenn man es hinstellte und zu ihm sprach: „Tischlein deck dich", so war es auf einmal mit einem sauberen Tüchlein bedeckt, und stand da ein Teller, und Messer und Gabel daneben und Schüsseln mit Gesottenem und Gebratenem, soviel nur Platz hatten, und auch der Becher mit rotem Wein fehlte nicht. „Damit hast du genug für dein Lebtag", dachte der junge Gesell, nahm das Tischlein auf den Rücken und zog guter Dinge in die weite Welt. Wenn ihn hungerte oder dürstete, im Wald oder auf einer Wiese, so stellte er es vor sich hin und sprach nur: „Tischlein deck dich", und sogleich war alles da, was sein Herz begehrte. Endlich aber gedachte er doch zu seinem Vater zurückzukehren und zu erfahren, ob sich sein Zorn vor dem Tischlein deck dich nicht legen würde, und er machte sich auf den Heimweg. Dabei geriet er eines Abends in eine Herberge, die mit Gästen schon so angefüllt war, daß es für ihn nichts mehr zu essen gab. „Ach nein", sagte er zu den Gästen, als sie das ihre mit ihm teilen wollten, „die paar Bissen will ich euch nicht vom Munde nehmen, lieber sollt ihr bei mir zu Gaste sein." Damit stellte er sein hölzernes Tischlein mitten in die Stube und sprach: „Tischlein deck dich." Da war es sogleich mit den herrlichsten Speisen bedeckt, und die Gäste ließen sich nicht zweimal bitten und langten tapfer zu; so oft aber eine Schüssel leer geworden war, stellte sich von selber gleich eine volle an ihren Platz. Der Wirt aber wußte nicht, was er sagen sollte und dachte nur immer bei sich: einen solchen Koch könnte ich in meiner Wirtschaft wohl gebrauchen. In der Nacht aber, als der Schreiner und seine Gesellen endlich zur Ruhe gegangen waren, fiel ihm ein, daß ja in seiner Rumpelkammer ein altes Tischlein stände, das gerade so aussah wie des Schreiners Wunschtisch: das holte er sachte herbei, schlich zu dem Schreiner in die Kammer und vertauschte es unbemerkt mit dem andern.

Am Mittag danach kam der Schreiner bei seinem Vater an, der ihn mit großer Freude empfing: „Nun, mein lieber Sohn", sprach er zu ihm, „was hast du gelernt in der Fremde und was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?" – „Ein Schreiner bin ich geworden", antwortete der Sohn, „und hier dieses Tischlein habe ich mitgebracht." Der Schneider betrachtete es von allen Seiten und sagte: „Daran hast du kein Meisterstück gemacht, es ist ein altes und schlechtes Tischlein." – „Aber es ist ein Tischlein deck dich", antwortete der Sohn, „wenn ich nur zu ihm sage, es soll sich decken, so stehen gleich die allerschönsten Gerichte darauf, und Wein dazu, der das Herz erfreut. Ladet nur gleich alle unsere Verwandten und Freunde ein, die sollen sich einmal laben und erquicken nach Herzenslust." Als die Gesellschaft versammelt war, stellte er sein Tischlein in die Stube und sprach: „Tischlein deck dich", aber es regte sich nicht und blieb so leer wie ein anderer Tisch, der die Sprache nicht versteht. Da merkte der arme Geselle, daß ihm das Tischlein vertauscht war, und schämte sich, daß er wie ein Lügner dastand. Die Verwandten und Freunde aber lachten ihn aus und mußten ungetrunken und ungegessen wieder heimwandern.

Der Vater holte seinen Lappen wieder herbei und schneiderte fort, der Sohn aber ging bei einem Meister in die Arbeit.

Der zweite Sohn war zu einem Müller in die Lehre gegangen. Als er seine Jahre herum hatte, sprach sein Meister zu ihm: „Weil du dich so wohl gehalten hast, will ich dir einen Esel schenken von besonderer Art. Wenn du ihn auf ein Tuch stellst und sprichst: ‚Bricklebrit', so speit dir das gute Tier Goldstücke aus, hinten und vorn, soviel du haben willst." – „Das ist eine schöne Sache", sagte der Gesell, bedankte sich und zog in die Welt, und wenn er unterwegs Geld nötig hatte, so brauchte er nur seinen Esel auf ein Tuch zu stellen und „Bricklebrit" zu sagen, dann hatte er mehr als er brauchte. Nach einiger Zeit aber dachte er: du mußt deinen alten Vater aufsuchen, wenn er den Goldesel sieht, wird er ja wohl seinen Zorn vergessen. Unterwegs dorthin aber geriet er in dasselbe Wirtshaus, in welchem seinem Bruder das Tischlein vertauscht worden war. Als er nach der Mahlzeit in seine Tasche griff, um seine Zeche zu bezahlen, da war sein Gold eben zu Ende. „Einen Augenblick, Herr Wirt", sprach er, „ich will nur gehen und Gold holen", und nahm das Tischtuch und ging damit hinaus. Dem Wirt kam das wunderlich vor, darum schlich er ihm nach, und weil der Gast die Stalltüre hinter

sich zuriegelte, so guckte er durch ein Astloch. Der Geselle breitete das Tuch unter dem Esel aus und rief „Bricklebrit", und augenblicklich fing er an Gold zu speien, daß es ordentlich klirrte. „Ei der Tausend", sagte der Wirt an seinem Astloch, „so ein Dukatenesel ist nicht übel." In der Nacht schlich er sich in den Stall, führte den Goldesel weg und band einen anderen an seine Stelle. Andern Tages kam der Geselle bei seinem Vater an. „Was ist aus dir geworden, lieber Sohn", sprach der Schneider, „was hast du aus der Fremde mitgebracht?" – „Ein Müller bin ich geworden und einen Esel habe ich mitgebracht", antwortete der Sohn. „Esel gibt's hier genug", sprach der Vater, „da wäre mir eine gute Ziege lieber gewesen." – „Richtig", sagte der Sohn, „wenn's nicht ein Goldesel wäre. Ich sage nur ‚Bricklebrit', so speit euch das gute Tier ein ganzes Tuch voll Goldstücke. Ruft nur gleich alle Verwandten zusammen, ich will sie alle zu reichen Leuten machen." Da sprang der Schneider fröhlich fort und holte alle zusammen, und der Esel wurde auf ein Tuch gestellt, und der Junge sprach „Bricklebrit", aber es waren keine Goldstücke, was der Esel fallen ließ. Da sah der Müllerbursch, daß er betrogen war, und die Verwandten mußten so arm wieder heimgehen, wie sie hergekommen waren.

Der dritte Sohn war zu einem Drechsler in die Lehre gegangen und seine Brüder meldeten ihm in einem Brief, wie der falsche Wirt sie am letzten Abend ihrer Wanderschaft betrogen hätte. Als er nun ausgelernt hatte, schenkte ihm sein Meister einen Sack und sprach dazu: „Es liegt nur ein Knüppel darin, aber er ist von besonderer Art: will dir jemand etwas zuleide tun, so sprich nur: Knüppel aus dem Sack, und er springt heraus und zerbläut ihm den Rücken und hört nicht eher damit auf, bis du sagst: ‚Knüppel in den Sack'."

Der Geselle bedankte sich und machte sich auf den Heimweg, und eines Abends war er in dem Wirtshaus angelangt, wo seine Brüder so schändlich waren betrogen worden. Er legte seinen Ranzen vor sich auf den Tisch und begann zu erzählen, was er Merkwürdiges in der Welt gesehen habe. „Aber es ist alles nichts", sagte er, „gegen den Schatz, den ich da in meinem Sack mit mir führe." Der Wirt spitzte die Ohren dazu und dachte, am Ende hat er den Ranzen voller Edelsteine, die sollt' ich wohl auch noch an mich bringen. Darum schlich er sich in der Nacht an den Drechsler heran, der auf der Ofenbank lag und den Sack mit dem Knüppel als Kopfkissen unter sich geschoben hatte. Der Drechsler aber hatte nur darauf gewartet, und als der Wirt sachte an dem Sack zu rücken begann, da rief er „Knüppel aus dem Sack", und das Knüpplein fuhr heraus und begann den Wirt zu dreschen, daß es eine Art war. „Wo hast du das Tischlein deck dich und den Goldesel hingebracht?" sagte der Drechsler. – „Gerne gebe ich alles wieder her", schrie der Wirt und fiel zu Boden, „aber laßt nur den verwünschten Kobold erst wieder in den Sack kriechen!" – „So will ich Gnade für Recht ergehen lassen", sagte der Drechsler und ließ den Knüppel ruhen.

Am andern Morgen zog er mit dem Tischlein deck dich und dem Goldesel heim zu seinem Vater. Der Schneider freute sich, als er ihn wiedersah und fragte auch ihn, was er in der Fremde gelernt und was er mitgebracht hätte. „Ein Drechsler bin ich geworden", sprach der Sohn, „und hier diesen Knüppel im Sack habe ich mitgebracht." – „Was, einen Knüppel, „sprach der Alte, „ist das der Mühe wert?" „Dieser ist es wert", sprach der Sohn, „denn er macht mit jedem, der es böse mit mir meint, einen schlimmen Tanz. Ich habe mit diesem Knüppel das Tischlein deck dich und den Goldesel wieder hergeschafft, die der diebische Wirt meinen Brüdern abgenommen hatte. Laßt sie jetzt beide rufen und ladet alle Verwandten ein, ich will sie speisen und tränken und ihnen die Taschen mit Gold füllen." Der Alte wollte nicht mehr recht trauen, aber dann brachte er die Verwandten doch noch einmal zusammen. Da deckte der Drechsler ein Tuch in die Stube, führte den Goldesel herein und sagte zu seinem Bruder: „Nun, lieber Bruder, sprich mit ihm." „Bricklebrit", sagte der Müller, und sogleich sprangen die Goldstücke auf das Tuch herab, bis alle so viel hatten, daß sie nicht mehr tragen konnten. Dann holte der Drechsler das Tischlein und sagte: „Nun, lieber Bruder, sprich mit ihm", und kaum hatte der Schreiner „Tischlein deck dich" gesagt, so war es mit den herrlichsten Speisen gedeckt. Da ward eine Mahlzeit gehalten, wie der gute Schneider noch keine in seinem Hause erlebt hatte, und alle waren lustig und vergnügt bis tief in die Nacht. Der Schneider aber verschloß Nadel und Zwirn, Elle und Bügeleisen in einen Schrank und lebte fortan mit seinen drei Söhnen in Freude und Herrlichkeit. Nach den Brüdern Grimm.



Der kleine Claus und der große Claus

Es waren einmal zwei Bauern, die hießen beide Claus. Der eine von ihnen besaß vier Pferde; darum hieß er der große Claus. Der andere hatte aber nur ein einziges. Darum wurde er der kleine Claus genannt.

Die ganze Woche hindurch mußte der kleine Claus für den großen Claus pflügen und ihm sein einziges Pferd dazu leihen. Dafür half ihm der große Claus mit seinen vier Pferden am Sonntag. Dann freute sich der kleine Claus und knallte mit der Peitsche über die fünf Pferde vor seinem Pflug, und wenn die Leute an seinem Acker vorbei zur Kirche gingen, so schrie er: „Hüh, alle meine fünf Pferde!"

Den großen Claus ärgerte das. „Das mußt du nicht rufen", sagte er darum, „dir gehört ja doch nur ein Pferd. Wenn du nicht aufhörst damit, dann schlage ich dir deinen Gaul auf der Stelle tot." Der kleine Claus versprach ihm auch, daß er es lassen wollte, aber als am nächsten Sonntag wieder die Leute vorbeigingen, da vergaß er's und schrie abermals: „Hüh, alle meine fünf Pferde!" Da nahm der große Claus voller Wut einen Zaunpfahl und schlug das einzige Pferd des kleinen Claus vor den Kopf, daß es tot zu Boden stürzte. „Da hast du: Hüh, alle deine fünf Pferde!" sagte er dazu. Da weinte der kleine Claus bitterlich, denn nun hatte er kein Pferd mehr. Dann zog er dem toten Gaul die Haut ab, trocknete sie und steckte sie in einen Sack; den nahm er auf den Buckel und ging damit zur Stadt.

Unterwegs aber verirrte er sich, und es war schon späte Nacht, als er an einen Bauernhof gelangte. Er pochte an die Türe, weil er durch die Läden noch Licht schimmern sah, und die Bäuerin machte ihm auch auf. Als sie aber hörte, daß er ein Nachtlager begehrte, da sprach sie, ihr Mann sei nicht daheim und schlug ihm die Türe vor der Nase zu. „Dann bleibe ich draußen", sagte der kleine Claus und sah sich nach einem Plätzchen um, auf dem er die Nacht verbringen könnte. Dabei gewahrte er, daß die niedere Scheuer, die an das Haus angebaut war, ein dickes Strohdach trug. Er kroch hinauf und streckte sich bequem aus und da konnte er durch einen Spalt im Fensterladen gerade in die Bauernstube hineinblicken. Ein großer Tisch war darin gedeckt mit Braten, Wein und Fisch, und die Bäuerin und der Küster saßen daran und ließen es sich schmecken.

„So gut möchte ich es auch haben", seufzte der kleine Claus, aber er war ja nicht eingeladen. Mit einem Male hörte er jemanden die Landstraße herauf kommen. Es war der Bauersmann, der spät noch nach Hause kam. Auch die Bauersfrau hatte ihn gehört, und weil sie wußte, daß ihr Mann auf den Tod keinen Küster leiden konnte, so erschrak sie sehr. Darum bat sie den Küster, er möge doch in die große Truhe kriechen, die da in einem Winkel stand, und der Küster kroch geschwind hinein, denn auch er wußte, daß der Bauer auf den Tod keine Küster leiden konnte. Den Wein aber und den Braten und den Fisch versteckte die Frau im Backofen.

Der Bauer hatte den kleinen Claus aber auf seinem Strohdach seufzen gehört, und fragte ihn, was er da oben mache. Er hätte sich verirrt, sagte der kleine Claus, und ob er nicht die Nacht dableiben könnte. „Das versteht sich", sagte der Bauer, „komm nur mit herein, und dann wollen wir sehen, daß wir etwas zu essen kriegen."

Die Bäuerin kam den beiden auch freundlich entgegen und stellte einen großen Topf mit Grütze auf den Tisch. Der Bauer langte tüchtig zu, aber der kleine Claus mußte immer an den Wein und Fisch und Braten denken, die im Backofen standen. Nun lag unter dem Tisch zu seinen Füßen der Sack mit der Pferdehaut, und weil ihm die Grütze so gar nicht schmecken wollte, so trat er mit dem Fuß auf den Sack, daß die trockene Haut ächzte und knarrte.



„Was hast du denn in dem Sack da drinnen?" fragte der Bauer. „Ach", sagte der kleine Claus, „es ist ein Zauberfell. Es will nicht, daß wir Grütze essen, denn es hat uns den ganzen Backofen voll Wein und Fisch und Braten gezaubert." – „Nicht zu glauben", schrie der Bauer, aber als er in dem Backofen Nachschau hielt, da war es wirklich so, wie es der kleine Claus gesagt hatte. Die Frau setzte auch gleich den Wein und Fisch und Braten auf den Tisch und die beiden ließen sich nicht nötigen.



Nach einer Weile trat der kleine Claus abermals auf das Fell. „Eben hat es gesagt", erklärte er dann, „daß es uns noch drei andere Flaschen Wein in die Ecke beim Ofen gezaubert hat." Da mußte die Frau auch diese Flaschen noch herausgeben, und der Bauer ist immer lustiger geworden. „Ob es wohl auch den Teufel herzaubern kann?" fragte er, „den möchte ich doch gern einmal zu sehen kriegen." – „Hörst du, wie es Ja sagt?" antwortete der kleine Claus und trat auf den Sack. „Aber wir lassen es doch besser bleiben, denn der Teufel sieht ganz scheußlich aus. Er sieht nämlich aus wie ein Küster." „O weh", sagte der Bauer, „das ist allerdings gräßlich. Ich kann gerade die Küster auf den Tod nicht ausstehen. Aber nun ist es mir einerlei. Ich weiß ja, daß es der Teufel ist. Aber laß ihn mir nicht zu nahe kommen." – „Ich will einmal nachfragen", sprach der kleine Claus, trat auf den Sack und hielt sein Ohr daran. „Du sollst den Deckel von der großen Truhe aufmachen", sagte er dann, „die dort in der Ecke steht. Aber halte den Deckel gut fest, daß er dir nicht auskommt."

Da ging der Bauer hin und lüpfte den Deckel ein wenig. „Wahrhaftig", schrie er und sprang zurück, „er sieht genau aus wie unser Küster. Es ist zu gräßlich." Auf diesen Schrecken mußte getrunken werden, und so tranken sie weiter bis tief in die Nacht hinein.

„Das Zauberfell mußt du mir verkaufen", sagte der Bauer zuletzt, „ich gebe dir einen ganzen Scheffel voll Geld dafür." – „Nicht gern", sagte der kleine Claus, „aber ich will es tun, weil du so gut zu mir gewesen bist. Aber der Scheffel muß gehäuft voll sein." – „Gehäuft voll", sprach der Bauer, „aber dafür mußt du die Truhe mitnehmen. Die will ich keine Stunde länger im Hause behalten."

Da gab der kleine Claus dem Bauern den Sack mit der Pferdehaut und der Bauer gab ihm noch einen Schubkarren obendrein, damit er die Truhe fortfahren könnte. Dann nahm der kleine Claus Abschied und zog davon, mit dem Scheffel voll Gold und mit der Truhe und mit dem Küster, der noch immer darinnen saß.

Auf der Brücke aber, die mitten im Wald über den tiefen Bach führte, machte er halt. „Was soll ich mit der alten Truhe?" fragte er laut. „Hinein mit ihr in das Wasser, soll sie schwimmen, soweit sie schwimmen mag." – „Um des Himmels willen", schrie der Küster, „laß mich doch erst hinaus, ich gebe dir auch einen ganzen Scheffel Geld dafür." – „Das läßt sich hören", sprach der kleine Claus und machte die Kiste auf, und der Küster fuhr heraus; nicht lange danach hatte der kleine Claus noch einen Scheffel voll Geld, den schob er mit dem anderen zusammen auf der Schubkarre nach Hause. Dort angekommen, schickte er einen Jungen zum großen Claus und ließ ihn um ein Scheffelmaß bitten. „Was mag der zu messen haben?" dachte der große Claus und bestrich den Boden des Scheffelmaßes mit Pech. Wie erstaunte er aber, als er es wiederbekam und ein funkelndes Goldstück darin fand. Eilig rannte er zum kleinen Claus, um ihn zu fragen, wo er all das Geld her habe. „Oh", sagte der kleine Claus, „das

habe ich für meine Pferdehaut bekommen, die ich gestern abend verkauft habe."



„Das ist gut bezahlt", rief der große Claus, rannte heim und schlug alle seine vier Pferde tot. Dann zog er ihnen die Häute ab und machte sich damit in die Stadt.

„Häute, Häute", schrie er durch die Straßen, „wer kauft frische Häute?" Da kamen die Schuster und die Gerber gelaufen, aber als er sagte, daß er einen Scheffel voll Gold für das Stück haben wollte, da meinten sie, er wollte sie zum Narren halten, und prügelten ihn windelweich. „Das werde ich dem kleinen Claus bezahlen", dachte er, als er nach Hause kam; „ich werde ihn totschlagen." Nun war dem kleinen Claus gerade seine alte Großmutter gestorben, und er hatte sie auf sein eigenes Bett gelegt und sich selber dafür in den Winkel beim Ofen gesetzt. Mitten in der Nacht ging die Tür auf und der große Claus kam mit der Axt herein, fuhr auf das Bett los, in welchem die tote Großmutter lag und schlug sie vor den Kopf. „Nun wirst du mich nicht mehr zum Narren haben, kleiner Claus", sagte er und schlich davon.

Am andern Morgen aber zog der kleine Claus der toten Großmutter ihr Feiertagskleid an, lieh sich Pferd und Wagen und setzte die Großmutter auf den Rücksitz, so daß sie nicht herabfallen konnte. Dann fuhr er durch den Wald mit ihr vor ein Wirtshaus und ging hinein und ließ sich ein Glas Branntwein geben. „Geht doch hinaus zu meiner Großmutter", sagte er zu dem Wirt, „und bringt ihr auch ein Gläschen. Aber Ihr müßt laut mit ihr sprechen, denn sie hört nicht mehr gut." Der Wirt sagte, daß er das gerne tun wollte, und ging hinaus, wo die Großmutter still auf dem Wagen saß. „Hier bringe ich Euch ein Gläschen von Eurem Herrn Sohn", sprach er; aber die tote alte Frau rührte sich nicht. Der Wirt sagte es noch einmal und sagte es auch ein drittes Mal mit überstarker Stimme. Aber sie gab keine Antwort. Da warf er ihr das Glas ins Gesicht, denn er war von hitziger Gemütsart, und die Großmutter stürzte rücklings vom Wagen herab.

„Hilf Himmel", schrie der kleine Claus und sprang aus der Türe, „Ihr habt mir meine liebste Großmutter totgeworfen, seht her, da ist ein großes Loch in ihrer Stirn." Da ward der Wirt sehr kleinlaut und bot dem kleinen Claus einen Scheffel voll Gold, wenn er nur stille schwiege, und der kleine Claus war es zufrieden, denn der Wirt wollte die Großmutter auch noch auf seine Kosten begraben lassen.

Zuhause angelangt, schickte er abermals den Jungen um das Scheffelmaß, und der große Claus kam sogleich wieder angerannt. „Bist du nicht tot?" rief er, „und wo hast du schon wieder das viele Geld her?" – „Nein", sagte der kleine Claus, „statt meiner hast du meine alte Großmutter erschlagen; ich habe sie verkauft und habe einen Scheffel Gold dafür bekommen." – „Das ist gut bezahlt, wahrhaftig", rief der große Claus, sprang heim, schlug seine eigene Großmutter tot und fuhr die Leiche zum Apotheker in die Stadt, um sie ihm für einen Scheffel voll Gold zu verkaufen.

„Gott behüte", sagte der Apotheker, „ich will's nicht glauben, daß Ihr wirklich Eure Großmutter erschlagen habt, denn sonst ist es um Euren Kopf geschehen." Da erschrak der große Claus zu Tode und fuhr wie ein Rasender nach Hause zurück. „Das kostet dich dein Leben, kleiner Claus", sagte er, „nun hast du mich das letztemal zum Narren gehalten." Damit nahm er einen großen Sack, packte den kleinen Claus und steckte ihn hinein. Dann band er ihn fest zu, nahm ihn auf den Rücken und schleppte ihn davon. Aber der Weg zum Wasser war weit, und als er an der Kirche vorbeikam, da stellte er den Sack mit dem kleinen Claus auf dem Kirchhof nieder, denn er dachte, es könnte wohl nichts schaden, wenn er erst noch einen Gesang mitsänge, und ging in die Kirche hinein.

Währenddem aber kam ein alter Hirte mit seiner Herde Ochsen und Kühe des Weges, und die stießen an den Sack, daß er umfiel. „Ach", seufzte der kleine Claus, „ich bin noch so jung und soll schon ins Himmelreich." – „Und ich bin schon so alt", sagte der Hirte, „und kann immer noch nicht hineinkommen." – „Laß mich heraus aus dem Sack", sagte der kleine Claus, „und kriech du hinein, dann kommst du heute noch ins Himmelreich." Da ließ ihn der alte Hirte heraus und kroch selber in den Sack, und der kleine Claus versprach ihm, daß er die Herde hinfort an seiner Statt hüten wollte, band fest zu und trieb die Ochsen und die Kühe davon.

Der große Claus aber, nachdem er seinen Gesang mitgesungen, nahm sich den Sack mit dem alten Hirten wieder auf den Buckel und schleppte ihn an den Bach und warf ihn hinein. Nicht lange danach begegnete ihm der kleine Claus auf dem Kreuzweg mit seiner ganzen Herde.

„Ich bedanke mich auch vielmals", sprach er, „daß du mich in das Wasser geworfen hast. Dies hier ist nämlich lauter Seevieh. Ich habe es vom Grunde des Wassers; als ich hinuntersank, ist gleich der Sack aufgegangen, und ich lag in dem herrlichen weichen Gras, das da unten wächst. Auch eine Seejungfer war da, die faßte mich liebreich bei der Hand und sagte: Bist du da, kleiner Claus? Laß dir fürs erste die Ochsen und Kühe hier verehren. Eine Meile weiter hinauf steht freilich eine noch viel schönere Herde, die sollst du auch noch haben."

„Was bist du für ein glücklicher Mensch", sagte der große Claus, „ob ich wohl auch etwas von dem Seevieh bekommen kann, wenn ich hinunter gehe?" – „Das sollte ich wohl meinen", antwortete der kleine Claus, „aber hintragen mag ich dich nicht. Wenn du aber selber bis an den Bach gehst und dort in den Sack kriechst, – hineinwerfen will ich dich gerne." – „Danke vielmals", sagte der große Claus, „danke allerbestens, aber das merke dir: komme ich hinunter und finde kein Seehvieh vor, dann gibt es Prügel, wie du noch nie welche bekommen hast."

Damit gingen sie zusammen zum Bach zurück, und der große Claus kroch in den Sack hinein und der kleine Claus band ihn fest zu und legte noch einen tüchtigen Wackerstein mit hinein, denn der große Claus befürchtete, daß er sonst vielleicht nicht auf Grund ginge. Dann gab er ihm einen festen Stoß und plumps, da lag der große Claus im Wasser und ging auch gleich auf Grund.

„Mir ist bange", sprach der kleine Claus, „daß er doch kein Seevieh vorfindet", und trieb seine Herde nach Hause.

Nach Andersen.

Der Hase und der Igel

Es war an einem Sonntagmorgen zur Herbstzeit, eben, als der Buchweizen blühte; der Morgenwind ging warm über die Stoppeln, die Lerchen sangen in der Luft, und die Leute gingen in ihrem Sonntagsstaat zur Kirche und alle Kreatur war vergnügt und der Igel war es auch. Der Igel nämlich stand vor seiner Tür, hatte die Arme untergeschlagen und quinquillierte ein kleines Liedchen vor sich hin. Da fiel ihm ein, mittlerweile seine Frau die Kinder wusch und anzog, daß er ein bißchen ins Feld spazieren könnte und nachsehen, wie seine Steckrüben ständen. Die Steckrüben nämlich, die waren die nächsten bei seinem Haus und er pflegte mit seiner Familie davon zu essen, darum sah er sie als die seinigen an. Gesagt, getan. Der Igel machte die Tür hinter sich zu und schlug den Weg nach dem Felde ein. Er war noch nicht weit vom Hause weg und wollte gerade um den Schleebusch herum, der da vor dem Felde steht, nach dem Acker mit den Steckrüben hinaufdrehen, als ihm der Hase begegnete; der Hase war in ähnlichen Geschäften zu Gange, nämlich, um nach seinem Kohl zu sehen. „Schön guten Morgen, Meister Lampe", sagte der Igel und zog die Mütze. Der Hase aber, der ein vornehmer Herr war und äußerst hochnäsig obendrein, antwortete dem Igel nicht auf seinen Gruß. Er machte nur ein höhnisches Gesicht und zog die Nase kraus. „Ich möchte eigentlich wissen, was du in aller Frühe schon im Feld herumzulaufen hast?" ließ er sich dann vernehmen. „Ich gehe spazieren", sagte der Igel. „Spazieren?" lachte der Hase, „ich sollte meinen, daß du deine Beine zu besseren Sachen gebrauchen könntest." Diese Antwort verdroß den Igel gewaltig; er konnte allerhand vertragen, aber auf seine Beine, auf die ließ er nichts kommen, weil sie wirklich von Natur aus krumm geraten waren. „Du bildest dir wohl ein", gab er darum zur Antwort, „daß du mit deinen Beinen mehr ausrichten kannst." – „Allerdings", sagte der Hase, „das sollte ich wohl meinen." – „Das kommt noch auf den Versuch an", meinte der Igel, „an dir komme ich noch allemal vorbei, wenn wir um die Wette laufen." – „Das ist ja zum Lachen", sagte der Hase, „du mit deinen krummen Stempeln? Aber von mir aus können wir



es ja mal versuchen, wenn es dir gar soviel Spaß macht. Was soll die Wette gelten?" – „Einen Goldfuchs", sagte der Igel, „und eine Flasche Branntwein." – „Das soll ein Wort sein", sprach der Hase, „schlag ein, dann kann es gleich losgehen." – „Na", meinte der Igel, „so große Eile hat es nun auch wieder nicht; ich bin nämlich noch ganz nüchtern. Ich gehe jetzt nach Hause und frühstücke erst noch ein bißchen; in einer halben Stunde bin ich wieder zur Stelle."

Der Hase war es zufrieden und der Igel trollte sich nach Hause. „Der verläßt sich auf seine langen Beine", dachte er unterwegs bei sich, „aber ich soll ihn doch wohl kriegen, den vornehmen Herrn." Als er zu Hause ankam, rief er gleich nach seiner Frau: „Los Frau, zieh dich schnell an, du mußt mit mir aufs Feld." – „Wo brennt's denn?" sagte seine Frau. „Ich habe gewettet", sagte er, „ich hab' um einen Goldfuchs und um eine Flasche Branntwein mit dem Hasen gewettet, daß ich schneller laufen kann als er und da mußt du dabei sein." – „Ach, du lieber Gott", fing die Frau Igelin an zu schreien, „hast du denn ganz den Verstand verloren? Wie kannst du mit dem Hasen um die Wette laufen wollen?" – „Halte dein Maul, Weib", sagte der Igel, „das ist meine Sache. Räsonier du nicht in Männergeschäfte. Marsch, zieh dich an und komm mit!" Was sollte da die Igelin machen? Sie mußte gehorchen, ob es ihr nun Spaß machte oder nicht.

„Nun paß auf", sagte der Igel unterwegs zu ihr, „paß auf jetzt, was ich dir sage. Unseren Wettlauf, den machen wir auf dem langen Acker. Der Hase, der läuft in der einen Furche und ich laufe in der anderen Furche, und angefangen wird von oben. Nun hast du weiter gar nichts zu tun, als daß du dich hier unten in der Furche aufstellst, wo sie aufhört; und wenn der Hase ankommt, dann rufst du ihm entgegen: ‚Ich bin schon da'."

Damit waren sie angelangt; der Igel wies seiner Frau ihren Platz an und stiefelte den Acker hinauf. Als er oben ankam, war der Hase schon zur Stelle. „Kann es losgehen?" fragte der Hase. „Kann losgehen", sagte der Igel. Damit stellte sich jeder in seiner Furche auf. „Eins, zwei, drei", zählte der Hase, und losfegte er wie der Sturmwind den Acker hinunter. Der Igel aber hoppelte drei oder vier Schritte weit, dann duckte er sich in seine Furche und blieb ruhig da sitzen. Als aber der Hase im vollen Laufen unten am Acker ankam, da rief ihm die Igel-Frau entgegen: „Ich bin schon da." Der Hase stutzte und verwunderte sich nicht wenig; er meinte nicht anders, als daß es der Igel selber wäre, der ihm zurief, denn bekanntlich sieht dem Igel seine Frau genau so aus wie ihr Mann. „Noch einmal gelaufen", rief er dann, „noch einmal zurück", denn er meinte, daß es doch nicht mit rechten Dingen zugegangen wäre. Und fort sauste er abermals wie der Sturmwind, daß ihm die Ohren am Kopfe flogen. Die Frau Igelin aber blieb ruhig an ihrem Platze. Als nun der Hase oben ankam, rief ihm der Igel entgegen: „Ich bin schon da!" Der Hase aber, ganz außer sich vor Zorn, schrie abermals: „Noch einmal gelaufen, noch einmal kehrt!"

„Macht mir gar nichts aus", antwortete der Igel, „von mir aus, so oft du nur Lust hast." So lief der Hase noch dreiundsiebzigmal, und der Igel hielt jedesmal wacker mit. Immer wenn der Hase oben oder unten ankam, sagte der Igel oder seine Frau: „Ich bin schon da."

Beim vierundsiebzigstenmal aber kam der Hase nicht mehr zu Ende. Mitten auf dem Acker stürzte er nieder, das Blut schoß ihm aus dem Halse und er blieb tot am Platze. Der Igel aber nahm den Goldfuchs und die Flasche Branntwein zu sich, rief seine Frau aus der Furche herauf, und beide gingen vergnügt miteinander nach Hause, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Nach den Brüdern Grimm.

Der Schweinehirt

Es war einmal ein armer Prinz, der hatte ein Königreich, das war sehr klein. Aber er meinte doch, daß es groß genug wäre, um darauf zu heiraten, und er beschloß, um die Tochter des Kaisers anzuhalten. Nun wuchs auf dem Grabe seines Vaters ein Rosenstock, der blühte nur alle fünf Jahre, und auch dann trug er nur eine einzige Rose. Aber sie duftete so süß, daß einer alle seine Sorgen und Bekümmernisse vergaß, wenn er nur daran roch. Auch besaß er eine Nachtigall, die konnte schöner singen, als jemals eine Vogelkehle in der ganzen Welt gehört worden war. Diese Rose und die Nachtigall dazu wollte der Prinz der Kaisertochter schenken. Darum ließ er sie in zwei große silberne Futterale stecken und ihr zusenden. Sie wurden vor dem Kaiser her in den großen Saal getragen, und als die Prinzessin die silbernen Futterale gewahrte, klatschte sie vor Freude in die Hände, und die Hofdamen machten das eine davon auf und hoben den Rosenstock heraus. „Nein, wie ist die niedlich gemacht", sagten sie und der Kaiser nickte gnädig dazu mit dem Kopfe. Aber die Prinzessin befühlte die Rose und war nahe daran zu weinen. „Ach", sagte sie, „sie ist ja gar nicht künstlich gemacht, sondern es ist nur eine lebendige Rose." „Ach", sagten nun auch die Hofdamen, „es ist nur eine gewöhnliche Rose."

„Wir wollen aber doch sehen, was in dem anderen Futteral steckt", sagte der Kaiser, und die Nachtigall kam hervor

und begann sogleich so herrlich zu schlagen, daß alle ganz stille waren. Endlich sagte ein alter Kavalier, daß ihn der Vogel an die Spieldose der hochseligen Kaiserin erinnere, es sei ganz derselbe Ton, in welchem sie schlüge, und der Kaiser, der an seine tote Gemahlin denken mußte, vergoß bitterliche Tränen.



„Aber ich will doch nicht hoffen, daß es ein lebendiger Vogel ist", sagte die Prinzessin nach einer Weile. „Doch", sprachen die Boten des Prinzen, „es ist kein Spielwerk, sondern ein lebendiger kleiner Vogel." – „Dann will ich ihn nicht haben", schrie die Prinzessin zornig, „laßt ihn fortfliegen, und euer Prinz, der soll mir nicht unter die Augen treten."

Der Prinz ließ sich aber nicht abschrecken, als er davon erfuhr. Er bemalte sich sein Gesicht mit Ruß, verkleidete sich in einen armen Bauernjungen und begab sich zu dem Kaiser auf das Schloß. „Könnte ich wohl hier auf dem Schlosse in Dienst kommen?" fragte er, und der Kaiser sagte: „Ja, du kannst bleiben und die Schweine hüten, denn Schweine haben wir viele."

Da wurde aus dem Prinzen ein kaiserlicher Schweinehirt, und er bezog eine kleine Kammer unten beim Schweinestall. Dort saß er den ganzen Tag und machte sich zu schaffen, denn es regnete und die Schweine wurden nicht ausgetrieben. Am Abend hatte er einen kleinen Kochtopf gemacht, mit zierlichen Glöckchen rund herum, und sobald es in dem Topf kochte, spielten sie das alte Lied:

O du lieber Augustin,
Alles ist hin, alles ist hin.

Als er gerade fertig geworden war und das erstemal kochte, kam die Prinzessin mit ihren Hofdamen an der Kammer vorbeispaziert und hörte ihn spielen. „Ei", sagte sie, „bei unserm Schweinehirten wird ja mein Lieblingslied gespielt. Geh doch einmal eine von euch hinein und frage ihn, was er für seine Spieluhr haben will." Da sprang eine von den Hofdamen hinein, und fragte den Schweinehirten, was er für den wunderbaren Kochtopf haben wollte.

„Ich will zehn Küsse von der Prinzessin dafür haben", antwortete der Schweinehirt, „billiger kann ich es nicht lassen."

„Was für ein Flegel", sagte die Prinzessin, als sie es hörte und rümpfte die Nase. Kaum war sie aber ein Stück fortgegangen, so klingelten die Glöckchen wieder so schön:

O du lieber Augustin,
Alles ist hin, alles ist hin.

„Fragt ihn", sagte sie, „ob er nicht zehn Küsse von meinen Hofdamen nehmen will."

„Nein, danke", ließ der Schweinehirt sagen, „zehn Küsse von der Prinzessin, oder der Topf bleibt hier."

„Das ist doch unausstehlich", sagte die Prinzessin, „aber dann müßt ihr euch um mich herumstellen, damit keiner es sieht." Da stellten sich die Hofdamen um sie herum und breiteten ihre Röcke aus, und der Schweinehirt bekam seine zehn Küsse, und die Prinzessin den Kochtopf.

Am nächsten Tage aber machte der Schweinehirt eine Schnarre. Man brauchte sie nur herumzuschwenken, so er-

klangen die schönsten Walzer, die seit der Erschaffung der Welt gehört worden sind, in einem fort.

„Ach nein", sagte die Prinzessin, als sie wieder vorbeikam, „wie herrlich das wieder klingt in seiner Kammer. Ich habe nie eine schönere Musik gehört. Geh doch hinein und frage ihn, was das Ding kostet. Aber Küsse kriegt er nicht, das soll er gleich wissen."

„Diesmal will er hundert Küsse von der Prinzessin", sagte die Hofdame, die ihn gefragt hatte. „Ich glaube, er ist nicht recht klug", antwortete die Prinzessin; doch als sie ein Stück des Weges gegangen war, bedachte sie sich. „Sagt ihm, er soll zehn Küsse von mir haben wie gestern, die andern soll er sich von meinen Hofdamen geben lassen." – „Wir haben aber keine Lust", sagten die Hofdamen. – „Was gibt es da zu schnattern", sagte die Prinzessin, „wenn ich es kann, könnt ihr es auch. Ihr habt wohl vergessen, wer euch Lohn und Brot gibt?"

Aber der Schweinehirt wollte nicht darauf eingehen. „Hundert Küsse von der Prinzessin", sagte er, „oder jeder behält was er hat."

„Stellt euch herum", sagte die Prinzessin, und sie stellten sich vor sie hin, und die Prinzessin begann ihm die Küsse zu geben.

Nun war aber der Kaiser gerade auf die Altane hinausgetreten, um Luft zu schöpfen, und als er die vielen Hofdamen da unten vor dem Schweinestall aufgestellt sah, da wollte er auch wissen, was da wohl los wäre und schlich sich auf seinen Pantoffeln ganz sachte hinunter. Die Hofdamen aber hatten soviel mit dem Zählen der Küsse zu tun, daß sie den Kaiser nicht eher bemerkten, als bis er dicht hinter ihnen stand und zusehen mußte, wie die Prinzessin den Schweinehirten küßte. Da geriet er in großen Zorn und nahm seinen Pantoffel und schlug ihn der Prinzessin um die Ohren. „Marsch hinaus mit euch", schrie er und wurde immer zorniger, bis die Prinzessin und der Schweinehirt aus dem Kaisertum hinausgeworfen worden waren.



Da stand sie nun und weinte und der Schweinehirt machte ein bitterböses Gesicht und der Regen strömte ganz unaufhörlich herab.

„Ach ich unglückliches Menschenkind", jammerte sie: „hätte ich doch den schönen Prinzen mit der Rose und der Nachtigall genommen! Ach wie unglücklich bin ich!"

Der Schweinehirt aber ging hinter den Busch und wischte sich den Ruß vom Gesicht, warf die häßlichen Kleider ab und trat in seinem Prinzenrock hervor, und nun war er so schön anzusehen, daß sich die Prinzessin vor ihm verneigen mußte. „Ich verachte dich", sagte er; „einen ehrlichen Prinzen, den wolltest du nicht haben, und seine blühende Rose und seine lebendige Nachtigall die hast du auch verschmäht. Aber einen Schweinehirten, den kannst du küssen für Spielwerk und Firlefanz. Nun hast du was du wolltest."

Damit ging er hinein in sein Königreich und schlug ihr die Tür vor der Nase zu und legte den Riegel vor; und da stand sie nun draußen im Regen und konnte singen:

O du lieber Augustin,
Alles ist hin, alles ist hin.

Nach Andersen.

Hans im Glück

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er: „Meine Zeit ist um, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn." Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und redlich gedient, und wie der Dienst war, soll der Lohn sein." Damit gab er ihm einen Klumpen Gold, so groß wie Hansens Kopf. Hans wickelte den Klumpen in sein Sacktuch, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Da kam ihm ein Reiter entgegen, der frisch und fröhlich auf seinem Pferd dahertrabte. „Ach", rief Hans, „was ist das Reiten schön! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, spart die Schuh und kommt fort, er weiß nicht wie!" Der Reiter hielt an und sagte: „Ei, Hans, warum läufst du denn auch zu Fuß?" – „Ich muß ja wohl", antwortete Hans, „da habe ich einen Klumpen Gold heimzuschleppen, der drückt mir auf die Schulter, und den Kopf kann ich auch nicht gerade halten." – „Weißt du was", sprach der Reiter, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd und du gibst mir deinen Klumpen." – „Recht von Herzen gern", sprach Hans, „aber ich sag's Euch gleich: Ihr müßt Euch damit abschleppen." Der Reiter stieg vom Pferd, half Hansen hinauf, nahm das Gold und sagte zum Abschied: „Wenn's recht geschwind gehen soll, Hans, dann mußt du hopp hopp rufen und mit der Zunge schnalzen."



Hans war seelenfroh, als er auf dem Gaul saß und so frank und frei dahinritt. Über ein Weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und er fing an, mit der Zunge zu schnalzen und hopp hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag im Graben. Das Pferd aber hielt ein Bauer auf, der gerade des Weges kam und eine Kuh vor sich her trieb. „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten", sagte Hans zu ihm, als er seine Glieder wieder zusammengesucht hatte. „Ich setze mich nimmermehr hinauf. Da lob ich mir doch Eure Kuh, da kann einer gemächlich hinterhergehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag. Was gäbe ich für so eine Kuh!" – „Nun", sagte der Bauer, „wenn Euch ein solcher Gefallen damit geschieht, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein, und der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab' ich nur ein Stück Brot", sprach er zu sich, „so kann ich Butter und Käse dazu essen, wann es mir beliebt. Hab' ich Durst, so melk ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Darüber ging es allmählich auf den Mittag zu und es ward immer heißer und zuletzt begann ihm die Zunge am Gaumen zu kleben. „Dem Ding ist zu helfen", dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum und stellte seine Ledermütze unter und begann zu melken. Allein wie er sich auch mühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein, und zuletzt kriegte er von dem ungeduldigen Tier einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und sich besinnen mußte, wo er eigentlich war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er und half dem guten Hans auf die Beine, reichte ihm seine Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt Euch. Eure Kuh da ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Schlachten taugt. Milch werdet Ihr keine mehr von ihr kriegen." „Ei", sprach Hans, „wer hätte das gedacht! Aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! Das schmeckt anders, dabei noch die Würste!" – „Hört, Hans", sagte der Metzger, „Euch zuliebe will ich Euch das Schwein für die Kuh lassen." – „Gott lohn Euch Eure Freundschaft", sprach Hans, übergab ihm die Kuh und zog mit dem Schweinchen davon, und überdachte fröhlich, wie ihm doch alles nach Wunsche ging.

Nicht lange danach begegnete ihm ein junger Bursch, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm, um sie zu einem Taufschmaus zu bringen, und Hans erzählte ihm, was er für ein Glückskind sei, und wie er immer zu seinem

Vorteil getauscht hätte. „Hebt einmal", sagte der Bursch zu ihm und packte die Gans bei den Flügeln, „hebt einmal, wie schwer die ist! die ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden, wer in den Braten beißt, der kann sich das Fett von beiden Seiten wischen." – „Nicht übel", sagte Hans, und wog sie mit der einen Hand, „aber mein Schwein hier ist auch kein Hering." Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten um und schüttelte wohl auch bedenklich mit dem Kopf. „Hört einmal", fing er darauf an, „mit Eurem Schwein mag es nicht ganz richtig sein. In dem Dorf, durch das ich gekommen bin, ist eben eins aus dem Stall gestohlen worden. Es wäre schlimm, wenn sie Euch mit dem Schwein erwischten. Das Geringste ist, daß ihr eingesperrt werdet." Dem guten Hans ward bang. „Ach Gott", sagte er, „helft mir aus der Not. Ihr wißt hier herum besser Bescheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans." – „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen", antwortete der Bursch, „aber ich will doch nicht schuld sein, daß Ihr ins Unglück geratet." Er nahm also das Schwein an den Strick und trieb es auf einem Seitenweg eilig davon, und der gute Hans ging aller Sorgen ledig mit der Gans unter dem Arm der Heimat zu.

„Wenn ich's recht überlege", sprach er mit sich selbst, „so habe ich wieder den Vorteil bei dem Tausch: erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, das gibt Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr: und endlich die schönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen. Was wird meine Mutter für eine Freude haben!"

Als er durch das letzte Dorf kam, stand da ein Scherenschleifer mit seinem Karren, sein Rad schnurrte und er sang dazu. „Euch geht's wohl", sprach Hans zu ihm, „weil Ihr so lustig bei Eurem Schleifen seid." – „Ja", antwortete der Scherenschleifer, „das Handwerk hat einen goldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der immer Geld in seiner Tasche findet, so oft er auch hineingreift. Aber wo habt Ihr die schöne Gans gekauft?" – „Die hab ich für mein Schwein eingetauscht", sagte Hans, „und das Schwein, das habe ich für eine Kuh gekriegt." – „Und die Kuh?" – „Die habe ich für ein Pferd bekommen." – „Und das Pferd?" – Dafür hab ich einen Klumpen Gold gegeben, so groß wie mein Kopf." – „Und das Gold?" – „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst." – „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt", sprach der Schleifer, „könntet Ihr's nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der Tasche springen hört, so oft Ihr aufsteht, so habt Ihr Euer Glück gemacht." – „Wie soll ich das anfangen?" sprach Hans. „Ihr müßt ein Scherenschleifer werden, wie ich", sagte der Mann; „es gehört eigentlich nichts dazu als ein Schleifstein wie meiner hier; er ist zwar schon ein wenig verwetzt, aber dafür will ich auch weiter nichts von Euch haben, als Eure Gans; wollt Ihr sie mir für meinen Schleifstein geben?" „Wie könnt Ihr noch fragen", sagte Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden. Habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da noch länger zu sorgen?", reichte ihm die Gans und nahm den Schleifstein in Empfang. „Nun", sprach der Schleifer und hob einen schweren Feldstein auf, der in der Nähe lag, „da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein, auf dem Ihr Eure alten Nägel gerad klopfen könnt. Nehmt ihn dazu und hebt ihn ordentlich auf."

Hans lud den Stein auf und den Schleifstein dazu und ging mit frohem Herzen weiter. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein", rief er aus, „alles was ich mir wünsche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskind." Indessen, weil er seit Tagesanbruch unterwegs gewesen, fing er an müde zu werden, und der Hunger und der Durst begannen ihn zu plagen; dazu drückten ihn die schweren Steine ganz erbärmlich. Da dachte er, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu schleppen brauchte. Wie eine Schnecke kam er endlich zu einem Feldbrunnen geschlichen, da wollte er ausruhen und sich mit einem frischen Trunk erquicken. Bedächtig legte er die Steine neben sich auf den Rand des Brunnens und wollte sich zum Trinken bücken, als er's versah und an die Steine stieß, so daß sie beide in die Tiefe plumpsten. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Tränen in den Augen, daß er ihm auch noch diese Gnade erwiesen und ihn auf eine so gute Art und ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte; denn die wären ihm allein noch hinderlich gewesen. „So glücklich, wie ich", rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne." Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.



Nach den Brüdern Grimm.

Die drei Brüder

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne und weiter nichts im Vermögen als das Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gerne nach seinem Tode das Haus gehabt, dem Vater war aber einer so lieb als der andere. Da wußte er nicht, wie er's anfangen sollte, daß er keinem zu nahe trat; verkaufen wollte er das Haus auch nicht, weil's von seinen Voreltern war, sonst hätte er das Geld unter sie geteilt. Da fiel ihm endlich ein Rat ein und er sprach zu seinen Söhnen: „Geht in die Welt und versucht euch und lerne jeder sein Handwerk; wenn ihr dann wiederkommt, wer das beste Meisterstück macht, der soll das Haus haben."

Das waren die Söhne zufrieden und der älteste wollte ein Hufschmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fechtmeister werden. Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie wieder nach Haus zusammenkommen wollten und zogen fort.

Es traf sich auch, daß jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er was Rechtschaffenes lernte. Der Schmied mußte des Königs Pferde beschlagen und dachte: Nun kann dir's nicht fehlen, du kriegst das Haus. Der Barbier rasierte lauter vornehme Herren und meinte auch, das Haus wäre schon sein. Der Fechtmeister kriegte manchen Hieb, biß aber die Zähne zusammen und ließ sich's nicht verdrießen denn er dachte bei sich, fürchtest du dich vor einem Hieb, so kriegst du das Haus nimmermehr.

Als nun die gesetzte Zeit herum war, kamen sie bei ihrem Vater wieder zusammen. Sie wußten aber nicht, wie sie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, saßen beisammen und ratschlagten. Da kam auf einmal ein Hase übers Feld gelaufen. „Ei", sagte der Barbier, „der kommt wie gerufen", nahm Becken und Seife, schaumte so lange, bis der Hase in die Nähe kam, dann seifte er ihn im vollen Laufe ein und rasierte ihm auch in vollem Laufe ein Stutzbärtchen, und dabei schnitt er ihn nicht und tat ihm an keinem Haar weh.

„Das gefällt mir", sagte der Vater, „wenn sich die andern nicht gewaltig angreifen, so ist das Haus dein." Es währte nicht lange, so kam ein Herr in einem Wagen dahergerannt in vollem Jagen. „Nun sollt ihr sehen, Vater, was ich kann", sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferd, das in einem fort jagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. „Du bist ein ganzer Kerl", sprach der Vater, „du machst deine Sache so gut wie dein Bruder; ich weiß nicht, wem ich das Haus geben soll." Da sprach der dritte: „Vater, laßt mich auch einmal gewähren", und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Kreuzhieben über seinem Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel, und als der Regen stärker ward und endlich so stark, als ob man mit Mulden vom Himmel gösse, schwang er den Degen immer schneller und blieb so trocken, als säße er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, erstaunte er und sprach: „Du hast das beste Meisterstück gemacht, das Haus ist dein."



Die beiden andern Brüder waren damit zufrieden, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle drei zusammen im Haus und trieben ihr Handwerk; und da sie so gut ausgelernt hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld.

So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen, und als der eine krank ward und starb, grämten sich die zwei andern so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt gewesen waren und sich so lieb gehabt hatten, alle drei zusammen in ein Grab gelegt.

Brüder Grimm.

Die sieben Raben

Ein Mann hatte sieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, so sehr er sich's auch wünschte; endlich gab ihm seine Frau wieder gute Hoffnung zu einem Kinde, und wie's zur Welt kam, war's auch ein Mädchen. Die Freude war groß, aber das Kind war schmächtig und klein und sollte die Nottaufe haben. Der Vater schickte einen der Knaben eilends zur Quelle, Taufwasser zu holen: die andern sechs liefen mit, und weil jeder der erste beim Schöpfen sein wollte, so fiel ihnen der Krug in den Brunnen. Da standen sie und wußten nicht, was sie tun sollten und keiner getraute sich heim. Als sie immer noch nicht zurückkamen, ward der Vater ungeduldig und sprach: „Gewiß haben sie's wieder über einem Spiel vergessen, die gottlosen Jungen; ich wollte, daß sie alle zu Raben würden." Kaum war das Wort ausgeredet, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupte in der Luft, blickte in die Höhe und sah sieben kohlschwarze Raben auf und davon fliegen.

Die Eltern konnten die Verwünschung nicht mehr zurücknehmen, und so traurig sie über den Verlust ihrer sieben Söhne waren, trösteten sie sich doch einigermaßen durch ihr liebes Töchterchen, das bald zu Kräften kam und mit jedem Tag schöner ward. Es wußte lange Zeit nicht einmal, daß es Geschwister gehabt hatte, denn die Eltern hüteten sich, ihrer zu erwähnen, bis es eines Tages von ungefähr die Leute sagen hörte, sie wäre wohl schön, aber doch eigentlich schuld an dem Unglück seiner sieben Brüder. Da ward es ganz betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob es denn Brüder gehabt hätte, und wo sie hingeraten wären? Nun durften die Eltern das Geheimnis nicht länger verschweigen, sagten jedoch, es sei so des Himmels Verhängnis, und seine Geburt nur der unschuldige Anlaß gewesen. Allein das Mädchen machte sich täglich ein Gewissen daraus und hatte nicht Ruhe und Rast, bis es sich heimlich aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, es möchte kosten was es wollte. Es nahm nichts mit sich, als ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit. Nun ging es immer zu, weit, weit, bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war zu heiß und fürchterlich, und fraß die kleinen Kinder. Eilig lief es weg und lief hin zum Mond, aber der war gar zu kalt und auch grausig und bös, und als er das Kind merkte, sprach er: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch." Da machte es sich geschwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut und jeder saß auf seinem besonderen Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und sprach: „Wenn du das Beinchen nicht hast, kannst du den Glasberg nicht aufschließen, und in dem Glasberg, da sind deine Brüder."



Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wohl in ein Tüchlein und ging fort, so lange, bis es an den Glasberg kam. Das Tor war verschlossen und es wollte das Beinchen hervorholen, aber wie es das Tüchlein aufmachte, so war es leer und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Da nahm das gute Schwesterchen ein Messer, schnitt sich ein Fingerchen ab, steckte es in das Tor und schloß glücklich auf. Als es eingegangen war, kam ihm ein Zwerglein entgegen, das sprach: „Mein Kind, was suchst du?" – „Ich suche meine Brüder, die sieben Raben", antwortete es. Der Zwerg sprach: „Die Herrn Raben sind nicht zu Hause, aber willst du hier so lange warten, bis sie kommen, so tritt ein." Darauf trug das Zwerglein die Speise der Raben herein auf sieben Tellerchen und in sieben Becherchen, und von jedem Tellerchen aß das Schwesterchen ein Bröckchen, und aus jedem Becherchen trank es ein Schlückchen; in das letzte Becherchen aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen hatte. Auf einmal hörte es in der Luft ein Geschwirr und ein Geweh, da sprach das Zwerglein: „Jetzt kommen die Herrn Raben heimgeflogen." Da kamen sie, wollten essen und trinken und suchten ihre Tellerchen und Becherchen. Da sprach einer nach dem andern: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen? Wer hat aus meinem Becherchen getrunken? Das ist eines Menschen Mund gewesen." Und wie der siebente auf den Grund des Bechers kam, rollte ihm das Ringlein entgegen. Da sah er es an und erkannte, daß es ein Ring von Vater und Mutter war und sprach: „Gott gebe, unser Schwesterlein wär da, so wären wir erlöst." Wie das Mädchen hinter der Tür stand und lauschte, den Wunsch hörte, so trat es hervor, und da bekamen alle die Raben ihre menschliche Gestalt wieder. Und sie herzten und küßten einander und zogen fröhlich heim.

Nach den Brüdern Grimm.

Der Grabhügel

Ein reicher Bauer stand eines Tages in seinem Hof und schaute nach seinen Feldern und Gärten: das Korn wuchs kräftig heran, die Obstbäume hingen voll Früchte und das Getreide des vorigen Jahres lag noch in so mächtigen Haufen auf dem Boden, daß es kaum die Balken tragen konnten. Dann ging er in den Stall, da standen die gemästeten Ochsen, die fetten Kühe und die spiegelglatten Pferde. Endlich ging er in seine Stube zurück und warf seine Blicke auf die eisernen Kasten, in welchen sein Geld lag. Als er so dastand und seinen Reichtum übersah, klopfte es auf einmal heftig bei ihm an. Es klopfte aber nicht an die Türe seiner Stube, sondern an die Türe seines Herzens. Sie tat sich auf, und er hörte eine Stimme, die zu ihm sprach: „Hast du den Deinigen damit wohlgetan? Hast du die Not der Armen angesehen? Hast du mit den Hungrigen dein Brot geteilt? War dir genug, was du besaßest, oder hast du noch immer mehr verlangt?" Das Herz zögerte nicht mit der Antwort: „Ich bin hart und unerbittlich gewesen und habe den Meinigen niemals etwas Gutes erzeigt. Ist ein Armer gekommen, so habe ich mein Auge weggewendet; ich habe mich um Gott nicht gekümmert, sondern nur an die Mehrung meines Reichtums gedacht. Wäre alles mein eigen gewesen, was der Himmel bedeckte, dennoch hätte ich nicht genug gehabt."

Als er diese Antwort vernahm, erschrak er heftig, die Knie fingen an ihm zu zittern und er mußte sich niedersetzen. Da klopfte es an die Tür seiner Stube. Es war sein Nachbar, ein armer Mann, der ein Häufchen Kinder hatte, die er nicht mehr sättigen konnte. „Ich weiß", dachte der Arme, „mein Nachbar ist reich, aber er ist ebenso hart; ich glaube nicht, daß er mir hilft, aber meine Kinder schreien nach Brot, da will ich es wagen." Er sprach zu dem Reichen: „Ihr gebt nicht leicht etwas von dem Eurigen weg, aber ich stehe da wie einer, dem das Wasser bis an den Kopf geht: meine Kinder hungern, leiht mir vier Malter Korn." Der Reiche sah ihn lange an; da begann der erste Sonnenstrahl der Milde einen Tropfen von dem Eis der Habsucht wegzuschmelzen. „Vier Malter will ich dir nicht leihen", antwortete er, „sondern achte will ich dir schenken, aber eine Bedingung mußt du erfüllen." – „Was soll ich tun?" sprach der Arme. „Wenn ich tot bin, so sollst du drei Nächte an meinem Grabe wachen." Dem Bauer ward bei dem Antrag unheimlich zumute, doch in seiner Not hätte er alles bewilligt; er sagte also zu und trug das Korn heim.

Es war, als hätte der Reiche vorausgesehen, was geschehen würde, nach drei Tagen fiel er plötzlich tot zur Erde; man wußte nicht recht, wie es zugegangen war, aber niemand trauerte um ihn. Als er bestattet war, fiel dem Armen sein Versprechen ein; gerne wäre er davon entbunden gewesen, aber er dachte: er hat sich gegen dich doch mildtätig erwiesen, du hast mit seinem Korn deine hungrigen Kinder gesättigt, und wäre das auch nicht, du hast einmal das Versprechen gegeben und mußt es halten."

Bei einbrechender Nacht ging er auf den Kirchhof und setzte sich auf den Grabhügel. Es war alles still, nur der Mond schien über die Grabhügel, und manchmal flog eine Eule vorbei und ließ ihre kläglichen Töne hören. Als die Sonne aufging, begab sich der Arme ungefährdet nach Hause und ebenso ging die zweite Nacht ruhig vorüber. Den Abend des dritten Tages empfand er eine besondere

Angst, es war als stände noch etwas bevor. Als er hinauskam, erblickte er an der Mauer des Kirchhofes einen Mann, den er noch nie gesehen hatte. Er war nicht mehr jung, hatte Narben im Gesicht, und seine Augen blickten scharf und kurz umher. Er war ganz von einem alten Mantel bedeckt und nur seine großen Reitstiefel waren sichtbar. „Was sucht Ihr hier?" redete ihn der Bauer an, „gruselt Euch nicht auf dem einsamen Kirchhof?" – „Ich suche nichts", antwortete er, „aber ich fürchte auch nichts. Ich bin wie der Junge, der ausging, das Gruseln zu lernen und sich vergeblich mühte; der aber bekam die Königstochter zur Frau und mit ihr große Reichtümer; und ich bin immer arm geblieben. Ich bin nichts als ein abgedankter Soldat und will hier die Nacht zubringen, weil ich sonst kein Obdach habe." – „Wenn Ihr keine Furcht habt", sprach der Bauer, „so bleibt bei mir und helft mir dort den Grabhügel bewachen." – „Wacht halten ist Sache des Soldaten", antwortete er, „und was uns hier begegnet, Gutes oder Böses, das wollen wir gemeinschaftlich tragen." Der Bauer schlug ein, und sie setzten sich zusammen auf das Grab.

Alles blieb still bis Mitternacht, da ertönte auf einmal ein schneidendes Pfeifen in der Luft und die beiden Wächter erblickten den Bösen, der leibhaftig vor ihnen stand. „Fort, ihr Halunken", rief er ihnen zu, „der in dem Grab liegt, ist mein; ich will ihn holen, und wo ihr nicht weggeht, dreh ich euch die Hälse um." – „Herr mit der roten Feder", sprach der Soldat, „Ihr seid mein Hauptmann nicht, ich brauch Euch nicht zu gehorchen, und das Fürchten habe ich noch nicht gelernt. Geht Eurer Wege, wir bleiben hier sitzen." Der Teufel dachte, „mit Gold fängst du die zwei Haderlumpen am besten", zog gelindere Saiten auf und fragte ganz zutraulich, ob sie nicht einen Beutel mit Gold annehmen und damit heimgehen wollten. „Das läßt sich hören", sagte der Soldat, „aber mit einem Beutel voll Gold ist uns nicht gedient; wenn Ihr so viel Gold geben wollt, als da in einen von meinen Stiefeln geht, so wollen wir Euch das Feld räumen und abziehen." – „So viel habe ich nicht bei mir", sagte der Teufel, „aber ich will es holen; in der benachbarten Stadt wohnt ein Wechsler, der mein guter Freund ist, der streckt mir gerne soviel vor."



Als der Teufel verschwunden war, zog der Soldat seinen linken Stiefel aus und sprach: „Dem Kohlenbrenner wollen wir schon eine Nase drehen. Gebt mir nur Euer Messer, Gevatter." Er schnitt von dem Stiefel die Sohle ab und stellte ihn neben dem Hügel in das hohe Gras an den Rand einer halbüberwachsenen Grube. „So ist alles gut", sprach er, „nun kann der Schornsteinfeger kommen."

Beide setzten sich und warteten, und es dauerte nicht lange, so kam der Teufel wieder und hatte ein Säckchen Gold in der Hand. „Schüttet es nur hinein", sprach der Soldat und hob den Stiefel ein wenig in die Höhe, „das wird aber nicht genug sein." Der Schwarze leerte das Säckchen, das Gold fiel durch und der Stiefel blieb leer. „Dummer Teufel", rief der Soldat, „es schickt nicht; habe ich es nicht gleich gesagt? Kehrt nur wieder um und holt mehr." Der Teufel schüttelte den Kopf, ging und kam nach einer Stunde mit einem viel größeren Sack unter dem Arm. „Nur eingefüllt", rief der Soldat, „aber ich zweifle, daß der Stiefel voll wird." Das Gold klingelte, als es hinabfiel, und der Stiefel blieb leer. Der Teufel blickte mit seinen glühenden Augen selbst hinein und überzeugte sich von der Wahrheit. „Ihr habt unverschämt starke Waden", rief er und verzog den Mund. „Meint Ihr", erwiderte der Soldat, „ich hätte einen Pferdefuß wie Ihr? Macht, daß Ihr mehr Gold herbeischafft, sonst wird aus unserem Handel nichts." Der Unhold trollte sich abermals fort. Diesmal blieb er länger aus, und als er endlich erschien, keuchte er unter der Last eines Sackes, der auf seiner Schulter lag. Er schüttete ihn in den Stiefel, der sich aber so wenig füllte als vorher. Er war wütend und wollte dem Soldat den Stiefel aus der Hand reißen, aber in dem Augenblick drang der erste Strahl der aufgehenden Sonne am Himmel herauf und der böse Geist entfloh mit lautem Geschrei. Die arme Seele war gerettet.

Der Bauer wollte das Gold teilen, aber der Soldat sprach: „Gib den Armen, was mir zufällt; ich ziehe zu dir in deine Hütte und wir wollen mit dem übrigen in Ruhe und Frieden zusammenleben, solange es Gott gefällt."

Brüder Grimm.

Das Feuerzeug

Es war einmal ein Soldat, der hatte seinem König treu gedient; als aber der Krieg zu Ende gegangen war, da schickte ihn der König ohne Geld nach Hause, denn er konnte ihn nun nicht mehr gebrauchen. Traurig marschierte der Soldat über die Landstraße dahin und sorgte sich, wie er sich hinfort durch die Welt bringen sollte. So war er schon den ganzen Tag marschiert, als ihm gegen Abend eine alte Hexe begegnete.

„Guten Abend, Soldat", sagte sie, „was hast du für einen hübschen Säbel und für einen großen Tornister! Wie ein richtiger tapferer Soldat siehst du aus. Dafür sollst du nun auch so viel Geld bekommen, wie du haben willst." – „Schönen Dank, aber von wem denn, alte Hexe?" sagte der Soldat. „Von mir", sagte sie, „du mußt nur in den hohlen Baum hier steigen." – „Was soll ich denn da?" fragte der Soldat. „Das Geld holen", erwiderte die Hexe. „Unter dem Baum nämlich kommst du in einen großen Gang mit lauter brennenden Lampen. Die drei Türen darin machst du auf. Hinter der ersten steht ein großer Kasten und auf dem Kasten sitzt ein Hund mit Augen so groß wie Tassenköpfe. Aber das muß dich nicht bekümmern. Hier hast du meine Schürze, da setzest du ihn drauf, dann kann er dir nichts anhaben. In dem Kasten ist lauter Kupfergeld, das gehört alles dir. Wenn du aber lieber Silber haben willst, dann gehe in die zweite Kammer. Der Hund darin hat Augen so groß wie Mühlräder. Aber du hast ja meine Schürze. Wenn du aber Gold haben willst, dann geh in die dritte Kammer. Der Hund freilich, der dort hockt, der hat ein Paar Augen, so groß und rund wie zwei Festungstürme." – „Der kommt auch auf die Schürze", sagte der Soldat, „mitsamt seinen Festungstürmen. Aber du, alte Hexe, was willst denn du für all das haben?" – „Nicht einen Pfennig", erwiderte sie, „nur das alte Feuerzeug sollst du mir heraufbringen, das meine Großmutter hat stehenlassen, als sie das letztemal unten war." – „Her mit dem Strick", sagte der Soldat. Da band ihm die Hexe einen Strick um den Leib und steckte ihm ihre Schürze zu, und der Soldat stieg in den hohlen Baum hinein und ließ sich in seinem Inneren hinab.

Unten angekommen, fand er alles, wie es die Hexe gesagt hatte. Hinter der ersten Türe saß der Hund mit den Augen wie Tassenköpfe. „Bist ein braver Hund", sagte er zu ihm, setzte ihn auf die Schürze und stopfte sich die Taschen voll Kupfergeld. Dann schlug er den Kastendeckel wieder zu, setzte den Hund obendrauf und trat zur zweiten Tür hinein. „Sieh mich nicht so scharf an", sagte er zu dem Hund mit den Augen wie Mühlräder, „am Ende tun dir die Augen weh." Damit setzte er auch ihn auf die Schürze und der Hund sah stille zu, wie er nun all das Kupfergeld wieder aus den Taschen warf und sich dafür lauter Silbertaler hineinstopfte.

In der dritten Kammer jedoch saß wahrhaftig der Hund mit den Augen rund und groß wie Festungstürme.

„Guten Abend zu wünschen", sagte der Soldat und nahm die Hand an die Mütze, denn so ein Hund war ihm doch noch nicht vorgekommen. Aber dann hob er auch ihn auf die Schürze und auch er mußte zusehen, wie sich der Soldat die Taschen und die Stiefel und den Tornister und die Mütze voll Goldstücke stopfte, nachdem er die Silbertaler fortgeworfen. Dann setzte er ihn auf den Kasten zurück, warf die Türe ins Schloß und schrie durch den hohlen Baum hinauf, daß die Hexe ihn nun wieder in die Höhe ziehen sollte.

„Hast du auch mein Feuerzeug", rief sie hinab und er antwortete, daß er's reineweg vergessen habe, aber daß er's gleich noch holen wollte. Er kehrte also noch einmal in den Gang zurück, holte das Feuerzeug und die Hexe zog ihn am Strick aus dem Baum herauf.

„Was willst du eigentlich mit dem Feuerzeug, alte Hexe", fragte er, als er wieder oben stand, ganz schwer von all dem Golde. – „Das geht dich nichts an", sagte sie, „du hast dein Gold, gib mir mein Feuerzeug!"

„Quark!" sagte der Soldat, „entweder du verrätst mir auf der Stelle, was du mit dem Feuerzeug vorhast, oder ich haue dir den Kopf herunter." – „Nein", schrie die Hexe. Da zog er seinen Säbel, schlug ihr den Kopf ab und steckte das Feuerzeug zu sich. Dann machte er sich auf den Weg in die Stadt.



In dem schönsten Wirtshaus kehrte er ein und bestellte die allervornehmsten Zimmer für sich und zu essen und zu trinken, was Küche und Keller nur hergeben mochten. So lebte er eine gute Weile in Saus und Braus; und weil er es auch anderen wohlergehen ließ von seinem Gelde, denn er war immer ein guter Kamerad gewesen, so hatte er bald viele Freunde. Eines Tages erzählten sie ihm, was der König für eine wunderschöne Tochter habe. „Wo kann einer die wohl zu sehen bekommen?" fragte der Soldat. „Nirgends", antworteten sie, „denn der König hält sie in einem kupfernen Schloß verwahrt und niemand darf zu ihr außer ihm selbst; es ist nämlich geweissagt, daß sie einen einfachen Soldaten heiraten soll."

„Aber doch möchte ich sie für mein Leben gern einmal sehen", dachte der Soldat, und dachte es noch oftmals, auch als sein Geld immer weniger geworden war. Zuletzt wohnte er in einem kleinen Dachstübchen und mußte sich seine Stiefel selber putzen und seine Kleider mit der Stopfnadel flicken, und eines Abends saß er im Dunkeln, weil er sich nicht einmal mehr ein Licht kaufen konnte. Da fiel ihm das Feuerzeug ein, in dem noch ein Talgstumpen stecken mußte. Er holte es hervor und schlug Feuer damit: da sprang die Tür sperrangelweit auf und der große Hund mit den Augen wie Tassenköpfe stand vor ihm und fragte ihn, was er befehle.



„Potztausend", dachte der Soldat, „das nenne ich mir ein Feuerzeug! Schaff mir ein bißchen Geld", sagte er zu dem Hund, und wips war der Hund fort und wips auch wieder da und hielt einen Beutel voll Gold zwischen den Zähnen.

Da war es für unseren Soldaten mit der Dachkammer und dem Stiefelputzen gleich wieder vorbei; denn schlug er einmal Feuer, so kam der Hund mit dem Kupfergeld, schlug er zweimal, der mit dem Silber und beim dritten Male kam er mit dem Golde. Eines Nachts aber, als er wieder an die schöne Prinzessin denken mußte, ließ er den Hund mit den Augen wie Tassenköpfe kommen. „Es ist freilich spät in der Nacht", sagte er, „aber ich möchte doch zu gerne die schöne Prinzessin sehen, nur einen Augenblick."

Wips, war der Hund fort, und wips auch wieder da, und auf seinem Rücken saß die wunderschöne Prinzessin und schlief. Der Soldat konnte es nicht lassen, er mußte sie küssen, denn Soldat war er, durch und durch. Danach sprang der Hund wieder fort und die Prinzessin saß auf seinem Rücken und schlief noch immer.

Am andern Morgen aber erzählte sie der Königin, wie sie im Traume auf einem Hund zu einem Soldaten geritten wäre und daß der Soldat sie küßte. „Ei", sagte die Königin, „das ist mir eine schöne Geschichte!" und noch in der nächsten Nacht mußte eine Hofdame am Bette der Prinzessin Wache halten.

Wirklich kam auch mitten in der Nacht der Hund herein, nahm die Prinzessin auf seinen Rücken und sprang mit ihr davon. Die Hofdame aber sprang hinterdrein, und als der Hund in dem Haus verschwunden war, in welchem der Soldat schon sehnsüchtig auf ihn wartete, da machte sie mit Kreide ein Kreuz an die Türe. Der Hund bemerkte es wohl, als er die Prinzessin nach einer Weile wieder forttrug. Darum nahm er auch ein Stück Kreide und machte Kreuze an alle Türen in der ganzen Stadt.

Am andern Morgen kam der König mit seinem ganzen Hofstaat, um Nachschau zu halten; aber als sie die Kreuze an allen Türen fanden in der ganzen Stadt, da mußten sie einsehen, daß sie ihren Meister gefunden hatten. Die Königin aber wollte sich damit nicht zufrieden geben, darum nähte sie einen kleinen Beutel aus Seide und füllte ihn mit Buchweizengrütze und band ihn der Prinzessin auf den Rücken. Hernach schnitt sie unten in den Beutel ein kleines Loch, eben groß genug, daß ein dünner Strahl Grütze herausrieselte, wenn die Prinzessin sich bewegte.
In der Nacht kam der Hund wieder und trug die Prinzessin fort. Aber diesmal bemerkte er nicht, daß der ganze Weg vom Schlosse bis vor des Soldaten Türe mit Grütze bestreut war. Darum sahen es der König und die Königin am andern Morgen wohl, wo ihre Tochter gewesen war, und sie ließen den Soldaten ins Gefängnis werfen. Gleich in der Frühe des andern Tages sollte er an den Galgen gehenkt werden.
Da saß er nun und hörte das Trommeln und Marschieren, als der Tag graute, und sah durch sein kleines Gitterfenster hindurch, wie die Leute vorbeiströmten, um ihn hängen zu sehen. Auch ein Schusterjunge war dabei, der hatte es so eilig, daß ihm ein Pantoffel vom Fuße flog, gerade in das kleine Fenster hinein.
„Schusterbübchen", rief der Soldat, „es eilt ja nicht, denn ohne mich wird nicht angefangen. Aber willst du dir fünf Groschen verdienen, dann lauf noch geschwind in meine Wohnung und hole mir das Feuerzeug, das ich dort habe liegenlassen." Der Schusterjunge wollte die fünf Groschen gerne verdienen. Darum lief er hin und brachte dem Soldaten, was er verlangte. Gleich danach ward der Soldat auf den Richtplatz geführt, wo schon der ganze Hofstaat seiner wartete.
„Gnädigster Herr König", sagte der Soldat, als er schon auf der Leiter zum Galgen stand, „ehe ich nun meine Strafe erleiden muß, gewähret mir armen Sünder noch einen letzten Wunsch. Ich möchte wohl gerne noch eine letzte Pfeife Tabak rauchen."
Der König sagte, daß er es ihm nicht abschlagen wolle, und der Soldat holte sein Feuerzeug hervor. Kaum aber hatte er einmal, zweimal, dreimal Feuer damit geschlagen, als schon die Hunde bei ihm standen, alle drei, der mit den Augen wie Tassenköpfe und der mit den Augen wie Mühlräder und der mit den Augen wie runde Festungstürme.
„Helft mir aus meiner Not", rief der Soldat, „denn ich soll gehenkt werden." Da fuhren die Hunde gleich los und packten die Richter und die Räte und schleuderten sie turmhoch in die Luft, daß sie beim Herabfallen in tausend Stücke zerschlugen. Auch den König packten sie, wenn er auch sagte, daß er nicht möchte, und die Königin dazu und schleuderten sie hinter den andern her.
Da erschraken die Soldaten, die ringsumher aufgestellt waren, und das Volk rief: „Soldat, Soldat, du mußt unser König werden!" Dann setzten sie ihn in die goldene Kutsche, und die Hunde tanzten vor ihr her, und riefen hurrah, und die Soldaten präsentierten das Gewehr. Nun kam die Prinzessin aus dem kupfernen Schloß hervor und wurde Königin, und das gefiel ihr gar nicht schlecht. Die Hochzeit dauerte acht Tage, und die Hunde sind mit am Hochzeitstisch gesessen und haben große Augen gemacht.

Nach den Brüdern Grimm und Andersen.

Der standhafte Zinnsoldat

Es waren einmal fünfundzwanzig Zinnsoldaten, lauter Brüder, denn sie waren alle aus einem alten zinnernen Löffel gemacht. Das Gewehr trugen sie aufrecht im Arm und das Gesicht geradeaus gerichtet. Ihre Uniform war blau und hatte rote Aufschläge, das war wunderschön anzusehen. Alle glichen einander aufs Haar, bis auf einen einzigen: der hatte nur ein Bein, denn er war zuletzt gegossen worden, als nicht mehr genug Zinn übrig war. Doch stand er auf dem einen Bein ebenso fest wie die anderen auf ihren zweien.
Auf dem Tisch, auf dem sie zur Parade aufgestellt waren, stand noch viel anderes Spielzeug. Das schönste war ein kleines Schloß aus buntem Papier. Mitten in der offenen Schloßtüre stand ein allerliebstes Fräulein, auch aus Papier geschnitten. Sie trug ein kurzes Röckchen aus Spitzen und ein himmelblaues Mieder, und mitten schimmerte ein Stern aus Goldflitter, wie ein Orden anzusehen. Das kleine Fräulein streckte ihre beiden Arme aus, denn sie war eine Tänzerin, und dabei wirbelte sie das eine Bein hoch in die Höhe.
„Das wäre eine Frau für mich", dachte er, „ich will sehen, daß ich ihre Bekanntschaft mache." Damit begab er sich in Deckung hinter eine Tabaksdose, die auf dem Tische stand. Von dort aus konnte er das kleine Fräulein bewundern, wie es immerfort auf einem Beine stand, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.
Am Abend kamen die anderen Zinnsoldaten in ihre Schachtel und die Leute im Hause gingen zu Bett. Es währte aber nicht lange, so begannen die Spielsachen erst recht munter zu werden: die Soldaten rasselten in der Schachtel und wollten heraus, der Nußknacker schlug einen Purzelbaum und der Griffel sprang auf der Schreibtafel hin und her. Nur der Zinnsoldat und die kleine Tänzerin rührten sich nicht von der Stelle; wie zuvor schwebte sie mit ausgebreiteten Armen auf der Spitze eines Fußes, und er stand ebenso unbeweglich auf seinem einen Bein

und wandte den Blick nicht von ihr. Um Mitternacht aber sprang mit einem Male die Schnupftabaksdose auf, und heraus fuhr der kleine schwarze Kobold, der sich darin verborgen hielt. „Zinnsoldat“, sagte er, „willst du wohl deine Augen bei dir behalten?“ Aber der Zinnsoldat stellte sich, als hörte er es nicht. Da drohte ihm der Kobold mit seiner kleinen Faust: „Warte nur bis morgen früh“, sagte er und verschwand wieder in seiner Schnupftabaksdose.

Anderen Morgens, als die Kinder aus dem Bett kamen, wurde der Zinnsoldat auf Wache in das Fenster gestellt. Mit einem Male aber sprang es weit auf und der Zinnsoldat stürzte kopfüber in die Tiefe hinab. Sein Bein in die Höhe gekehrt, blieb er mit dem aufgepflanzten Seitengewehr zwischen zwei Pflastersteinen stecken. Der kleine Junge, dem er gehörte, kam sogleich mit seinem Kindermädchen auf die Straße herunter, um ihn zu suchen. Aber sie konnten ihn nicht finden. Auch schwieg der Zinnsoldat still, obwohl er sie ganz dicht vor sich sah, denn er hielt es für ungehörig, laut zu rufen, wenn er in Uniform war.

Nach einer Weile verfinsterte sich der Himmel und ein dichter Platzregen troff hernieder. Als er wieder abgezogen war, kamen zwei Gassenbuben des Weges: „Sieh an“, sagte der eine von ihnen, „da liegt ja ein Zinnsoldat; der soll gleich einmal Kahn fahren.“ Darauf machten sie aus einer alten Zeitung ein Boot, stellten den Zinnsoldaten hinein und dahin ging es mit ihm auf den Wogen des Rinnsteins, die von dem frischen Regenguß noch wildbewegt waren. Das Papierboot tanzte auf und nieder und zwischendurch drehten es die Wirbel im Kreise. Aber der Zinnsoldat verzog keine Miene und stand unbewegt aufrecht und hielt sein Gewehr fest, wenn ihm auch etwas schwindelig war. Mit einem Male schoß das Boot unter ein langes Rinnsteinbrett. Es war finster darunter, wie in der Schachtel, und der Zinnsoldat dachte an den Kobold, der ihn verwünscht hatte, und auch an die kleine Tänzerin dachte er und sehnte sie herbei. Plötzlich aber schoß eine große Ratte, die unter dem Rinnsteinbrett wohnte, mit gefletschten Zähnen auf ihn los und wollte seinen Passierschein sehen. Aber er hielt sein Gewehr nur fester, und das Boot fuhr immer schneller mit ihm dahin, so daß die Ratte ihn vergeblich einzuholen versuchte. Aber dort, wo das Rinnsteinbrett zu Ende war, da stürzte sich das Wasser mit Brausen in den großen Kanal, der mitten durch die Stadt führte. Das Boot schoß mit dem Wasserfall hinab, drehte sich ein paarmal um sich selbst und dann begann es immer schneller zu sinken. Das Wasser reichte dem Zinnsoldaten schon bis zum Halse, aber er stand noch immer kerzengerade und blinzelte nicht einmal mit den Augen, auch nicht, als es ihm zuletzt über dem Kopf zusammenschlug. Aufrecht, sein Gewehr im Arm, fuhr er in die Tiefe hinab. In demselben Augenblick wurde er von einem großen Fisch verschlungen. Da lag er nun mit Säbel und Gewehr, so lang er war, in dem dunklen Bauch des Fisches. Vielleicht ist er dann doch eingeschlafen.

Mit einem Male aber war es, als fahre ein Lichtstrahl herein, und da wurde es auch schon ganz hell und er hörte eine Stimme, die schrie: Ein Zinnsoldat! Da war der Fisch gefangen worden und auf den Markt gebracht und verkauft, und endlich in die Küche geraten, wo ihn die Köchin mit einem großen Messer aufschnitt. Sie packte den Zinnsoldaten mit zwei Fingern und trug ihn in die Stube und stellte ihn auf den Tisch, – und siehe da, es war dieselbe Stube, in welcher er früher gewesen. Das Schloß stand noch auf dem Tisch, und auch die schöne kleine Tänzerin stand noch auf ihrer Fußspitze da wie zuvor. Er blickte sie an und sie schaute wieder her, aber sie sprachen beide kein Wort.

Auf einmal aber packte der kleine Junge den Zinnsoldaten und schleuderte ihn in das Feuer, das im Kamin brannte. Das muß ihm der böse kleine Kobold eingegeben haben.

Da stand der Zinnsoldat nun in der Feuersglut und fühlte, wie heiß es darin war, und daß er nun bald zerschmelzen würde. Darum nahm er sich noch einmal zusammen und hielt sich gerade solange es noch gehen wollte. Das Gewehr im Arm blickte er unverwandt auf die kleine Tänzerin. Da ließ der Kobold die Zimmertür aufspringen, und siehe da, ein Windstoß packte die Tänzerin und warf sie in die Feuersglut hinein, geradenwegs zu dem Zinnsoldaten. Sie loderte hell auf und ward zu Asche verbrannt. Da zerschmolz auch der Zinnsoldat zu einem schwarzen Klumpen zusammen. Das Dienstmädchen hat ihn am anderen Morgen gefunden, als sie die Asche aus dem Kamin räumte. Er war wie ein kleines Herz geformt. Von der Tänzerin ist aber nur noch der Goldflitter übrig gewesen, kohlschwarz gebrannt.

Nach Andersen.



Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen

Es war entsetzlich kalt; es schneite und fing schon an ganz dunkel zu werden, es war der letzte Abend im Jahr, Neujahrsabend! In dieser Kälte und Dunkelheit ging ein armes kleines Mädchen mit bloßem Kopfe und nackten Füßen auf der Straße umher. Es hatte zwar Pantoffeln angezogen, als es von Hause weggegangen war, aber was konnten die wohl helfen. Es waren ein paar alte Schlaffen, die Mutter hatte sie bis zuletzt getragen, so groß waren sie; und die verlor die Kleine, als sie schnell über die Straße laufen wollte. Der eine Pantoffel war nicht wiederzufinden und mit dem andern rannte ein Junge davon, er sagte, den wolle er als Wiege gebrauchen, wenn er selbst Kinder bekäme.



Da ging nun das arme Mädchen mit nackten Füßen, die rot und blau vor Kälte waren. In einer alten Schürze trug sie eine Menge Schwefelhölzchen, und ein Bund davon hielt sie fest in der Hand. Niemand hatte ihr den ganzen Tag über etwas abgekauft, niemand hatte ihr nur einen Pfennig gegeben; hungrig und verfroren ging sie umher und sah so jammervoll aus. Schneeflocken fielen in ihre langen gelben Haare, und von allen Fenstern strahlten helle festliche Lichter und dabei verbreitete sich ein so angenehmer Geruch von Gänsebraten! Es war ja auch Neujahrsabend! Daran dachte sie. In einer Ecke zwischen zwei Häusern setzte sie sich nieder und kauerte sich zusammen. Die kalten Füße hatte sie an sich gezogen, aber sie fror immer mehr, und nach Hause durfte sie nicht gehen; sie hatte ja keine Schwefelhölzchen verkauft, nicht ein Almosen bekommen! Der Vater würde sie geschlagen haben und kalt war's ja auch daheim, wo sie nur das Dach über sich hatten, durch das der Wind hereinpfiff. Ach! ein kleines Schwefelhölzchen würde ihr gut tun. Dürfte sie nur ein einziges aus dem Bund herausziehen, es an der Mauer streichen und die Finger daran wärmen! Endlich wagte sie es doch, das gab eine warme helle Flamme wie ein kleines Licht und sie glaubte vor einem großen eisernen Ofen mit Messingknöpfen und Kasten zu sitzen, als sie die Hand um das wunderbare Licht hielt. Das Feuer brannte so schön, erwärmte so herrlich! Sie streckte schon die Füße aus, um auch diese zu wärmen – da erlosch die Flamme; der Ofen verschwand und das kleine Mädchen saß da mit dem Überreste des ausgebrannten Schwefelhölzchens in der Hand.

Nun zündete sie ein zweites Schwefelholz an, das brannte und leuchtete so hell, und wo sein Licht davon auf die Mauer fiel, da wurde dieselbe so durchsichtig wie Flor. Die Kleine konnte gerade in die Stube hineinsehen, wo der Tisch glänzend weiß mit feinem Porzellan gedeckt stand; köstlich dampfte, mit Pflaumen und Äpfel gefüllt, die gebratene Gans, und was noch das allerköstlichste davon war, die Gans watschelte mit Messer und Gabel im Leibe über die Diele und geradeswegs hin zu dem armen Mädchen. Da erlosch auch das zweite Schwefelhölzchen und nur die kalte Mauer war noch zu sehen.

Sie zündete ein neues an. – Da saß sie auf einmal unter dem schönsten Weihnachtsbaum. Viel tausend Lichter brannten in den grünen Zweigen, und bunte Bilder, wie sie in den Ladenfenstern aushängen, blickten auf sie herab. Die Kleine streckte beide Arme danach aus, da erlosch das Schwefelhölzchen, die vielen Weihnachtslichter stiegen höher und höher, sie sah sie nun als klare Sterne, einer davon fiel herab und ließ im Fallen einen langen Feuerstreifen am Himmel zurück. –

„Nun stirbt jemand!" sagte das arme Mädchen, denn die alte Großmutter, welche die Einzige gewesen, die es gut mit der Kleinen meinte, hatte gesagt: „Wenn ein Stern vom Himmel fällt, so geht eine Seele zu Gott."

Wiederum strich sie ein Schwefelhölzchen an der Mauer an, das weit umher leuchtete; im Glanze sah sie die alte Großmutter klar und deutlich stehen; sie lächelte sanft und liebevoll.

„Großmutter!" rief die Kleine, „oh, nimm mich mit! Ich weiß, daß du wieder verschwunden bist, wenn das Schwefelhölzchen ausgeht – verschwunden wie der warme Ofen, die gebratene Gans und der schöne Weihnachtsbaum!" Und sie strich eilig alle noch übrigen Schwefelhölzchen an, um die Großmutter recht festzuhalten, und die Schwefelhölzchen leuchteten mit solchem Glanze, daß es heller wurde

als der helle Tag. Noch nie war Großmutter so schön und so hold gewesen; sie nahm das kleine Mädchen an ihre Hand und flog in Glanz und Freude mit ihm so hoch dahin, wo es keine Kälte, keinen Hunger und keine Furcht und keine Angst mehr gab.

Aber in der Ecke bei dem Hause saß am andern Morgen das kleine Mädchen mit roten Wangen und lächelndem Angesicht, totgefroren am letzten Tag im alten Jahr. Der kalte, klare Neujahrsmorgen ging über ihr auf, wie sie noch mit den Schwefelhölzchen dasaß, von denen das eine Bund fast ganz aufgebrannt war.

„Sie hat sich an den Schwefelhölzchen wärmen wollen", sagten die Leute. Niemand aber wußte, was sie Herrliches gesehen hatte und in welchem Glanz sie Hand in Hand mit der alten Großmutter eingegangen war zu den Freuden des Neuen Jahres.

Nach Andersen.

Das schneeweiße Hühnchen

Es war einmal ein armer Weber mit seiner Frau, die hatten viele liebe Kinder. Das jüngste und liebste von ihnen aber war ein kleines Mädchen, welches Christinchen hieß. Es war ein sehr freundliches und gehorsames Kind und konnte, wenn der Frühling und Sommer da waren, still für sich ganze Tage und Wochen im Garten spielen, ohne daß es andere Gefährten brauchte als die Büsche und die Blumen und die Vögel, die in den Zweigen sangen. Mit ihnen lebte und spielte und schwätzelte es, als wären es Menschen, und wenn die Sonne untergegangen war, so kam es fröhlich wieder ins Haus, aß ein Butterbrötchen, faltete die Hände zum Gebet und schlief dann ein.

Nun geschah es, daß Christinchen eines Abends, als es in die Stube trat, etwas in dem zusammengefalteten Schürzchen trug, und sie ließ die Mutter und die Geschwister raten, was es wohl darin habe. Als es aber niemand erraten konnte, machte sie das Schürzchen auf, und heraus fiel ein kleines schneeweißes Küchlein, das ein buntes Büschelchen Federn auf dem Kopfe hatte. Die Mutter verwunderte sich und fragte, woher sie das Küchlein habe. „Es kam im Garten zu mir", antwortete Christinchen, „und hüpfte auf meinen Schoß und hat den ganzen Nachmittag mit mir gespielt, und als ich fortgehen wollte, ist es mir nachgelaufen. Da habe ich es in meiner Schürze mitgenommen, denn es wäre wohl jämmerlich, wenn es die Nacht draußen sitzen und frieren sollte; auch könnte in der Nacht ein Wiesel oder Iltis kommen und es auffressen. Hinfort soll es bei mir bleiben und soll's recht gut haben." Mit diesen Worten hob sie es auf und küßte es; und als sie hernach zu Bett ging, da legte sie es sich auf die Brust, und das Küchlein breitete seine kleinen Flügel aus, als wollte es Christinchen damit zudecken und wärmen.

Am andern Morgen schickte die Mutter bei allen Nachbarn im Dorfe herum und ließ nachfragen, ob niemand ein schneeweißes Hühnchen mit einem bunten Käppchen auf dem Kopf verloren hätte, denn sie konnte sich nicht erklären, woher das Küken zu Christinchen sollte gekommen sein. Aber die Nachbarn wußten es auch nicht. Sie ließen ihr sagen, schneeweiße Hühner mit bunten Käppchen hätte keiner von ihnen und keinem sei eines verlorengegangen. Da jubelte Christinchen, daß sie ihr Küchlein behalten durfte, und hinfort ward eine unzertrennliche Freundschaft zwischen ihr und dem Küchlein. Sie gab ihm den Namen Schneeweißchen, und fast immer waren sie nun zusammen im Garten, wo sie die Blumen begoß und das Unkraut jätete, oder auch nur stille saß und strickte. Es stand ein alter Birnbaum dort, und darunter lag ein großer breiter Stein. Auf diesen Stein pflegte Christinchen sich zu setzen. Es war aber, als wäre er dem Schneeweißchen besonders lieb; denn immer legte es sich unten an ihn hin und kratzte und scharrte dort in der Erde und bewarf seine kleinen Flügel und Federn mit Staub.

So lebten die beiden den ganzen Frühling und den Sommer, und Schneeweißchen bedurfte zu seiner Nahrung wenig mehr als ein paar Krümchen, die Christinchen ihm von ihrem Brötchen abgab; und es hätte auch sie nicht einmal bedurft, denn draußen war im Sommer für ein Hühnchen die Hülle und Fülle aufzupicken. Als aber der Herbst verging und der erste Schnee vom Himmel fiel, da mußten die beiden kleinen Freunde in die Stube ziehen und kamen in große Not. Die Mutter nämlich wollte das Hühnchen nicht mehr im Hause behalten, denn sie wußte nicht, wie sie es füttern sollte, wenn es nun immer größer würde. Darum gebot sie Christinchen eines Tages, es zu ihrer Frau Patin zu bringen, die in dem Nachbardorfe wohnte; die sollte es fortan hegen und pflegen an ihrer Statt. Aber Christinchen weinte bitterlich und sprach: „Wenn Schneeweißchen fort muß, dann mag auch ich nicht länger auf der Welt bleiben. Ach, warum wollen wir es denn nicht behalten, da es nun doch bald groß wird und uns gewiß viele schöne Eier legt." Und sie bat die Mutter so flehentlich, daß diese zuletzt einwilligte und sagte: „Nun denn in Gottes Namen! Du sollst es behalten, und der liebe Gott mag uns bei unserer Arbeit so viel noch geben, daß Schneeweißchen ein paar Körnchen mitessen kann."

Da lebte Schneeweißchen nun in der Stube und schlief des Nachts an Christinchens Herzen. Aber wenn es auch kalt draußen war und der Schnee den Rasen deckte, so begab es sich doch jeden Tag einmal hinaus zu dem Stein, wo es sich im Sommer so oft sein kühles Bett in der Erde



aufgekratzt hatte. Als aber Weihnachten vorbei war und die Tage wieder länger wurden, da legte es sein erstes Ei und von da an legte es jeden Tag eines und manchmal auch zwei, sieben Jahre lang, so lang es gelebt hat. In all der Zeit aber ist es von Christinchen nimmer gewichen. Wenn es im Walde den Kühen nachging oder auf dem Felde arbeitete, es flog immer mit; meistens aber trug Christinchen es auf dem Arm wie ein Ritter seinen Falken trägt. Immer aber ging es noch jeden Tag zu dem Stein unter dem Birnbaum und kratzte dort in der Erde, und auch Christinchen blieb die Stelle immer lieb, weil das Schneeweißchen dort das erstemal zu ihr gekommen war.

Als Christinchen aber fünfzehn Jahre alt war, und schon ein großes schönes Mädchen, da begann das Hühnchen immer öfter die Flügel hängen zu lassen und bekam trübe Augen und gluckste so traurig und mochte nichts mehr essen, und eines Morgens lag es tot neben dem breiten Stein unter dem alten Birnbaum. Da weinte Christinchen sehr und nahm es noch einmal in den Arm und küßte es. Dann sprach es zu seiner Mutter: „Schneeweißchen soll nun da schlafen, wo es immer gesessen und gescharrt; denn es ist billig, daß ein jeder da schlafe, wo es ihm am besten gefällt." Da gingen Mutter und Tochter hin und begannen neben dem Stein das kleine Grab für das Hühnchen auszuheben. Sie hatten aber noch nicht lange gegraben, so stießen sie auf etwas Hartes, und als sie die Erde weggeräumt hatten, so kam ein Kästchen aus Eichenholz zum Vorschein. Es mußte schon lange in der Erde geruht haben, denn sein Boden war schon angefault. Bevor sie es aber öffneten, machten sie das kleine Grab fertig, legten Lilien und grüne Kräuter hinein und betteten Schneeweißchen darauf. Dann deckten sie es mit Erde zu und pflanzten Rosen und Violen umher.

In dem Kästchen aber befand sich inwendig ein zweites aus Eisen, und als Christinchens Vater es mit vieler Mühe geöffnet hatte, so fanden sich zehntausend goldene Dukaten darin. Da freuten sich die armen Leute über alle Maßen und die Mutter sprach zu dem alten Weber: „Nun habe ich doch recht gehabt, Vater, wenn ich immer sagte, daß es mit unserem Kinde und dem Schneeweißchen etwas Besonderes sein müsse, was wir nur nicht recht verstünden." Als sie sich aber genug gewundert und gefreut hatten, sagte der Vater zu Christinchen: „Sieben Jahre hat dein Schneeweißchen bei dir gewohnt, damit es dir deinen Brautschatz zeige: darum ist das alles nun dein, und kein Graf ist zu gut, sich mit dir zu vermählen." Christinchen aber antwortete: „Nein, lieber Vater, es soll uns allen zusammen gehören, und ihr und die Mutter und alle Geschwister soll jedes seinen gleichen Teil bekommen, so will ich es haben."

Da ist es so geschehen, und die guten Leute haben bis an ihr Ende ohne Sorgen in Freuden zusammen gelebt. Oftmals aber gedachten sie des schneeweißen Hühnchens, wie es als ein lieber unschuldiger Geist zu Christinchen gekommen war, seine Jugend zu beschützen und sie alle glücklich zu machen.

Nach E. M. Arndt.

Die Geschichte vom Kalif Storch

Der Kalif von Bagdad saß einmal an einem schönen Nachmittag behaglich auf seinem Sofa. Er hatte ein wenig geschlafen, denn es war ein heißer Tag, und sah nun nach seinem Schläfchen recht heiter aus. Er rauchte aus einer langen Pfeife aus Rosenholz, trank hie und da ein wenig Kaffee und strich sich allemal vergnügt den Bart, wenn es ihm geschmeckt hatte. Um diese Stunde konnte man gar gut mit ihm reden, weil er da immer recht mild und leutselig war; deswegen besuchte ihn auch sein Großwesir Mansor alle Tage um diese Zeit. Heute aber sah er nachdenklich aus, als er eintrat, und der Kalif fragte ihn sogleich, warum er ein solches Gesicht mache.

Der Großwesir schlug seine Arme kreuzweise über die Brust und verneigte sich tief.

„Herr", antwortete er dann, „da unten vor dem Schloß steht ein fremder Krämer, der hat so schöne Sachen zu verkaufen, daß es mich ärgert, nicht viel überflüssiges Geld zu haben."

Der Kalif, der seinem Großwesir schon lange gerne eine Freude gemacht hätte, schickte seinen schwarzen Sklaven hinunter und ließ den Krämer heraufholen. Dieser war ein kleiner dicker Mann, schwarzbraun im Gesicht, in einem zerlumpten Anzug. Er trug in seinem Kasten allerhand kostbare Waren, Perlen und Ringe, reichbeschlagene Pistolen und Becher und Kämme. Der Kalif und sein Wesir musterten alles durch, und der Kalif kaufte endlich für sich und Mansor ein paar schöne Pistolen, für die Frau des Wesirs aber einen Kamm. Als der Krämer seinen Kasten aber schon wieder zumachen wollte, da entdeckte der Kalif in einem kleinen Schubfach eine Dose mit einem schwärzlichen Pulver, und dabei ein Papier mit einer fremden Schrift, die keiner von ihnen lesen konnte. Weil aber der Kalif eine besondere Vorliebe für solche alten Papiere hatte, so erstand er die Dose mitsamt der Schrift, die ihm der Händler für ein Geringes auch willig abließ.



„Ich wüßte wohl einen, der die Schrift lesen könnte, gnädigster Herr und Gebieter", sagte der Wesir, als der Händler gegangen war, „es ist Selim, der Gelehrte, der an der großen Moschee wohnt. Er versteht alle Sprachen, laßt ihn kommen, vielleicht weiß er auch diese geheimnisvollen Züge zu deuten."

Alsbald ward der Gelehrte Selim herbeigeholt, und der Kalif gebot ihm, die Schrift zu deuten. „Kannst du sie lesen", sprach der Kalif, „so bekommst du ein neues Festkleid von mir, kannst du es aber nicht, so bekommst du fünfundzwanzig auf die Fußsohlen, weil man dich dann umsonst Selim, den Gelehrten nennt."

Selim verneigte sich tief und betrachtete die Schrift lange Zeit. Dann rief er aus, daß es lateinisch sei und begann, sie zu übersetzen. Sie lautete aber: „Wer von dem Pulver in dieser Dose schnupft und dazu spricht: Mutabor, der kann sich in jedes Tier verwandeln und versteht auch die Sprache der Tiere. Will er wieder in seine menschliche Gestalt zurückkehren, so neige er sich dreimal gegen Osten und spreche jenes Wort dazu. Aber er hüte sich, daß er nicht lache, wenn er verwandelt ist, denn sonst verschwindet das Zauberwort gänzlich aus seinem Gedächtnis, und er muß ein Tier bleiben."

Als Selim, der Gelehrte, also gelesen hatte, da war der Kalif über die Maßen vergnügt. Er ließ ihn schwören, niemand etwas von dem Geheimnis zu sagen, schenkte ihm ein schönes Kleid und entließ ihn. Zu seinem Großwesir aber sagte er: „Das nenne ich gut einkaufen! Morgen früh kommst du zu mir. Wir gehen dann miteinander auf das Feld, schnupfen ein wenig aus meiner Dose, und belauschen dann, was in der Luft und im Wasser, im Wald und im Feld gesprochen wird!"

Am andern Morgen steckte der Kalif die Dose mit dem Zauberpulver in den Gürtel und machte sich mit dem Großwesir auf den Weg zu den Teichen vor den Gärten des Palastes. Dort nämlich hatte er schon öfter einmal den Störchen zugeschaut, wie sie nach Fröschen suchten oder ernsthaft auf und nieder stelzten. So war es auch heute.

„Wie wäre es, gnädigster Herr", sprach der Wesir, „wenn wir zunächst einmal Störche würden und zusähen, ob wir

dann auch wirklich störchisch können? Der eine, der da so würdevoll herumstelzt, und der andere, der da oben in der Luft herangesegelt kommt, die führen gewiß ein unterhaltsames Gespräch miteinander."

Der Kalif war einverstanden. Er zog die Dose aus dem Gürtel hervor und nahm eine gute Prise. Dann bot er sie dem Großwesir dar, der gleichfalls herzhaft schnupfte und beide riefen: „Mutabor!"

Da schrumpften ihre Beine ein und wurden dünn und rot, ihre schönen gelben Pantoffeln wurden unförmliche Storchenfüße, ihre Arme wurden zu Flügeln, ihre Hälse fuhren ellenlang aus den Achseln und weiche Federn bedeckten ihre Körper.

„Ihr habt einen hübschen Schnabel, Herr Großwesir", sprach der Kalif nach langem Erstaunen, „beim Barte des Propheten, so etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen."

„Danke untertänigst", erwiderte der Großwesir, sich verneigend; „aber wenn ich es wagen darf, so möchte ich behaupten, daß Eure Hoheit sich als Storch auch nicht übel macht."

Inzwischen war der andere Storch aus der Luft hernieder geschwebt. Er legte sein Gefieder zurecht und stelzte dem Storch auf der Wiese entgegen, und nun vernahmen der Kalif und sein Großwesir zu ihrem Erstaunen folgendes Gespräch:

„Guten Morgen, Frau Langbein, so früh schon im Grünen?"



„Schönen Dank, lieber Klapperschnabel! Ich habe mir ein kleines Frühstück geholt. Ist Euch vielleicht ein Viertelchen Eidechse gefällig, oder ein Froschschenkelchen?"

„Ach nein, ich danke, ich habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz anderem auf die Wiese. Ich soll heute abend vor den Gästen meines Vaters tanzen, und da will ich mich im stillen ein wenig üben."

Zugleich begann die junge Störchin in den wunderlichsten Bewegungen über das Feld zu schreiten, und der Kalif und sein Wesir staunten ihr nach. Als sie sich aber zuletzt auf einen Fuß erhob und mit den Flügeln anmutig dazu wedelte, da vergaßen die beiden das Verbot und brachen in ein unaufhaltsames Gelächter aus, von dem sie sich erst nach langer Zeit erholten.

„Das war einmal ein Spaß", rief der Kalif, der sich als erster wieder faßte, „das war ein Spaß, der nicht mit Gold zu bezahlen ist." Aber zur gleichen Zeit fiel ihnen beiden ein, daß ihnen das Lachen während der Verwandlung ja verboten war. Da wurden sie rasch wieder ernst.

„Das wäre ein schlechter Spaß, wenn ich nun ein Storch bleiben müßte", sagte der Kalif, „besinne dich auf das dumme Wort, denn ich bringe es nicht mehr heraus."

„Dreimal gegen Osten müssen wir uns bücken", antwortete der Wesir, „und dazu sprechen: Mu–mu–mu."

Allein so oft sie sich auch gen Osten verneigten und so sehnlich sie ihr Mu–mu–mu dazu riefen, das Zauberwort war ihnen entfallen und der Kalif und sein Wesir waren und blieben Störche.

Da wandelten sie traurig durch die Felder fort und wußten nicht, was sie in ihrem Elend anfangen sollten. In die Stadt konnten sie auch nicht zurück, um sich zu erkennen zu geben, denn wer hätte es einem Storchen auch geglaubt, daß er der Kalif von Bagdad sei, und wenn man es auch geglaubt hätte, so würden die Einwohner von Bagdad doch

keinen Storchen zum Kalifen haben wollen. So schlichen sie ein paar Tage lang gar trübselig umher und ernährten sich kümmerlich von Feldfrüchten, denn zu Eidechsen und Fröschen hatten sie doch keinen Appetit. Ihr einziges Vergnügen bestand darin, zuweilen auf die Dächer von Bagdad hinüberzufliegen und zu sehen, was in der Stadt vor sich ging.

Da gewahrten sie eines Tages auf der Straße vor dem Palast des Kalifen einen prächtigen Aufzug. Ein Mann in einem goldgestickten Scharlachmantel kam, von Trommlern und Pfeifern geführt und von glänzenden Trabanten umgeben, herangeritten, und die halbe Stadt sprang ihm nach und schrie: „Heil Mizra, dem Herrscher von Bagdad!"



Da sahen die beiden Störche auf dem Dache des Palastes einander an, und der Kalif sprach: „Ahnst du nun, warum ich verzaubert bin, Großwesir? Dieser Mizra ist der Sohn meines Todfeindes, des mächtigen Zauberers Kaschnur, der mir in einer bösen Stunde Rache schwur. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Folge mir, wir wollen zum Grabe des Propheten fliegen, vielleicht, daß an der heiligen Stätte unser Zauber doch noch gelöst wird."

Damit erhoben sie sich von dem Dache des Palastes und schlugen die Richtung zu dem Grabe des Propheten ein. Mit dem Fliegen wollte es aber gar nicht gut gehen, denn sie hatten noch wenig Übung und als sie gegen Abend tief unter sich die Mauern eines zerfallenen Schlosses erblickten, da beschlossen sie, dort ein Unterkommen für die Nacht zu suchen. Sie ließen sich also herab und wandelten durch die verfallenden Gänge des Schlosses, um nach einem trockenen Plätzchen für die Nacht Ausschau zu halten. Da war es dem Wesir mit einem Male, als habe er in der Nähe ein Seufzen und Stöhnen gehört. Auch der Kalif blieb stehen und nun vernahm auch er von einem finsteren Gange her ein leises Weinen, das aber eher von einem Menschen als von einem Tiere herzurühren schien; da eilte er mutig in den Gang hinein, so inständig ihn der Wesir auch zu halten suchte. Er packte ihn sogar mit dem Schnabel am Flügel und bat ihn flehentlich, sich nicht in neue unbekannte Gefahren zu stürzen. Aber der Kalif, dem auch unter dem Storchenflügel ein tapferes Herz schlug, riß sich von ihm los und war bald vor einer verfallenen Türe angelangt, hinter welcher er nun ganz deutlich ein Jammern und Seufzen vernahm. Er stieß sie mit dem Schnabel auf und nun sah er in dem halb zerstörten Gemach, das durch ein Gitterfenster nur spärliches Mondlicht empfing, eine große Eule am Boden sitzen. Dicke Tränen rollten ihr aus den runden Augen und mit heiserer Stimme stieß sie ihre Klagen hervor. Beim Anblick des Kalifen aber und seines Wesirs, der sich inzwischen auch ein Herz gefaßt hatte, erhob sie ein lautes Freudengeschrei und wischte sich mit dem braungefleckten Flügel die Tränen aus den Augen.

„Willkommen ihr Störche", rief sie in menschlicher Sprache, „ihr kündigt meine Erlösung an, denn durch Störche, so wurde mir prophezeit, werde mir einst ein großes Glück kommen."

Als der Kalif sich von seinem Staunen erholt hatte, bückte er sich mit seinem Storchenhals zu ihr herab, brachte seine dünnen Füße in eine zierliche Stellung und sprach: „Nachteule, deinen Worten nach darf ich glauben, eine Leidensgefährtin in dir zu sehen. Aber ach, deine Hoffnung ist vergeblich, denn du wirst unsere Hilflosigkeit selbst erkennen, wenn du unsere Geschichte hörst." Damit begann er ihr zu erzählen, was ihm und seinem Wesir geschehen war.

„Vernimm nun aber auch meine Geschichte", sagte die Eule, nachdem er geendigt hatte, „und höre, wie ich nicht weniger unglücklich bin als du. Mein Vater ist der König von Indien und ich bin seine einzige Tochter und heiße Lusa. Jener Zauberer Kaschnur, der euch verzauberte, hat auch mich ins Unglück gestürzt. Er kam eines Tages zu meinem Vater und begehrte mich zur Frau für seinen Sohn Mizra, aber mein Vater, der von hitziger Gemütsart ist, ließ ihn die Treppe hinunterwerfen. Doch der Elende wußte sich in anderer Gestalt wieder in meine Nähe zu schleichen, und eines Tages gab er mir, als mein Sklave verkleidet, in meinem Garten einen Trank ein, der mich in diese Eulengestalt verwandelte. Auf diese Weise brachte er mich hierher und schwur mir, daß ich eine Eule bleiben sollte bis an mein Ende, wenn nicht ein edler Mann aus freiem Willen mich auch noch in dieser elenden Gestalt zur Gattin begehrte. Das sollte seine Rache sein an mir und meinem stolzen Vater. Seitdem lebe ich als Einsiedlerin in diesem Gemäuer und selbst die schöne Natur ist mir verschlossen, denn ich bin blind am Tage, und nur wenn der

Mond sein bleiches Licht ausgießt, fällt der verhüllende Schleier vor meinem Auge."
Damit schwieg sie still und wischte sich mit der Flügelspitze abermals die Tränen aus den Augen, denn die Erzählung ihrer Leiden hatte sie sehr ergriffen.
Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzessin in tiefes Nachdenken versunken. „Wenn mich nicht alles täuscht", sagte er dann, „so besteht ein geheimer Zusammenhang zwischen deinem und unserem Unglück; aber wo finde ich den Schlüssel zu diesem Rätsel?"
„O Herr", antwortete die Eule, „auch mir ahnet dies, aber vielleicht sollen wir ihn doch noch finden. Der Zauberer nämlich, der uns beide elend gemacht hat, kommt alle Monate einmal hierher in diese Ruinen. In einem Saale, nicht weit von meinem Gemach, pflegt er dann mit seinen Genossen zu schmausen. Sie erzählen dann einander ihre schändlichen Taten, und ich habe sie schon oft dabei belauscht. Vielleicht, daß er einmal auch das Zauberwort ausspricht, das ihr vergessen habt."
„O teuerste Prinzessin", rief der Kalif, „wann kommen sie zusammen und wo befindet sich jener Saal?"
Die Eule schwieg eine Weile, dann sprach sie: „Ich will es euch sagen, aber nehmt es nicht ungütig, wenn ich es nur unter einer Bedingung vermag: nämlich, daß einer von euch beiden mir als mein Gatte die Hand reicht."
Der Kalif und sein Wesir waren über diesen Antrag etwas betroffen und sie traten zusammen ein wenig vor die Türe hinaus, um sich dort auszusprechen.
„Das wird ein teurer Handel", murmelte der Kalif und ließ betrübt die Flügel hängen; „zwar bin ich der Unverheiratete von uns beiden, aber wer sagt mir denn, daß sie jung und schön ist? Das heißt die Katze im Sack kaufen."
Auch der Wesir ließ die Flügel hängen und sann vergeblich auf einen anderen Ausweg; zuletzt blieb aber doch keine Wahl, wenn der Kalif nicht bis ans Ende seiner Tage ein Storch bleiben wollte. So kehrten sie denn in das Gemach zu der Eule zurück, die sich über den Entschluß des Kalifen hocherfreut zeigte. Wahrscheinlich nämlich, sagte sie, würden sich die Zauberer noch in dieser Nacht versammeln.
Bald darauf führte sie die beiden durch einen endlos langen, finsteren Gang zu einer halbgeborstenen Mauer, aus der ihnen ein heller Schein entgegenstrahlte. Sie schlichen hinzu, und nun konnten sie durch eine Lücke in dem Mauerwerk in einen großen Saal hineinspähen. Viele farbige Lampen erhellten ihn mit ihrem Licht und um eine reichgedeckte Tafel in der Mitte sahen sie acht Männer sitzen, von denen die Störche einen sogleich als jenen Krämer wiedererkannten, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte. Gerade erzählte er die Geschichte des Kalifen und seines Wesirs.
„Welches Wort hast du ihnen denn aufgegeben?" fragte ihn einer der Zauberer.
„Ein recht schweres lateinisches", antwortete er, „es heißt Mutabor."
Als die Störche an ihrer Mauerlücke dieses hörten, kamen sie vor Freude beinah außer sich. Sie liefen auf ihren langen Füßen so schnell dem Tore der Ruine zu, daß ihnen die Eule kaum folgen konnte. Dort sprach der Kalif ge-



rührt zu der Eule: „Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was du an uns getan hast, mich zum Gemahl an.“
Dann aber wandte er sich nach Osten. Dreimal bückten die Störche ihre langen Hälse der Sonne entgegen, die soeben hinter dem Gebirge heraufstieg; „Mutabor“ riefen sie und im Nu waren sie verwandelt, und in der hohen Freude des neugeschenkten Lebens lagen Herr und Diener lachend und weinend einander in den Armen. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie sich umsahen? Eine schöne junge Prinzessin, herrlich geschmückt, stand vor ihnen und lächelte sie an. „Erkennt ihr eure Nachteule nicht mehr?“, sagte sie und reichte dem Kalifen die Hand. Der Kalif aber war von ihrer Schönheit und Anmut so entzückt, daß er ausrief: Es sei sein größtes Glück, daß er in einen Storch verwandelt gewesen sei.
Die drei zogen nun miteinander auf Bagdad zu. Der Kalif fand in seinen Kleidern nicht nur die Dose mit seinem Zauberpulver, sondern auch seinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächsten Dorfe was zu ihrer Reise nötig war, und so kamen sie bald an die Tore von Bagdad. Dort aber erregte die Ankunft des Kalifen großes Erstaunen. Man hatte ihn für tot ausgegeben, und das Volk war daher hocherfreut, seinen geliebten Herrscher wieder zu haben.
Um so mehr aber entbrannte ihr Haß gegen den Betrüger Mizra. Sie zogen in den Palast und nahmen den alten Zauberer und seinen Sohn gefangen. Den Alten schickte der Kalif in dasselbe Gemach der Ruine, das die Prinzessin als Eule bewohnt hatte und ließ ihn dort aufhängen. Dem Sohn aber, welcher nichts von den Künsten des Vaters verstand, ließ der Kalif die Wahl, ob er sterben oder lieber schnupfen wollte. Als er das letztere wählte, bot ihm der Großwesir die Dose. Eine tüchtige Prise und das Zauberwort des Kalifen verwandelte ihn in einen Storchen. Der Kalif ließ ihn in einen eisernen Käfig sperren und in seinem Garten aufstellen.
Lange und vergnügt lebte der Kalif mit seiner Frau, der Prinzessin Lusa. Seine vergnügtesten Stunden aber waren immer die, wenn ihn der Großwesir des Nachmittags besuchte. Da sprachen sie dann oft von ihrem Storchenabenteuer, und wenn der Kalif recht heiter war, so ließ er sich herab, den Großwesir nachzuahmen, wie er als Storch aussah. Er stieg dann ernsthaft mit steifen Füßen im Zimmer auf und ab, klapperte, wedelte mit den Armen wie mit Flügeln und zeigte, wie der Wesir sich vergeblich nach Osten geneigt und Mu-mu dazu gerufen habe. Für die Frau Kalifin und ihre Kinder war diese Vorstellung allemal eine große Freude. Wenn aber der Kalif gar zu lange klapperte und nickte und Mu-mu schrie, dann drohte ihm der Wesir lächelnd, er wolle das, was vor der Türe der Prinzessin Nachteule verhandelt worden sei, der Frau Kalifin mitteilen.

Nach Hauff.

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich

In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die jüngste war so schön, daß die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich verwunderte, so oft sie ihr ins Gesicht schien. Nahe bei dem Schlosse lag ein großer dunkler Wald, und in dem Wald unter einer alten Linde war ein Brunnen; wenn nun der Tag sehr heiß war, so ging das Königskind hinaus in den Wald und setzte sich an den Rand des kühlen Brunnens; und wenn sie Langeweile hatte, so nahm sie eine goldene Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder; und das war ihr liebstes Spielwerk.

Nun trug es sich einmal zu, daß die goldne Kugel der Königstochter nicht in ihre Hände fiel, sondern geradezu ins Wasser hineinrollte. Die Königstochter folgte ihr mit den Augen nach, aber die Kugel verschwand, und der Brunnen war so tief, daß man keinen Grund sah. Da fing sie an zu weinen, und konnte sich gar nicht trösten. Und wie sie so klagte, rief ihr jemand zu: „Was hast du vor, Königstochter, du schreist ja, daß sich ein Stein erbarmen möchte.“ Sie sah sich um, woher die Stimme käme, da erblickte sie einen Frosch, der seinen dicken häßlichen Kopf aus dem Wasser streckte. „Ach, du bist's, alter Wasserpantscher“, sagte sie, „ich weine über meine goldene Kugel, die mir in den Brunnen hinabgefallen ist.“ – „Sei still und weine nicht“, antwortete der Frosch, „ich kann wohl Rat schaffen, aber was gibst du mir, wenn ich sie wieder heraufhole?“ – „Was du willst, lieber Frosch“, sagte sie, „meine Kleider, meine Perlen und Edelsteine, auch noch die goldene Krone, die ich trage.“ Der Frosch antwortete: „Deine Kleider, deine Perlen und Edelsteine, und deine goldene Krone, die mag ich nicht; aber wenn du mich lieb haben willst, und ich soll dein Geselle und Spielkamerad sein, an deinem Tischlein neben dir sitzen, von deinem goldenen Tellerlein essen, in deinem Bettlein schlafen, so will ich dir die goldene Kugel wieder heraufholen.“ „Ach ja“, sagte die Königstochter, „ich verspreche dir alles, was du willst, wenn du sie mir nur wiederbringst.“ Sie dachte aber: „Was der einfältige Frosch schwätzt, der sitzt im Wasser und quakt, und kann keines Menschen Geselle sein.“
Der Frosch aber tauchte seinen Kopf unter, sank hinab in die Tiefe und über ein Weilchen kam er wieder heraufgerudert, hatte die Kugel im Maul und warf sie ins Gras.

Die Königstochter war voll Freude, als sie ihr schönes Spielwerk wieder erblickte, hob es auf und sprang damit fort. „Warte, warte", rief der Frosch, „nimm mich mit, ich kann nicht so schnell laufen wie du." Aber was half es ihm, daß er ihr sein „quak quak" so laut nachschrie als er konnte! Sie hörte nicht darauf, eilte nach Hause und hatte bald den armen Frosch vergessen, der wieder in seinen Brunnen hinabsteigen mußte. Am andern Tage, als sie mit dem König und allen Hofleuten sich zur Tafel gesetzt hatte und von ihrem goldenen Tellerlein aß, da kam, plitsch, platsch, etwas die Marmortreppe heraufgekrochen, klopfte an der Tür und rief: „Königstochter, jüngste, mach mir auf." Sie lief und wollte sehen, wer draußen wäre, als sie aber aufmachte, so saß der Frosch davor. Da warf sie die Tür hastig wieder zu, setzte sich an den Tisch und war ihr ganz angst. Der König sah wohl, daß ihr das Herz gewaltig klopfte und sprach: „Mein Kind, was fürchtest du dich, steht etwa ein Riese vor der Tür und will dich holen?" – „Ach nein", antwortete sie, „es ist ein garstiger Frosch." – „Was will der Frosch von dir?" – „Ach, lieber Vater, als ich gestern im Wald bei dem Brunnen saß und spielte, da fiel meine goldene Kugel ins Wasser. Und weil ich so weinte, hat sie der Frosch wieder heraufgeholt, und ich versprach ihm, er sollte mein Geselle werden, an meinem Tischlein sitzen, von meinem goldenen Tellerlein essen und in meinem Bettlein schlafen, ich dachte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser herauskönnte. Nun ist er draußen und will zu mir herein:" Indem klopfte es zum zweitenmal und rief:



„Königstochter, jüngste,
Mach mir auf,
Weißt du nicht, was gestern
Du zu mir gesagt
Bei dem kühlen Brunnenwasser?
Königstochter, jüngste,
Mach mir auf."

Da sagte der König: „Was du versprochen hast, das mußt du auch halten; geh nur und mach ihm auf." Sie ging und öffnete die Tür. Da hüpfte der Frosch herein, ihr immer auf dem Fuß nach bis zu ihrem Stuhl. Da saß er und rief: „Heb mich herauf zu dir." Sie zauderte, bis es endlich der König befahl. Als der Frosch erst auf dem Stuhl war, wollte er auf den Tisch, und als er da saß, sprach er: „Nun schieb mir dein goldenes Tellerlein näher, damit wir zusammen essen." Das tat sie zwar, und der Frosch ließ sich's gut schmecken, aber ihr blieb fast jedes Bißlein im Halse. Endlich sprach er: „Ich habe mich satt gegessen und bin müde, nun trag mich in dein Kämmerlein und mach dein seiden Bettlein zurecht, da wollen wir uns schlafen legen." Die Königstochter fing an zu weinen und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den sie nicht anzurühren getraute. Der König aber ward zornig und sprach: „Wer dir geholfen hat, als du in der Not warst, den sollst du hernach nicht verachten." Da packte sie ihn mit zwei Fingern, trug ihn hinauf und setzte ihn in eine Ecke. Als sie aber im Bett lag, kam er gekrochen und sprach: „Heb mich herauf oder ich sag's deinem Vater." Da ward sie bitterböse, holte ihn herauf und warf ihn aus allen Kräften

wider die Wand: „Nun wirst du Ruhe haben, du garstiger Frosch.“ Als er aber herabfiel, war er kein Frosch, sondern ein Königssohn mit schönen freundlichen Augen. Der war nun nach ihres Vaters Willen ihr lieber Geselle und Gemahl. Da erzählte er ihr, er wäre von einer bösen Hexe verwünscht worden und niemand hätte ihn aus dem Brunnen erlösen können als sie allein, und morgen wollten sie zusammen in sein Reich gehen. Dann schliefen sie ein, und am andern Morgen, als die Sonne sie aufweckte, kam ein Wagen angefahren mit acht weißen Pferden bespannt, die hatten weiße Straußfedern auf dem Kopf, und hinten stand der Diener des jungen Königs, das war der treue Heinrich. Der treue Heinrich hatte sich so betrübt, als sein Herr war in einen Frosch verwandelt worden, daß er drei eiserne Bande hatte um sein Herz legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge. Der Wagen aber sollte den jungen König in sein Reich abholen; der treue Heinrich hob beide hinein, stellte sich wieder hinten auf und war voller Freude über die Erlösung. Und als sie ein Stück Wegs gefahren waren, hörte der Königssohn, daß es hinter ihm krachte, als wäre etwas zerbrochen. Da drehte er sich um und rief:



„Heinrich, der Wagen bricht.“ –
„Nein, Herr, der Wagen nicht,
Es ist ein Band von meinem Herzen,
Das da lag in großen Schmerzen,
Als Ihr in dem Brunnen saßt,
Als Ihr eine Fretsche wast.“

Noch einmal und noch einmal krachte es auf dem Wege, und der Königssohn meinte immer, der Wagen bräche, und es waren doch nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr erlöst und glücklich war.

Nach den Brüdern Grimm.

Jorinde und Joringel

Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen Wald, darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein. Das war eine Erzzauberin. Am Tage machte sie sich zur Katze oder zur Nachteule, des Abends aber wurde sie ordentlich wie ein Mensch gestaltet. Sie konnte das Wild und die Vögel herbeilocken und dann schlachtete sie, kochte und briet es. Wenn jemand auf hundert Schritte dem Schloß nahe kam, so mußte er stille stehen und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis sie ihn lossprach. Wenn aber eine keusche Jungfrau in diesen Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel und sperrte sie dann in einen Korb ein, und trug den Korb in eine Kammer des Schlosses. Sie hatte wohl siebentausend solcher Körbe im Schlosse.

Nun war einmal eine Jungfrau, die hieß Jorinde; sie war schöner als alle andern Mädchen. Die, und dann ein gar schöner Jüngling, namens Joringel, hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Brauttagen und hatten ihr größtes Vergnügen einer am andern. Damit sie nun einmal vertraut zusammen reden könnten, gingen sie in den Wald spazieren. „Hüte dich“, sagte Joringel, „daß du nicht so nahe ans Schloß kommst.“ Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Waldes und die Turteltaube sang kläglich auf den alten Maibuchen.

Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin im Sonnenschein und klagte; Joringel klagte auch. Sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen; sie sahen sich um, waren irre und wußten nicht, wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg und halb war sie unter. Joringel sah durchs Gebüsch und sah die alte Mauer des Schlosses nahe bei sich; er erschrak und wurde todbang. Jorinde sang:

„Mein Vöglein mit dem Ringlein rot,
Singt Leide, Leide, Leide;
Es singt dem Täubelein seinen Tod,
Singt Leide, Lei-zicküth, zicküth, zicküth.“

Joringel sah nach Jorinde, da war sie in eine Nachtigall verwandelt, die sang zicküth, zicküth, und eine Nachteule

mit glühenden Augen flog dreimal um sie herum. Joringel konnte sich nicht regen, er stand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter; die Eule flog in einen Strauch und gleich darauf kam eine alte krumme Frau daraus hervor, ganz gelb und mager, mit großen roten Augen und krummer Nase, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte, fing die Nachtigall und trug sie auf der Hand fort. Joringel aber vermochte kein Wort hervorzubringen, und sich nicht mehr von der Stelle zu rühren. Die Nachtigall aber war und blieb verschwunden. Nach langer Zeit aber kam das Weib wieder und sagte mit dumpfer Stimme: „Grüß dich Zachiel, wenn's Möndel ins Körbel scheint, bind los, Zachiel, zu guter Stund." Da wurde Joringel los. Er fiel vor dem Weib auf die Knie und bat, sie möchte ihm seine Jorinde wiedergeben, aber sie sagte, er solle sie nie wieder haben und verschwand. Er rief und weinte und jammerte, aber es war alles ganz umsonst. Zuletzt ging er fort und kam endlich in ein fremdes Dorf; da hütete er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei.



Endlich träumte er einmal des Nachts, er fände eine blutrote Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war. Die Blume brach er ab und ging damit zum Schlosse. Alles, was er mit der Blume berührte, war von der Zauberei frei. Auch träumte er, er hätte seine Jorinde dadurch wiederbekommen.

Am anderen Morgen, als er erwachte, fing er an durch Berg und Tal zu suchen, ob er nirgends eine solche Blume fände. Er suchte bis an den neunten Tag, da fand er die blutrote Blume am Morgen früh; auf dem Grunde ihres Blütenkelches ruhte ein großer Tautropfen, so schimmernd schön wie die schönste Perle. Er brach sie ab und wanderte mit ihr Tag und Nacht bis zum Schlosse. Wie er auf hundert Schritt nah bis zum Schloß kam, da ward er nicht fest, sondern ging fort bis ans Tor, berührte die Pforte mit der Blume und sie sprang auf. Er ging hinein durch den Hof, horchte, wo er die vielen Vögel vernähme, und endlich hörte er sie auch. Da stieg er hinauf und fand den Saal, darauf war die Zauberin und fütterte die Vögel in den siebentausend Körben. Wie sie den Joringel sah, ward sie bös, und spie Gift und Galle gegen ihn aus, aber sie konnte auf zwei Schritte nicht an ihn herankommen. Er aber kehrte sich nicht an sie und besah die Körbe mit den Vögeln; da waren aber viele hundert Nachtigallen, wie sollte er nun seine Jorinde wiederfinden? Indem bemerkte er, daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel wegnahm und damit nach der Türe gehen wollte. Flugs sprang er herzu, berührte das Körbchen mit der Blume und auch das alte Weib. Nun konnte sie nicht mehr zaubern und Jorinde stand da, so schön, wie sie ehemals war und hatte ihn um den Hals gefaßt. Da machte er auch all die andern Vögel wieder zu Jungfrauen, und dann ging er mit seiner Jorinde nach Hause und sie lebten lange vergnügt zusammen.

Nach den Brüdern Grimm.

Der Arme und der Reiche

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, bevor er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Weg vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herrgott, dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, bei ihm will ich übernachten. Der Reiche, als er an seine Türe klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suchte. Der Herr antwortete: „Ich bitte um ein Nachtlager."

Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und aussah wie einer, der nicht viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopfe und sprach: „Ich kann Euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen; sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Tür klopft, so könnte ich selber den Bettelstab nehmen. Sucht Euch anderswo ein Unterkommen." Schlug damit sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken und ging hinüber zu dem kleinen Haus. Kaum hatte er angeklopft, so klinkte der Arme schon sein Türchen auf und bat den Wandersmann einzutreten. „Bleibt die Nacht über bei mir", sagte er, „es ist schon ganz finster, und heute könnt Ihr doch nicht weiter kommen." Das gefiel dem lieben Gott und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und vorliebnehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gerne. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer und melkte ihre Ziege, derweil sie kochten, damit sie ein wenig Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott nieder und aß mit ihnen, und schmeckte ihm die schlichte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei.

Nachdem sie gegessen hatten, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hör, lieber Mann, wir wollen uns heute nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer sich in unserem Bett ausruhen kann, denn er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde." – „Von Herzen gern", antwortete er, „ich will's ihm anbieten." Ging zum lieben Gott und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möchte er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, aber sie ließen nicht ab, bis er sich in ihr Bett legte; sie selber aber machten sich eine Streu auf der Erde.

Am andern Morgen standen sie vor Tag auf und kochten dem Gast ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fenster schien und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Tür stand, kehrte er sich um und sprach: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen." Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, solange wir leben, gesund dabei bleiben und unser notdürftiges tägliches Brot haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen." Der liebe Gott sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?" – „O ja", sagte der Mann, „wenn ich das auch noch erhalten könnte, so wär's mir wohl lieb." Da erfüllte der Herr ihre Wünsche, verwandelte ihr altes Haus in ein neues, gab ihnen nochmals seinen Segen und zog weiter.



Es war schon voller Tag, als der Reiche aufstand. Er legte sich ins Fenster und sah gegenüber ein neues reinliches Haus mit roten Ziegeln, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er große Augen, rief seine Frau herbei und sprach: „Sag mir, was ist geschehen? Gestern abend stand noch die alte elende Hütte, und heute steht da ein schönes neues Haus. Lauf hinüber, und höre wie das gekommen ist." Die Frau ging und fragte den Armen aus; er erzählte ihr: „Gestern abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt, die ewige Seligkeit, Gesund-

heit in diesem Leben und das notdürftige tägliche Brot dazu und zuletzt noch statt unsrer alten Hütte ein schönes neues Haus."



Die Frau des Reichen lief eilig zurück und erzählte ihrem Mann, wie alles gekommen war. Der Mann sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen: hätte ich das nur gewußt! Der Fremde ist zuvor hier gewesen und hat bei uns übernachten wollen, ich habe ihn aber abgewiesen." – „Eil dich", sagte die Frau, „und setz dich auf dein Pferd, so kannst du den Mann noch einholen, und dann mußt du dir auch drei Wünsche gewähren lassen."

Der Reiche befolgte den guten Rat, jagte mit seinem Pferd davon und holte den lieben Gott noch ein. Er redete fein und lieblich und bat, er möcht's nicht übel nehmen, daß er nicht gleich wäre eingelassen worden, er hätte den Schlüssel zur Haustüre gesucht, derweil wäre er weggegangen, wenn er des Wegs zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja", sprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es tun." Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche tun dürfe, wie sein Nachbar? Ja, sagte der liebe Gott, das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und er sollte sich lieber nichts wünschen. Der Reiche meinte, er wollte sich schon etwas aussuchen, das zu seinem Glück gereiche, wenn er nur wüßte, daß es erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „Reit heim, und drei Wünsche, die du tust, die sollen in Erfüllung gehen."

Nun hatte der Reiche, was er verlangte, ritt heimwärts und fing an nachzusinnen, was er sich wünschen sollte. Wie er sich so bedachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammenbringen konnte. Er klopfte ihm den Hals und sagte: „Sei ruhig, Liese", aber das Pferd machte aufs neue Männchen. Da ward er zuletzt ärgerlich und rief ganz ungeduldig: „So wollt ich, daß du den Hals zerbrächst!" Wie er das Wort ausgesprochen hatte, plump, fiel er auf die Erde, und lag das Pferd tot und regte sich nicht mehr; damit war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber von Natur geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stiche lassen, schnitt's ab, hing's auf seinen Rücken und mußte nun zu Fuß gehen.

Du hast noch zwei Wünsche übrig, dachte er und tröstete sich damit. Wie er nun langsam durch den Sand dahinging und zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm so warm und verdrießlich zumut: der Sattel drückte ihn auf den Rücken, und es war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. „Wenn ich mir auch alle Schätze der Welt wünsche", sprach er zu sich, „so fällt mir hernach noch allerlei ein, dieses oder jenes, das weiß ich im voraus; ich will's aber so einrichten, daß mir gar nichts mehr übrig zu wünschen bleibt." Dann seufzte er und sprach: „Ja, wenn ich der bayrische Bauer wäre, der auch drei Wünsche frei hatte, der wußte sich zu helfen, der wünschte sich zuerst recht viel Bier, und zweitens so viel Bier, als er trinken könnte, und drittens noch ein Faß Bier dazu." Manchmal meinte er jetzt, er hätte es gefunden, aber hernach schien's ihm doch zu wenig. Da kam ihm so in die Gedanken, was es seine Frau jetzt gut hätte, die säße daheim in einer kühlen Stube und ließe sich's wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, sprach er so hin, „ich wollte, die säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn da auf meinem Rücken schleppe". Und wie das letzte Wort aus seinem Munde kam, so war der Sattel von seinem Rücken verschwunden und er merkte, daß auch sein zweiter Wunsch war in Erfüllung gegangen. Da ward ihm erst recht heiß, er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam in seine Kammer hinsetzen und auf etwas Großes für den letzten Wunsch sinnen.

Wie er aber ankommt und die Stubentüre aufmacht, sitzt da seine Frau mittendrin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichtümer der Welt herbeiwünschen, nur bleib da sitzen." Sie schalt ihn aber einen Schafskopf und sprach: „Was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze; du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunter helfen."

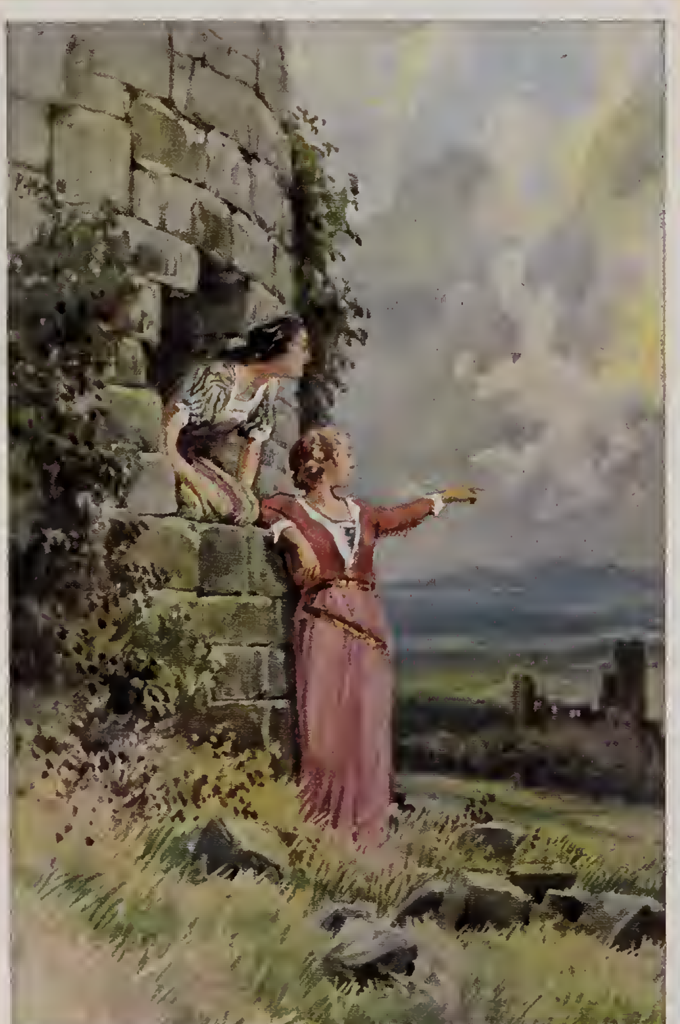
Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch tun, daß sie vom Sattel ledig würde und heruntersteigen könnte; und der Wunsch ward alsbald erfüllt. Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe, Scheltworte und ein verlorenes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

Brüder Grimm.

Jungfrau Maleen

Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn, der begehrte die Tochter eines anderen mächtigen Königs zur Gemahlin. Sie hieß Jungfrau Maleen und war wunderschön. Aber ihr Vater wollte sie einem anderen geben, darum ward sie ihm versagt. Da sich beide aber von ganzem Herzen liebten, so wollten sie nicht voneinander lassen und die Jungfrau Maleen sprach zu ihrem Vater: „Nimmermehr will ich einen anderen zu meinem Gemahl nehmen."

Da geriet der Vater in Zorn und ließ einen finsteren Turm bauen, in den kein Strahl von Sonne und Mond fiel. „Darin", so sprach er, „sollst du nun sieben Jahre lang sitzen. Dann will ich kommen und sehen, ob dein trotziger Sinn gebrochen ist." Für die sieben Jahre ward Speise und Trank in den Turm getragen, dann ward sie mit ihrer Kammerjungfer hineingeführt und eingemauert und also von Himmel und Erde geschieden. Da saßen sie in der Finsternis und wußten nicht, wann Tag und Nacht anbrach. Der Königssohn ging oft um den Turm herum und rief ihren Namen, aber kein Laut drang von außen durch die dicken Mauern. Was konnten sie anders tun als jammern und klagen? So ging die Zeit dahin. Endlich merkten sie an der Abnahme von Speise und Trank, daß die



sieben Jahre ihrem Ende sich näherten. Sie dachten, der Augenblick ihrer Erlösung wäre gekommen, aber kein Hammerschlag ließ sich hören und kein Stein wollte aus der Mauer fallen. Es schien, als ob ihr Vater sie vergessen hätte. Als sie nur noch für kurze Zeit Nahrung hatten und einen jämmerlichen Tod voraussahen, da sprach die Jungfrau Maleen: „Wir müssen versuchen, ob wir die Mauer durchbrechen." Sie nahm das Brotmesser und grub und bohrte an dem Mörtel eines Steines, und wenn sie müde war, so löste die Kammerjungfer sie ab. Endlich gelang es ihnen, einen Stein herauszunehmen, dann einen zweiten und dritten und nach drei Tagen fiel der erste Lichtstrahl in ihre Dunkelheit und endlich war die Öffnung so groß geworden, daß sie hinausschauen konnten. Der Himmel war blau und eine frische Luft wehte ihnen entgegen, aber wie traurig sah ringsumher alles aus: das Schloß ihres Vaters lag in Trümmern, die Felder waren weit und breit verheert und keine Menschenseele ließ sich blicken. Da sprang zuerst die Kammerjungfer herab und dann folgte die Jungfrau Maleen. Aber wo sollten sie sich hinwenden. Die Feinde hatten das ganze Reich verwüstet, den König verjagt und alle Einwohner erschlagen. Darum fanden sie nirgends ein Obdach oder einen Menschen, der ihnen einen Bissen Brot gab, so weit sie auch wanderten, und ihre Not ward endlich so groß, daß sie ihren Hunger an einem Brennesselbusch stillen mußten. Zuletzt kamen sie aber doch in eine große Stadt und gingen nach dem königlichen Hof, und dort sagte ihnen der Koch, daß sie in der Küche bleiben könnten und als Aschenputtel dienen.

Der Sohn des Königs, an dessen Hof sie gelangt waren, war aber gerade der Verlobte der Jungfrau Maleen gewesen. Der Vater hatte ihm eine andere Braut bestimmt, die ebenso häßlich von Angesicht, als böse von Herzen war. Die Hochzeit war festgesetzt und die Braut schon angelangt. Aber sie ließ sich von niemand sehen und schloß sich in ihre Kammer ein, und die Jungfrau Maleen mußte ihr das Essen aus der Küche bringen. Als der Tag herankam, wo die Braut mit dem Bräutigam in die Kirche gehen sollte, so schämte sie sich ihrer Häßlichkeit und fürchtete, sie würde von den Leuten verspottet und ausgelacht. Darum sprach sie zur Jungfrau Maleen: „Ich habe mir den Fuß vertreten und kann nicht gut über die Straße gehen. Du sollst meine Brautkleider anziehen und meine Stelle einnehmen; eine größere Ehre kann dir nicht zuteil werden." Die Jungfrau Maleen aber schlug es aus und sagte: „Ich verlange keine Ehre, die mir nicht gebührt." Da sprach die Braut zornig: „Wenn du mir nicht gehorchst, so kostet es dir dein Leben; ich brauche nur ein Wort zu sagen, so wird dir der Kopf vor die Füße gelegt." Da mußte die Jungfrau Maleen gehorchen.



Als sie in den königlichen Saal eintrat, erstaunten alle über ihre große Schönheit, und auch der Bräutigam erstaunte sehr und dachte: sie gleicht meiner Jungfrau Maleen, aber die sitzt schon lange im Turm gefangen oder ist tot. Er nahm sie an der Hand und führte sie zur Kirche. An dem Wege stand ein Brennesselbusch, da sprach sie:

„Brennettelbusch,
Brennettelbusch so kleene,
Wat steist du hier alleene?
Ik hef de Tyt geweten
Da hef ik dy ungesaden
Ungebraten eten."

„Was sprichst du da?" fragte der Königssohn. „Nichts", antwortete sie, „ich dachte nur an die Jungfrau Maleen." Er verwunderte sich, daß sie von ihr wußte, schwieg aber still. Als sie an den Steg vor den Kirchhof kamen, sprach sie:

„Karkstegels, brik nich,
Bün de rechte Brut nich."

„Was sprichst du da", fragte der Königssohn. „Nichts", antwortete sie, „ich dachte nur an die Jungfrau Maleen." – „Kennst du die Jungfrau Maleen?" – „Nein", antwortete sie, „wie soll ich sie kennen, ich habe nur von ihr gehört." Als sie an die Kirchentür kamen, sprach sie abermals:

„Karkendär, brik nich,
Bün de rechte Brut nich."

„Was sprichst du da", fragte er. „Ach", antwortete sie, „ich habe nur an die Jungfrau Maleen gedacht." Da zog er ein kostbares Geschmeide hervor und legte es ihr um den Hals. Darauf traten sie in die Kirche und der Priester legte vor dem Altar ihre Hände ineinander und vermählte sie. Er führte sie zurück, aber sie sprach auf dem ganzen Wege kein Wort. Als sie wieder in dem Schloß angelangt waren, eilte sie in die Kammer der Braut, legte die prächtigen Kleider und den Schmuck ab, zog ihren grauen Kittel an und behielt nur das Geschmeide um den Hals, das sie von dem Bräutigam empfangen hatte.

Als die Nacht herankam und die Braut in das Zimmer des Königssohnes sollte geführt werden, da ließ sie den Schleier über ihr Gesicht fallen, damit er den Betrug nicht merken sollte. Sobald alle Leute fortgegangen waren, sprach er zu ihr: „Was hast du doch zu dem Brennesselbusch gesagt, der an dem Wege stand?" – „Zu welchem Brennesselbusch", fragte sie, „ich spreche mit keinem Brennesselbusch." – „Wenn du es nicht getan hast", sagte er, „so bist du die rechte Braut nicht." Da half sie sich und sprach:

„Mut heruet na myne Maegt,
De my myn Gedanken draegt."

Sie ging hinaus und fuhr die Jungfrau Maleen an:

„Was hast du zu dem Brennesselbusch gesagt?“ – „Ich sagte nichts als:

„Brennettelbusch,
Brennettelbusch so kleene,
Wat steist du hier alleene?
Ik hef de Tyt geweten
Da hef ik di ungesaden
Ungebraten eten.“

Die Braut lief in die Kammer zurück und wiederholte die Worte, die sie eben gehört hatte. „Aber was sagtest du zu dem Kirchensteg, als wir darübergingen?“ fragte der Königssohn. „Zu dem Kirchensteg?“ antwortete sie, „ich spreche mit keinem Kirchensteg.“ – „Dann bist du auch die rechte Braut nicht.“ Sie sagte wiederum:

„Mut heruet na myne Maegt,
De my myn Gedanken draegt.“

Lief hinaus und fuhr die Jungfrau Maleen an: „Was hast du zu dem Kirchensteg gesagt?“ – „Ich sagte nichts als:

„Karkstegels, brik nich,
Bün de rechte Brut nich.“

„Das kostet dich dein Leben“, rief die Braut, eilte aber in die Kammer und sagte: „Jetzt weiß ich, was ich zu dem Kirchensteg gesprochen habe“, und wiederholte die Worte. „Aber was sagtest du zur Kirchentür?“ – „Zur Kirchentür?“ antwortete sie, „ich spreche mit keiner Kirchentür.“ – „Dann bist du auch die rechte Braut nicht.“ Sie ging hinaus und fuhr die Jungfrau Maleen an: „Was hast du zu der Kirchentür gesagt?“ – „Ich sagte nichts als:

„Karkendär brik nich,
Bün de rechte Brut nich.“

„Das bricht dir den Hals“, rief die Braut in wildem Zorn, eilte aber zurück in die Kammer und wiederholte die Worte. „Aber wo hast du das Geschmeide, das ich dir an der Kirchentür gab?“ – „Was für ein Geschmeide“, antwortete sie, „du hast mir kein Geschmeide gegeben.“ – „Ich habe es dir selbst um den Hals gelegt“, sprach der Königssohn, „wenn du das nicht weißt, so bist du die rechte Braut nicht.“ Damit zog er ihr den Schleier vom Angesicht, und als er ihre große Häßlichkeit erblickte, sprang er erschrocken zurück und sprach: „Wie kommst du hierher? Wer bist du?“ – „Ich bin deine verlobte Braut“, sprach sie, „aber weil ich fürchtete, die Leute würden mich verspotten, wenn sie mich draußen erblickten, so habe ich dem Aschenputtel befohlen, meine Kleider anzuziehen und statt meiner zur Kirche zu gehen.“ – „Wo ist das Mädchen“, sagte er, „ich will es sehen, geh und hole es her.“
Sie aber ging hinaus und sagte den Knechten, das Aschenputtel sei eine Betrügerin, sie sollten es in den Hof hinabführen und ihm den Kopf abschlagen. Die Knechte packten es und wollten es fortschleppen, aber es schrie so laut um Hilfe, daß der Königssohn seine Stimme vernahm und den Befehl gab, das Mädchen augenblicklich loszulassen. Es wurden Lichter herbeigeholt, und da bemerkte er an ihrem Halse den Goldschmuck, den er ihm vor der Kirchentür gegeben hatte.
„Du bist die rechte Braut“, sagte er, „die mit mir zur



Kirche gegangen ist; komm mit mir in meine Kammer." Als sie beide allein waren, sprach er: „Du hast auf dem Kirchgang die Jungfrau Maleen genannt, die meine verlobte Braut war; wenn ich dächte, es wäre möglich, so müßte ich glauben, sie stände vor mir: du gleichst ihr in allem." Sie antwortete: „Ich bin die Jungfrau Maleen, die um dich sieben Jahre in der Finsternis gefangen gesessen, Hunger und Durst gelitten. Aber heute bescheint mich die Sonne wieder. Ich bin dir in der Kirche angetraut und bin deine rechtmäßige Gemahlin." Da küßten sie einander und waren glücklich für ihr Lebtag. Der falschen Braut aber ward zur Vergeltung der Kopf abgeschlagen.

Der Turm, in welchem die Jungfrau Maleen gesessen hatte, stand noch lange Zeit, und wenn die Kinder vorübergingen, so sangen sie:

„Kling, klang, kloria,
Wer sitt in dissen Thoria?
Dar sitt en Königsdochter in,
Die kann ik nich to seen krygn,
De Muer de will nich bräken,
De Steen de will nich stechen.
Hänschen mit de bunte Jak,
Kumm und folg my achterna."

Nach den Brüdern Grimm.

Rattenkönig Birlibi

Vor vielen Jahren ist im Pommerland ein reicher Bauer durch seine nächtlichen Gänge in den Wald um all sein Hab und Gut gekommen. Er ist ein starker Jäger gewesen und war deswegen oft des Nachts im Wald, wo er seine Eisen gelegt hatte und auf den Fang lauerte. Da hat er manche wunderlichen und sonderbaren Dinge gesehen und gehört, und zuletzt ist ihm auch der Rattenkönig Birlibi begegnet. Einmal nämlich, als er wieder einmal nach Mitternacht im tiefen Tann auf den Fuchs lauerte, da hörte er aus der Ferne ein vielstimmiges und kreischendes Getöse, und immer klang es mit heller Stimme heraus: Birlibi, Birlibi! Da erinnerte er sich des Märchens vom Rattenkönig, das er als Kind oftmals hatte erzählen hören: wie er nämlich eine goldene Krone trage und über alle Wiesel, Hamster, Ratten, Mäuse und dergleichen springinsfeldisches Gesindel herrsche und ein gewaltiger Waldkönig sei. Als er aber schon auf dem Sprunge war, auf den Lärm loszugehen und Nachschau zu halten, fiel ihm das Sprichwort ein: Bleibe weg, wo du nichts zu tun hast, so behältst du deine Nase.

Aber das Birlibi tönte ihm nach, solange er noch im Walde war und in der zweiten und dritten Nacht war es nicht anders. Doch ließ er sich nicht anfechten und sprach zu sich: Laß den Teufel und sein Gesindel ihr tolles Wesen treiben; sie können dem nichts tun, der sich nicht mit ihnen abgibt. In der vierten Nacht aber hat es ihn doch überwältigt.

Es ist die Walpurgisnacht gewesen, und wieder lärmte es von fern und das Birlibi klang hell darunter. Aber das war der Bauer nun schon gewohnt und er kümmerte sich nicht darum. Um Mitternacht jedoch, als es im fernen Dorf eben zwölfe geschlagen hatte, da kam ein ganz anderes Birlibi aus dem Walde hervor, daß dem Bauern die Haare zu Berge standen und daß er gerne davongelaufen wäre, wenn er es noch vermocht hätte. Mit einem Male nämlich tönte der ganze Wald von Trommeln und Pfeifen und Pauken und Trompeten und es wurde hell darin wie von tausend brennenden Lichtern, und die Bäume begannen zu sausen und die Büsche zu pfeifen und alle Steine und Felsen tanzten und sprangen, und dann kamen die Untertanen und Mannen des Rattenkönigs selber daher. Es waren die Füchse und Iltisse und Marder und Wiesel und Hamster und Siebenschläfer und Murmeltiere und Ratten und Mäuse in so zahlloser Menge, daß es schien, als seien sie aus der ganzen Welt zusammengetrommelt. Sie liefen und sprangen und hüpften auf ihre Hinterfüße aufgerichtet durcheinander, als ob sie toll wären. In den Vorderfüßen aber trugen sie grüne Birkenzweige und jubelten und tosten und heulten und kreischten durcheinander jeder auf seine Weise. In den Lüften aber ging es ebenso wild als auf der Erde: Da flogen die Eulen und Kauze und Fledermäuse und Uhus und verkündigten mit ihren gellenden und kreischenden Kehlen und ihren flatternden und schwirrenden Flügeln ihre Freude.

Der Bauer stand erschrocken mitten im Gewimmel und Geschwirre und wußte nicht aus noch ein, denn die Tiere versperrten ihm den Weg, und auf einmal leuchtete es noch heller auf und viele tausend Stimmen sangen das Lied vom Rattenkönig, daß es greulich durch den Wald erscholl. Sie sangen:

Macht auf, macht auf die Pforten
Und wallet her von allen Orten.
Geladen seid ihr allzugleich,
Der König ziehet durch sein Reich.

Ich bin der große Rattenkönig,
Komm her zu mir, hast du zu wenig!
Von Gold und Silber ist mein Haus,
Das Geld meß ich mit Scheffeln aus.

Es war aber der Rattenkönig selber, der nun einhergezogen kam. Er war groß wie ein Mastochse und saß auf einem goldenen Wagen und hatte eine goldene Krone auf dem Haupt und hielt ein goldenes Zepter in der Hand, und



neben ihm saß seine Gemahlin. Sie hatte auch eine goldene Krone auf und war so fett, daß sie glänzte; und sie hatten ihre langen kahlen Schwänze hinter sich zusammenverschlungen und spielten damit, denn ihnen war sehr wohlig zumute. Der Wagen, auf dem sie saßen, wurde von sechs mageren Wölfen gezogen, und zwei lange Kater standen als Diener hinten drauf und hielten brennende Fackeln. Zwölf Hasen aber mit großen Trommeln schritten dem Zuge voran und trommelten unaufhörlich.

Dem Bauern schauderte die Haut auf dem ganzen Leibe und er versuchte, ob er nicht doch noch fortkönnte. Aber der Zug brauste immer frisch fort durch den Wald, und er mußte mit. So ging es, bis sie an die äußerste Ecke des Waldes kamen; da war ein offenes Feld, und dort hielten viele hundert Wagen, die mit Speck und Fleisch und Korn und Nüssen hochbeladen waren. Die Bauern aber, denen die Wagen gehörten, trugen die Säcke mit dem Korn und dem Speck und den Nüssen hinein in den Wald, und als sie ihn erblickten, da riefen sie ihm zu: „Komm her und hilf uns tragen.“ Da ging er hin und half ihnen die Säcke tragen, aber er war so verwirrt, daß er nicht wußte, was er tat. Es deuchte ihm aber, als sehe er unter den Bauern viele bekannte Gesichter.

Es waren aber lauter Bauern, die sich dem Rattenkönig zum Dienst verschworen hatten. Darum mußten sie in der Walpurgisnacht den Raub zum Walde fahren, den des Rattenkönigs Untertanen aus allen Scheuern und Speichern und Kellern der ganzen Welt zusammengestohlen und gemaust hatten. Als aber alle Wagen abgeladen waren und das Gesindel alles grips und graps in das Dickicht geschleppt hatte, da kamen wohl hundert große Ratten und gossen Gold aus Scheffeln auf den Weg und auf das Feld und sangen dazu:

Hände her, Mützen her,
Wer will mehr? Wer will mehr?
Lustig, lustig heut geht's toll,
Lustig! Händ und Mützen voll.

Da fielen die Bauern wie die hungrigen Raben über das ausgeschüttete Gold her, und ein jeder raffte sich, was er nur erraffen konnte. Als sie aber noch in bester Arbeit waren, wie die Tauben, unter die man Erbsen geworfen, da krähte der Morgenhahn und in einem Hui war alles verschwunden als wäre es nur ein Traum gewesen, und der Bauer stand ganz allein da am Walde. Da ging er schweren Herzens nach Hause, aber auch seine Taschen waren schwer von rotem Golde, denn er hatte mit den anderen mitgerafft, was er nur erraffen konnte.

Eine Zeitlang ging er nach diesem Abenteuer nicht mehr in den Wald, denn er hatte ein heimliches Grauen davor. Aber dann vergaß er die Walpurgisnacht und den Zug des Rattenkönigs allmählich doch und machte sich im Mond- und Sternenschein wieder auf seinen Fuchs- und Marderfang.

Von dem Rattenkönig und seinem Birlibi sah und hörte er nichts mehr und dachte immer seltener daran.

Als es aber auf den Frühling zuging, da vernahm er

um Mitternacht zuweilen wieder das Birlibi klingen. Dann rannte er aus dem Walde nach Hause so schnell er nur konnte. Manchmal träumte ihm auch zur Nacht, als stehe der Rattenkönig vor seiner Tür und klopfe an. Dann machte er ihm im Traume auf, und da sah er ihn leibhaftig vor sich, wie er damals im Wagen gesessen; nur war er nicht mehr so häßlich, sondern war von lauterem Golde. Und er sang ihm mit süßer Stimme sein Lied ins Ohr und flüsterte ihm zu: „Du kommst doch wieder zur Walpurgisnacht und hilfst Säcke tragen und holst dir deine Tasche voll Dukaten?"

Zwar sprach der Bauer, wenn er aus solchen Träumen erwachte wohl zu sich selbst: Warte nur König Birlibi, ich komme dir nicht zu deinem Feste. Aber je näher die Walpurgisnacht kam, um so mehr wuchs in ihm die Gier dabei zu sein; und als sie gekommen war, da litt es ihn nicht mehr zu Hause. Die großen Ratten, die das Gold aus Scheffeln auf den Boden schütteten, fielen ihm wieder ein, und zuletzt stand er doch auf und schlich sich hinaus in den Wald. Da hat er diese zweite Walpurgisnacht ebenso wieder erlebt, wie das erstemal. Nur daß er sich diesmal einen Sack für das Gold mitgenommen hatte und viel mehr einsammeln konnte als das Jahr zuvor.

Nun aber deuchte ihm, er habe des Goldes genug, und er tat einen hohen Schwur, daß er hinfort nimmermehr in den Wald gehen würde, und er hielt ihn auch, so oft ihm auch noch der goldene Rattenkönig im Traume erschien.

So verging manches Jahr und er war nun ein sehr reicher Mann geworden, der sich für seine Dukaten manches Gut gekauft hatte. Aber zuletzt ist der Rattenkönig doch noch seiner Herr geworden. Er war ergrimmt auf ihn, weil er an seinen hohen Festen in der Walpurgisnacht ganz ausblieb. Darum schickte er eines Tages sein Gesindel gegen ihn aus, um sich zu rächen.

Zuerst erschienen die Mäuse in unermeßlichen Scharen und fraßen ihm das Korn vom Felde und aus den Scheuern, sosehr er sich mit den Seinen auch abmattete, ihrer Herr zu werden. Dann kamen die Wiesel und Marder und Ratten und schlachteten ihm die Hühner und Tauben und Gänse, und dann holten die Füchse und die Wölfe ihm alle seine Lämmer, Schafe, Füllen und Kälber. Sie trieben es so arg, daß der Bauer in wenig Jahren um Güter und Höfe, um Pferde, Rinder, Schafe und Kälber gekommen ist und am Ende nicht ein einziges Huhn mehr sein eigen nennen konnte. Da mußte er als ein armer Mann mit dem Bettelstab in der Hand mit Weib und Kindern von Haus und Hofe gehen und sich auf seine alten Tage als Tagelöhner verdingen.

Oft hat er nachmals erzählt, wie er durch den Rattenkönig Birlibi zu seinem Reichtum gekommen ist und wie er ihn dann durch ihn auch wieder hat verlieren müssen. Aber bei allen seinen Schätzen, sagte er, sei ihm doch nie ganz wohl ums Herz gewesen, weil solches keinen Segen in sich habe; ja eigentlich sei er damals elender daran gewesen als nachher, da er oft froh war, wenn er des Abends nur Salz und Kartoffeln gehabt hätte.

Nach E. M. Arndt.



Inhaltsverzeichnis

